



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

Zweites Buch. Die Klugheit der Jesuiten und das Riesenmäßige ihres
Wachstums.

urn:nbn:de:hbz:466:1-11947

Zweites Buch.

Die Klugheit der Jesuiten

und

das Riesenhäßige ihres Wachstums.

Motto: Figlia son d'un Soldato, odio la pace;
Nacqui fra l'armi, ho la pieta sbandita.
Mi fu Madre crudel una ferita,
Onde la Morte ed il Sangue d'altrui mi piace.
Son barbara, son cruda, e son repace,
E nell' armi avezzai l'alma in fierita.
E se in mezzo alle stragi ebbi la Vita,
Porto vo unque men vado, e ferro e focce.
Non conosco altro Dio, ch'il proprio orgoglio,
L'issesse Monarchie per me son dome,
E nel hipocrisia ho quel che voglio.
Deludo il Monat ognor; Me si sa come
Compagnia di Giesu, chiamarmi foglio,
E non ho di Giesu, ch'il nudo nome.

Zu deutsch:

Eines Kriegers Tochter bin ich, unter Waffenge töß geboren,
Drum hab' ich dem Mitleid ewigen Haß geschworen.

Das Lied

Die Klugheit der Soldaten

Soldatengrimm sog ich ein von der Mutter Brust,
Drum ist Mord und Blutvergießen meiner Augen Lust.
Das Feldlager war der Zuchtmeister meiner Jugend,
Was weiß ich also vom Recht und sonstiger Tugend?
Rauben und Plündern ist eines Kriegsmanns Zeitvertreib,
Wer sich sträubt, dem sicht man den Dolch in den Leib.
Keinen andern Gott kenn' ich, als meinen eignen Willen,
Mit Feuer und Schwert thu' ich meinen Ehrgeiz stillen.
Wag's, du Thor, und stell' dich mir zuwider,
Und wärst du ein König, ich mach' dich nieder.
Und hilfst nicht Gewalt, so hilfst mir doch List,
Und ich stell' mich, als wär' ich der beste Christ,
In der Heuchelei, da bin ich Meister; ich betrüg'
Selbst den Teufel, und meine allerärgste Lüg'
Ist die, daß ich mich nenne „Gesellschaft Jesu, Jesu Streiter“,
Denn von Jesus hab' ich bloß den Namen, sonst nichts weiter.

(Fliegendes Blatt
aus dem 17. Jahrhundert.)

zu Ende

Das Lied ist in der Handschrift des
Herrn von ...

Erstes Kapitel.

Die jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen.

I. Die jesuitischen Missionen in Asien.

Der Sage nach war es der Apostel Thomas, der das Christenthum in Indien zuerst verbreitete; nach Andern jedoch gebührt diese Ehre einem reichen Kaufmann mit Namen Mar Thomas, der im 6. Jahrhundert, zur Zeit des großen Kaisers Ceram Perumal, des Gründers von Calicut, lebte und durch seine vielen Handelsreisen, die er bis nach Constantinopel hin ausdehnte, mit den Lehren Jesu Christi bekannt wurde. Sei dem nun wie ihm wolle — so viel ist sicher, daß die Portugiesen, als sie unter dem berühmten Alfonso de Albuquerque, dem portugiesischen Mars und langjährigen Vicekönig von Indien, ganz Malabar mit Goa, Ceylon, Malakka und den Sundainseln eroberten — den Weg nach Asien, um das Cap der guten Hoffnung herum, hatten sie bekanntlich schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika unter der Führung Vasco de Gama's gefunden —, daselbst bereits Christen vorfanden, obwohl allerdings keine Christen „nach römisch-katholischem Zuschnitt des 15. Jahrhunderts“. Im Gegentheil muß in ihrem Glauben wie in ihren Gebräuchen viel „Heidnisches“ mitunter gelaufen sein, denn die damals wie jetzt sehr gut katholischen Beherrscher Portugals nahmen einen starken Anstoß an „dieser“

Sorte von Christenthum und schickten Franciskanermönche nach Goa, um von hier aus — Goa war der Mittelpunkt und die Hauptstadt all' ihrer weitläufigen Besitzungen in Ostindien — das „rechte“, d. i. das römisch-katholische Glaubenssystem zu verbreiten. Zu derartigen Geschäften haben übrigens die Franciskaner von jeher nur sehr wenig gepaßt, und auch diesmal bewiesen sie auf's eklatanteste, daß „das Befehren“ oder „die Mission unter den Heiden“, wie man sich auszudrücken beliebte, keineswegs ihre starke Seite sei, obwohl die Statthalter und Vizekönige von Indien ihnen die Bayonnette ihrer militärischen Macht ganz und gar zur Disposition stellten. Ihre Fortschritte waren also gering und außer in Goa selbst, allwo ein Bisthum errichtet wurde, wollte der katholische Glauben nirgends einen gedeihlichen Grund und Boden fassen. Vielmehr zogen es die Indier vor, Indier zu bleiben, d. h. ihren Gott nach der von ihren Vätern und Urvätern hergebrachten Weise zu verehren, und wenn auch die Wenigen, welche bereits als sogenannte Christen vorgefunden worden waren, sich sofort „auf soldatisches Zureden“ in päpstliche Katholiken verwandelten, so zeigte sich die große Masse der Brahma- und Wischnu-Anbeter um so halbstarriger.

Dieser Zustand der Dinge wollte nun den Königen von Portugal ganz und gar nicht gefallen, und namentlich nahm Johann III., der von 1521 — 1557 regierte, großen Anstoß daran, denn derselbe war nicht nur von einer fast außerordentlichen Andacht für Rom und das Papstthum durchdrungen, sondern er glaubte auch zuversichtlich, daß die Bewohner der seinem Scepter neu unterworfenen Provinzen so lange keine guten portugiesischen Unterthanen werden würden, bis sie vor demselben Kreuze niederfielen, vor welchem die Portugiesen selbst knieten. Da hörte nun besagter Johann III. von dem neuen Orden, den Ignatius von Loyola eben im Begriff war, in Rom zu stiften, von einem Orden, als dessen Hauptziel „die Bekehrung der Ungläubigen“ genannt wurde, und alsbald verlangte er durch seinen in Rom befindlichen Gesandten von Loyola eine gehörige Anzahl von Missionären, um dieselben nach Indien zu schicken. Ja, er hätte es gerne gesehen, wenn der Stifter der Gesellschaft Jesu in eigener Person und begleitet von allen seinen Gefährten dahin abgegangen wäre, indem er den festen Glauben hatte,

daß: „die Streiter Christi für nichts anderes Sinn haben könnten, denn nur allein für die Christianisirung der sämtlichen Götzendiener der ganzen Welt.“ Damit war jedoch Loyola durchaus nicht einverstanden, und blieb nicht nur selbst in Rom, um von da aus seine Gesellschaft zu regieren, sondern erklärte auch dem portugiesischen König, daß er ihm bloß zwei seiner Gefährten, den Simon Rodriguez und den Franz Xavier abtreten könne, „da er die Anderen zu anderen Zwecken brauche.“ Solches geschah im Sommer 1540 und die beiden genannten Männer machten sich sofort nach Lissabon auf den Weg, woselbst sie der Monarch äußerst zuvorkommend aufnahm. Nach Indien konnten sie übrigens nicht sogleich abgehen, weil die dahin alljährlich bestimmte Flotte bereits die Anker gelichtet hatte; allein sie hätten sehr unrecht gethan, wenn sie diesen, dem Anschein nach widerwärtigen Zwischenfall, nicht aus vollem Herzen gesegnet haben würden, denn sie erwarben sich während ihres Aufenthalts in Lissabon die Gunst Johann's III. in einem solch' hohen Grade, daß derselbe sie gar nicht mehr von sich lassen wollte. Auch ließ er nicht ab, bis wenigstens Einer von ihnen, Rodriguez — natürlich mit der Erlaubniß Loyola's — seinen stabilen Aufenthalt in Lissabon nahm; den Franz Xavier aber, bei dem der Bekehrungseifer alle anderen Rücksichten überwog und der also durch nichts von der Reise nach Indien abzuhalten war, versah der Monarch auf's beste mit päpstlichen Breven, die er von Paul III. für ihn auswirkte, so wie mit Vollmachtsbriefen, die er selbst ausstellte. In dem einen dieser Breven erhielt Franz Xavier die Bestallung als „Nuntius apostolicus“, d. i. als Stellvertreter des Papstes für ganz Indien; in einem zweiten ward ihm das Recht zuertheilt, zur Bekehrung der Heiden alle weltliche Gewalt der portugiesischen Behörden in den asiatischen Colonien in Anspruch zu nehmen; in einem dritten Schreiben endlich empfahl ihn König Johann selbst allen hohen Häuptern, Fürsten und Regierungen vom Cap der guten Hoffnung an bis zum Ganges auf's angelegentlichste. Also gut versehen reiste Franz Xavier am 7. April 1541 mit der nach Indien bestimmten königlichen Flotte von Lissabon ab und das Herz schwoll ihm voll froher Hoffnungen über die Siege, welche er der Fahne Christi unter den Ungläubigen erfechten wollte. Eins aber hatte er dabei vergessen und, wie ich meine, die Haupt-

sache: daß nämlich, daß er sich nicht einmal vorher die Mühe gab, die Sprache der Völkerschaften, welche er zu bekehren auszog, wenn auch nur oberflächlich, zu erlernen." Gott gibt's den Seinen im Schlaf", dachte er, und — konnte denn nicht der heilige Geist ihm zu Lieb ein Wunder thun?

Die Reise nach Indien ging nur sehr langsam von Statten, und da man gezwungen war, einen sechsmonatlichen, unfreiwilligen Aufenthalt in Mozambique zu nehmen, so langte die Flotte erst nach 13 Monaten, am 6. Mai 1542, im Hafen von Goa an. Um so eifriger machte sich Franz Xavier an seine Aufgabe, und das erste war, daß er sich, obwohl ihm der Gouverneur der Stadt eine königliche Equipage, so wie eine fürstliche Wohnung zur Disposition stellte, alsobald in den Spital begab, um daselbst die Kranken zu pflegen und sich vom öffentlichen Almosen zu nähren. Damit war jedoch für seinen eigentlichen Zweck, die Mission unter den Heiden, wenig oder nichts gethan, und somit stellte sich Xavier nach einiger Zeit dem Bischofe von Goa vor, um ihm seine mitgebrachten Vollmachten zu weisen und ihn zugleich demüthig um Erlaubniß zu bitten, sich ihrer zur Bekehrung der Ungläubigen bedienen zu dürfen. Dieser Erlaubniß hätte er allerdings nicht bedurft, da er ja als päpstlicher Nuntius über dem Bischofe stand; allein es lag ihm daran, sich der Gunst des Bischofs zu versichern, da dieser — er hieß Don Juan von Albuquerque — aus einem gar mächtigen Hause stammte und einen großen Einfluß sowohl in Goa als in Portugal selbst hatte. In der That gelang es ihm auch, den Don Juan ganz für sich zu gewinnen, und das Bekehrungswerk konnte also ohne Weiteres beginnen; allein — mein Gott, welcher Unstern! Die dummen Indier verstanden kein Wort von Allem, was er an sie hinschwahte, und der heilige Geist „mit der Gabe der Sprachen“ stellte sich auch nicht ein. Da kam ihm denn endlich doch das Bewußtsein, daß er nichts ausrichten könne, so lange er die Sprache des Landes nicht verstehe, und somit widmete er sich nun mit allem Eifer dem Studium des Hinduischen. Allein über diesem Studium vergaß er es keineswegs, sich auch anderweitig thätig zu erweisen und namentlich bewies er seinen Beruf zum Jesuitismus durch die kluge Weise, mit der er sich sofort in den Besitz eines Col-

legiums, des ersten in der Heidenwelt, zu setzen mußte. Es besaßen nämlich die paar Franziskanermönche, welche sich noch zu Goa befanden, ein Seminarium, in welchem sie einigen wenigen eingebornen Jünglingen Unterricht in der römisch-katholischen Religion erteilten, und dieses Seminarium stach dem Xavier schon deswegen außerordentlich in die Augen, weil dasselbe ganz dazu angethan schien, ihm und seinem Wirken für die Zukunft Concurrenz machen zu wollen. Er machte sich also an den Superior der Anstalt, den Bruder Jacques Borbona, wies ihm seine päpstlichen Breves und drang so lange in ihn, bis derselbe nicht nur das Haus mit allem, was dran hing, dem Orden der Gesellschaft Jesu übergab, sondern auch selbst in eigener Person sich als Mitglied aufnehmen ließ. Freilich auf nicht ganz uneigennützig Weise, denn er machte zur Bedingung, daß er lebenslänglicher Rector der Anstalt verbleiben sollte; allein was lag dem Xavier hieran? Er hatte nun doch die Concurrenten beseitigt und zugleich den Ruhm, das bisherige Seminarium „Santa-Jé“ in ein Collegium des heiligen Paulus umwandeln zu dürfen! Im Uebrigen sorgte er auch dafür, daß das bisher sehr kleine und ärmliche Institut sich bald in eine der reichsten und glänzendsten Unterrichtsanstalten verwandelte und zwar nicht sowohl durch freiwillige Gaben der Liebe, die er erbettelte, als vielmehr dadurch, daß er mit Hülfe der viceköniglichen Truppen die heidnischen Götzentempel in der Umgebung von Goa einriß und deren ziemlich bedeutendes Vermögen dem neuen Collegium als Eigenthum zuwies.

Sobald Xaver das Hinduische und Malayische so weit inne hatte, daß er sich wenigstens halbwegs verständlich machen konnte, verließ er Goa, um an der sogenannten „Perlenküste“ in Malabar das Evangelium zu predigen, denn obwohl die Portugiesen das ganze Land unterjocht und große und reiche Besitzungen allda inne hatten, so gehörten doch die Einwohner immer noch dem krassesten Heidenthum an, und es ließ sich also hier, wenn man es geschickt angriff, etwas Erkleckliches leisten. Wie griff er dieß nun übrigens an? Wahrhaftig auf eine ganz eigenthümliche Weise, über welche unsere jetzigen Missionäre nicht wenig die Nase rümpfen möchten. Er kaufte sich nämlich eine große Schelle, lief mit derselben bewaffnet am hellen Mittage in den Straßen herum und läutete so

lange, bis ihm ein Trupp Kinder und sonstiger Neugierigen lachend und johlend nachzog. Wenn sich aber dann ein ansehnliches Auditorium gesammelt hatte, so stellte er sich auf einen Stein und begann sofort seine aus der Landessprache, sowie aus lateinischen, spanischen, italienischen und französischen Brocken zusammengewürfelte Predigt, zu der er unendlich viel mit Händen und Füßen agierte. Zuletzt zog er ein großes Kreuz hervor, küßte es andächtig, forderte die Umstehenden auf, dasselbe zu thun, und beschenkte diejenigen, die dieß thaten, mit einem hübschen Rosenkranze, deren er viele Tausende von Portugal mitgebracht hatte. Das war jedoch nur der erste Theil seiner Befehrungsmethode. Der zweite, noch weit wirksamere bestand darin, daß er mit Hülfe portugiesischer Soldaten, die er requirirte, die einheimischen Tempel einreißen und die darin befindlichen Götzen in Stücke zerschlagen ließ, natürlich aber nicht, ohne an ihrer Statt eine christliche Kapelle mit dem Jesusbilde und Kreuz und daneben ein lustiges Bambusrohrgebäude zum Unterricht für die Jugend zu errichten. Er wußte nämlich aus Erfahrung gar wohl, welchen Eindruck ein feierlicher Gottesdienst mit dem Messopfer auf die phantasiereichen Gemüther der Orientalen machen mußte, und eben so gut war ihm bekannt, daß die Befehrung eines Landes nur dann eine nachhaltige genannt werden kann, wenn der Grundstock der Bevölkerung, die heranwachsende Jugend, für dieselbe gewonnen ist. Aus diesem Grund warf er sich mit allem Eifer auf den Unterricht und er brachte auch wirklich sehr viele der einheimischen Knaben und Mädchen theils durch freundliche Geschenke, theils durch die Furcht vor den portugiesischen Soldaten, welche die Götzentempel zertrümmerten, dazu, seine Schule zu besuchen; hier aber machte es ihnen der Missionär ganz leicht, denn er dachte nicht entfernt daran, sie mit den Grundlehren des Christenthums bekannt zu machen, sondern er begnügte sich damit, wenn sie das Paternoster nebst dem Credo hersagen lernten und es verstanden, die Arme demüthig über der Brust zu kreuzen. Waren sie so weit, so nahm sie Xavie durch einen feierlichen Taufakt unter die Christenheit auf und bald konnte er sich rühmen, eine recht hübsche Anzahl von Seelen für sein Himmelreich gewonnen zu haben.

Trotzdem ging es ihm viel zu langsam mit der Befehrung, und er verschrieb sich deshalb von seinem General schon im ersten

Jahre seines Aufenthaltes in Indien eine Anzahl von Gehülfen. Loyola willfahrte ihm auch auf's bereitwilligste und sandte ihm deren über zwanzig, fast lauter Portugiesen, die Rodriguez für den Orden neu gewonnen hatte, darunter die Patres Anton Criminal, Anton Gomez, Caspar Bergäus, Paulus Camerti, Alonzo Cyprius, Melchior Gonzales und Franciskus Peren, welche alle später mehr oder minder berühmt wurden. Nun erst konnte man das Befehrungswerk im Großen treiben und es wurden in den nächsten sechs Jahren fast überall, wo die Portugiesen ihre Fahnen wehen hatten, insbesondere in Ceylon, Cochin, Nagapatman, Meliapur, Malacca und Ternate, größere oder kleinere Schulen errichtet; die Hauptpflegschule für die Heranbildung „eingeborner“ Missionäre aber war das Collegium von Goa, in welches Xavier sofort nach Ankunft der neuen Gehülfen aus Europa hundert und zwanzig Söhne vornehmer Hindus mit militärischer Gewalt hineintrieb, um sie zu künftigen Befehlern ihrer Landsleute zu erziehen. Ueberhaupt läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Gewalt der portugiesischen Bajonette, sowie noch mehr die Furcht vor denselben nicht wenig zu den großen Erfolgen, welche Franz Xavier mit seinen Gehülfen erreichte, beitrugen*) und dieser Umstand schmälert den Ruhm des großen Heidenapostels, der manchmal Abends vom Taufen so müde gewesen sein soll, daß er den Arm kaum mehr rühren konnte, um ein bedeutendes. Noch mehr Eintrag thut es diesem Ruhm, daß die Getauften oder Bekehrten eigentlich keine Christen wurden, sondern nach wie vor Heiden blieben. Freilich das Credo konnten sie hersagen und überdem war das Wasser der christlichen Taufe über sie ausgeschüttet worden, sowie sie sich auch darauf verstehen lernten, bei Prozessionen mitzuwirken, einige Hymnen zu singen und was dergleichen Aeußerlichkeiten mehr sind. In der That und Wahrheit aber behielten sie ihre sämmtlichen früheren

*) So wurde z. B. der König von Condi auf Ceylon mit Waffengewalt zur Annahme des Kreuzes gezwungen und sowie er getauft war, mußte er auf Xaviers Befehl seine Statthalter und Gouverneure dahin instruiren, daß sie jeden dem Taufact widerstrebenden Unterthan mit Vermögensconfiscation zu bestrafen hätten. Da war's nun leicht, alle Tage Tausende für's Christenthum zu gewinnen!

Sitten, Gewohnheiten, Bräuche und Vorstellungen bei und wenn daher die Herren Padri — so nannte man die christlichen Missionäre — sich aus einer neu bekehrten Gegend, in der Meinung, dieselbe sei dem Christenthum vollkommen gewonnen, wieder entfernten, um anderswo das Bekehrungswerk fortzusetzen, so fiel es den einheimischen Priestern, den Braminen, nicht im mindesten schwer, die Leute wieder zu der Religion zurückzuführen, in welcher sie geboren und erzogen worden waren. Das war nun ein arger Uebelstand und einer von Kavier's Gefährten, Anton Criminal, der auf dem Cap Comorin Proselyten warb, wurde deshalb so wüthend auf die Braminen, daß er sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit verfolgte. Diese aber riefen sofort in der Verzweiflung einen von den Portugiesen noch nicht unterworfenen Volksstamm zu Hülfe, gegen welchen Criminal mit seiner Handvoll Soldaten, die ihm der Gouverneur von Goa mitgegeben hatte, sehr in der Minderzahl war. Darum wurden auch, als es gleich darauf zur Schlacht kam, alle Portugiesen, den Criminal selbst nicht ausgenommen,*) niedergemetzelt und es vergieng nachher eine geraume Zeit, bis sich wieder ein Missionar nach Comorin wagte. Eine Besserung ihrer Lage bereiteten sich übrigens die Braminen durch diesen kräftigen Widerstand keineswegs, sondern sie verschlimmerten dieselbe vielmehr bedeutend, denn Franz Xavier nahm davon Veranlassung in Goa nach dem Muster der spanischen Inquisition ein Religionstribunal zu errichten, das von nun an unterstützt von den portugiesischen Waffen, über welche Xavier ohne Widerspruch gebieten konnte,**) mit der furchtbarsten Strenge gegen alle diejenigen verfuhr, welche der Ausbreitung des Christenthums ein Hinderniß in den Weg legten oder gar getaufte Eingeborene zur alten Gözen-

*) Vier Lanzenstiche durchbohrten das Herz Criminals und wie er todt war, schnitt man ihm noch extra den Kopf ab — so sehr haßten ihn die Braminen; die Jesuiten aber machten aus ihm den ersten Märtyrer des Ordens und wenig fehlte, so hätte man ihn unter die Heiligen versetzt.

***) Die portugiesischen Gouverneure und Statthalter leisteten dem großen Heidenbekehrer schon deswegen allen Beistand, weil sie wußten, daß sie derselbe sonst bei dem König Johann III. denunciire; wer aber denunciirt war, der durfte sicher sein, seine Stelle zu verlieren und zur Verantwortung nach Lissabon zurückberufen zu werden.

dieneri verleiteten. Unzählige Braminen — und unter ihnen gerade die reichsten — verloren daher ihr Leben durch Henkershand oder wurden sie wenigstens des Landes verwiesen, um ihr Vermögen zum Vortheil des Ordens einziehen zu können, und so hörte nach und nach aller Widerstand gegen die Annahme des Christenthums in den sämtlichen von Portugal unterjochten Ländern von selbst auf. Natürlich — die verweichlichten Hindus zogen es vor sich taufen zu lassen, statt mit den Gefängnissen der Inquisition Bekanntschaft zu machen oder gar das Risiko zu unternehmen, an einem langsamen Feuer lebendig gebraten zu werden!

Auf diese Art trieb es Franz Xavier mit seinen Gefährten in Indien und die Folge davon war, daß an allen gelegeneren Plätzen Jesuitencollegien entstanden, welche man mit dem Vermögen der getödteten oder verbannten Ketzer bereicherte. Noch zahlreicher waren die Kirchen, die man errichtete, denn man scheute sich bald nicht mehr, die sämtlichen heidnischen Tempel, zu denen man vordringen konnte, mit Feuer und Schwert zu zerstören, und es scheint also fast, als ob die Jesuiten sich hierbei das grausame Verfahren Karls des Großen gegen die Sachsen zum Beispiel genommen hätten. Nachdem er es nun aber so weit gebracht hatte, dachte Xavier, es sei Zeit, seine christlichen Eroberungen noch etwas weiter auszu dehnen, und hierin bestärkte ihn die Bekanntschaft, welche er im Jahre 1549 mit einem Japanesen machte. Letzterer nämlich, ein, wie es scheint, von guter Familie stammender, aber auch ziemlich durchtriebener Geselle, Namens Unger, welcher überdem noch einen Mord auf dem Gewissen hatte, wußte dem Xavier so unendlich viel Vortheilhaftes von Japan zu erzählen, daß letzterer sich alsbald vornahm, das große Kaiserthum mit seinen Millionen von Bewohnern zu bekehren und dessen ungeheure Reichthümer für den Orden Jesu in Anspruch zu nehmen. Er begann also damit, daß er den Unger taufte — derselbe erhielt in der Taufe den Namen „Paul de Saint Foi“ — und dann nach Goa reiste, um dafür zu sorgen, daß die dortigen Angelegenheiten, während seiner Abwesenheit nicht in Unordnung geriethen. Nachdem er aber dieses zu Stande gebracht und den Paul Camerti unter dem Titel eines Generalsuperiors zu seinem Stellvertreter, den Anton Gomez aber zum Rektor des bereits sehr einflußreich gewordenen Collegiums „vom

heiligen Paulus“ ernannt hatte, schiffte er sich im Sommer 1549 in Begleitung Ungers und des sehr eifrigen Vaters Come von Torrez nach Japan ein und landete daselbst am 15. August, also am fünfzehnten Jahrestag des Gelübdes vom Montmartre, in dem Hafen von Canxawa oder Cangoruma, der Hauptstadt des Königreichs Saxuma oder Hsuma. Nominell nämlich bildete Japan damals (wie auch jetzt noch) nur eine einzige Monarchie, und zwar ein Kaiserthum mit der Hauptstadt Miako, in welcher der Kaiser unter dem Namen eines Dairi oder Mikado thronte; allein das große Ganze war zu jener Zeit in verschiedene Provinzen oder Königreiche abgetheilt, deren Beherrscher factisch ganz unabhängig regierten, und eben eine dieser unabhängigen Provinzen bildete das Königreich Hsuma. Nun war der obgenannte Unger mit dem Beherrscher von Hsuma von früher her ziemlich befreundet, und in Folge dessen wurde Franz Xavier am Hofe nicht bloß gastlich aufgenommen, sondern erhielt auch sogleich von dem sehr toleranten Könige die Erlaubniß, das Christenthum zu predigen. Von dieser Erlaubniß machte Xavier, wie man sich wohl denken kann, alsobald Gebrauch, allein leider nicht mit dem Erfolge, den er sich vorher versprochen hatte, denn einmal blieben seine Predigten den Zuhörern fast gänzlich unverständlich, da er das wenige Japanische, welches er durch seinen Umgang mit Unger erschnappt hatte, in einem bunten Jargon mit Spanisch, Italienisch und Lateinisch mischte, und zum andern kamen seine Manieren (er trommelte die Leute ebenfalls mit der Schelle in der Hand zusammen, wie in Goa und Umgebung) den auf einer ziemlich hohen Stufe der Bildung stehenden Japanesen allzu possenreich und charlatanmäßig vor, als daß seine Worte hätten Eindruck machen können. Solches fühlte Xavier nach Verfluß einiger Zeit nur zu deutlich heraus und da er also begriff, daß er auf dem bisherigen Wege sein Ziel unmöglich erreichen könne, entschloß er sich kurzweg einen andern Menschen anzuziehen und aus einem Jesuiten ein Bonze zu werden.

„Ein Bonze?“ fragt der Leser verwundert, aber er wird sich nicht mehr wundern, wenn er sich daran erinnert, daß die Bonzen niemand anders waren und sind, als die Oberpriester des in Japan bei weitem am meisten verbreiteten Cultus, des Buddhismus, und daß

dieser Buddhismus selbst in sehr vielen Dingen mit dem römisch-katholischen Kultus übereinstimmt. So gibt es hier wie dort Klöster mit Nonnen und Mönchen und selbst an Eremiten fehlt es nicht. So haben die Buddhisten, wie die Römisch-katholischen, einen Bilder- und Reliquiendienst nebst Prozessionen, Wallfahrten und Heiligenanrufung. So beten Beide den Rosenkranz und kasteien ihren Leib mit Fasten und anderen Entbehrungen. So scheren die Bonzen oder Samas (wie man in Tibet sagt) das Haupt ganz wie die römischen Priester, und Beide müssen ihre Tage in ehelossem Zustande hinbringen. Dafür werden sie aber auch Beide vom Volke mit großer Verehrung behandelt und üben einen bedeutenden Einfluß auf dasselbe aus. Auf diese Art verhielt es sich in Japan mit der herrschenden Religion und was Wunder nun also, wenn Xavier sich entschloß in Kleidung, Sitten, Lebensweise und Manieren ein Bonze zu werden? Als „Jesuite“ hatte er bisher nur Aergerniß gegeben; als „Bonze“ aber hoffte er eben so gut Einfluß zu gewinnen, wie seine Collegen, und dann konnte er unter der Hand das Christenthum statt der Buddhistischen Vielgötterei einführen! Man sieht — sein Zweck war gut und darum genirte ihn auch die Unehrllichkeit des Mittels nicht im geringsten, wie denn die Jesuiten in dieser Beziehung nie scrupulös gewesen sind; allein sein Kunstgriff sollte ihn deswegen doch nicht zum Ziele führen. Die rechtmäßigen Bonzen nämlich bewegten Himmel und Erde, um den gefährlichen Neuerer los zu werden und stellten dem Könige vor, daß dem Reiche die größte Gefahr drohe, wenn er einem elenden hergelaufenen Fremdling gestatte, den alten Schutzgöttern Japans Hohn zu sprechen und dafür einen andern bis jetzt ganz unbekanntem Gott einzuführen, welcher keinen Nebengott dulden wolle. Auch fügten sie zu dieser Vorstellung noch die Drohung, die übrigen Könige Japans um Hülfe anzurufen, wenn Xavier nicht aus dem Reiche entfernt würde und wenig hätte gefehlt, so wäre durch ihre Aufwiegelung eine große Revolution entstanden. Unter solchen Umständen nun beschloß der König, von dem bisher befolgten Grundsätze der Toleranz abzugehen und erließ sofort ein Decret, worin er allen seinen Unterthanen die Annahme des Christenthums bei Todesstrafe verbot; dem Franz Xavier aber bedeutete er,

seine Staaten in kürzester Frist zu verlassen, wenn ihm anders etwas an seinem Leben liege.

Natürlich blieb jetzt dem großen Heidenbefehrer nichts übrig, als dem Befehle augenblicklich Folge zu leisten und er verließ also die Stadt Canrawa nach einem beinahe einjährigen Aufenthalt, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben. Allein wohin sich wenden? Nach Goa zurück, oder — auf die Gefahr hin, ebenso wie in Hsuma behandelt zu werden — in ein anderes japanesisches Königreich? Er brauchte übrigens nicht lange unschlüssig zu sein, denn er erfuhr gleich darauf, daß sich einige portugiesische Schiffe in dem Hafen von Firando, der Hauptstadt einer benachbarten Provinz gleichen Namens, befände, und da er nun natürlich hoffte, daß er unter dem Schutz dieser Schiffe von dem Könige von Firando etwas freundlicher behandelt werden würde, als von dem Beherrscher Hsumas, so machte er sich augenblicklich nach obgenannter Seestadt auf den Weg. Auch täuschte er sich in seiner Hoffnung durchaus nicht (um so weniger, als die beiden Könige von Firando und Hsuma Todfeinde waren) und es wurde ihm sofort die Erlaubniß gegeben, so viel Proselyten zu werben, als er nur könne; er aber benützte diese Erlaubniß so gut, daß er in Firando innerhalb zwanzig Tagen mehr Tausen verrichtete, als vorher in Canrawa in einem Jahre. So berichten wenigstens seine Biographen und wir lassen es dahingestellt, ob es sich so verhielt oder nicht. Thatsache aber ist, daß er doch daran verzweifelte, etwas Großartiges auszurichten, bis er den Dairi selbst in seiner Hauptstadt Miako bekehrt, oder wenigstens die Erlaubniß zum Befehren von ihm ausgewirkt haben würde, und daß er sich deshalb, den Come von Torres zum Weiterwirken zurücklassend, schon nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen dahin auf den Weg machte. Allein ging er aber deswegen doch nicht, sondern er nahm vielmehr zwei neubefehrte Japanesen, mit Namen Matthias und Bernhard, mit und überdem begleitete ihn ein Dolmetscher, der Fernandez hieß. Nach vielen Fährlichkeiten und nachdem er unterwegs, wo er überall Proselyten zu machen versuchte, mehr als einmal nahe daran war, gesteinigt zu werden — es geht aus den Berichten seiner innigsten Anhänger klar hervor, daß man ihn nur deswegen laufen ließ, weil man ihn für einen Narren hielt, denn Narrheit ist im Orient eine bessere

Schutzwehr, als irgend eine Waffe, — kam er endlich im Februar 1551 in der großen Hauptstadt Japans an und begab sich da sogleich auf den größten öffentlichen Platz, um den Leuten das Evangelium zu predigen. Aber was für eine Predigt war dieß? Mein Gott, man sollte es kaum für möglich halten, daß ein nur halbwegs vernünftiger Mensch glauben konnte, auf diese Weise irgend wen zu seiner Meinung zu bekehren! Zwar allerdings — den Hocus Focuz von Goa erlaubte er sich nicht zu wiederholen, aber er predigte vermittelst seines Dolmetschers, weil er noch immer das Japanesische allzuschlecht verstand, um auch nur ein paar zusammenhängende Sätze herausbringen zu können. *) Man denke sich nun das Lächerliche einer solchen Situation! Man denke sich ferner, daß der Dolmetscher Fernandez das Spanische sehr schlecht verstand und daher alles, was Xavier sagte, verkehrt vortrug! Wahrhaftig — es war kein Wunder, daß die Religion, die Xavier predigte, zum allgemeinen Spott wurde und daß derselbe sich nirgends öffentlich sehen lassen konnte, ohne von den Straßengungen, die ihn für einen Tollwitzigen hielten, verfolgt zu werden. Trotz allem dem hatte er die Kühnheit, eine Audienz bei dem Kaiser zu begehren, allein er wurde einfach abgewiesen und hatte von den kaiserlichen Bediensteten zum Schaden auch noch den Spott. Somit blieb dem eifrigen Missionär nichts übrig, als sein Heil anderswo zu versuchen und er begab sich sofort nach Amanguchi, der Hauptstadt des Königreichs oder der Provinz Nangate. Leider jedoch sollte er auch hier nicht viel glücklichere Erfolge erzielen, obwohl er so klug war, in reicher Bonzenkleidung aufzutreten und dem Könige mehrere Präsente, wie z. B. eine hübsche Schlaguhr, ein wohlklingendes harmonisches Instrument und andere ähnliche Kleinlichkeiten zu übersenden. Die Japanesen blieben einmal dabei, den fremden Bonzen für einen Narren und ihre angestammte Religion für ver-

*) Xavier selbst schrieb wörtlich an Ignaz v. Loyola: „Wenn ich ihre (der Japanesen) Sprache verstünde, so zweifle ich nicht, daß recht viele Ungläubige die christliche Religion annehmen sollten. Wollte Gott, daß ich sie bald erlernete! Denn alsdann hätte ich Hoffnung, der Kirche einigen Dienst zu erweisen. Gegenwärtig aber sind wir unter den Ungläubigen wie die Bildsäulen, die nicht reden können. Sie sprechen viel zu uns, aber wir können ihnen nicht antworten, weil wir nicht wissen, was sie uns sagen.“

nünftiger, als die von dem Narren gepredigte, zu halten! Nunmehr erfuhr aber Xavier, daß diese Religion eigentlich aus China stamme, und da er sofort calculirte, daß es ihm ein Leichtes sein müsse, das Kaiserthum Japan zu christianisiren, wenn er erst das besagte Stammland bekehrt haben würde, so entschloß er sich augenblicklich nach China aufzubrechen. Der Weg dahin führte ihn nach der Seestadt Bungo, der Residenz eines andern japanesischen Königs, und vor dieser lagen damals mehrere portugiesische Schiffe vor Anker, welche Eduard von Gama, ein Abkömmling des berühmten Vasco de Gama, befehligte. Das war ein Glück für Franz Xavier, denn Eduard Gama wußte genau, in welch' hoher Gunst der Missionär bei König Johann III. stehe, und nicht minder bekannt war ihm, daß die politische Klugheit es erfordere, das Missionswerk in Japan zu fördern, weil es nur dadurch möglich sei, dieses verschlossene Reich dem europäischen Handel zu öffnen. Demgemäß ward Xavier von ihm wie ein großer Herr mit Ehrenbezeugungen aller Art und unter dem Donner der Kanonen empfangen, und dieß hatte zur Folge, daß sich sofort der Beherrscher von Bungo darnach erkundigte, was diese Kanonenschüsse zu bedeuten hätten. Man sagte ihm, es geschehe alles einem heiligen europäischen Bonzen zu Ehren, der an Bord des Admiralschiffes gekommen sei, und setzte auf die Frage des Fürsten, ob er denn diesen berühmten Mann nicht zu sehen bekommen werde, hinzu, derselbe habe die Absicht, Seiner Majestät in den nächsten Tagen seine Aufwartung zu machen. In der That fand denn auch diese Aufwartung statt, aber nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern mit einem solch großartigen Pompe, als man nur irgend möglich machen konnte. Alle Schiffe zogen ihre Flaggen auf, alle Kanonen wurden gelöst, die ganze Schiffsmannschaft wirkte mit und die sämtlichen Officiere hatten sich in die höchste Galla geworfen.*) Mit einem Wort, es geschah Alles,

*) Der ganze Zug fuhr in drei festlich geschmückten Barken (man hatte über dieselben zierliche Zeltbäcker ausgespannt und die Bänke mit den prächtigsten persischen Teppichen belegt) an's Land und jedes Boot führte seine eigene Musikbande, welche die herrlichsten Weisen blies, während die Kanoniere die Stücke lösten und die sämtlichen Matrosen Hurrah schriegen. Am Land angekommen, stellte sich Eduard und Gama mit entblößtem Haupte und einem Mar-

um die Einwohner nebst dem Könige von Bungo zu überzeugen, daß der Missionär Franz Xavier ein hochwichtiger Herr sei, und in der That wurde er auch in Folge dessen nicht nur von der ganzen staunenden Masse als der Großbonze von Europa angesehen, sondern von dem Regenten selbst mit ganz ungewöhnlicher Auszeichnung aufgenommen. Ueberdem erhielt er sogleich Erlaubniß, irgend wen und so viele er nur wollte, zum Christenthum zu bekehren, und von dieser Erlaubniß machte er natürlich den umfassendsten Gebrauch. Bald jedoch wendete sich das Blättlein wieder, denn die eingebornen Bonzen, befürchtend, etwas von ihrem bisherigen Einfluß zu verlieren, suchten das Volk gegen den „Bonzen von Chemachicogin“ (so nannten sie Portugal) aufzuwiegeln und überdieß stellten sie dem Könige Himmel und Hölle vor, wie gefährlich die neue Lehre für den Staat sei. Ja als der König ihnen nicht sogleich willfahrte, weil er die Portugiesen nicht vor den Kopf stoßen wollte, beriefen sie gar eine Art Bonzenconcilium in der Stadt Bungo zusammen — es erschienen im Ganzen gegen dreitausend — und forderten den Fremdling auf, seine Lehrsätze vor dem versammelten Concil öffentlich zu vertheidigen. Dieses Religionsgespräch fand auch wirklich statt, blieb jedoch, wie man sich wohl denken kann, resultatlos. Mit andern Worten, es schrieb sich jede Parthei den Sieg zu und hatte dazu um so mehr Recht, als sie einander nicht einmal richtig verstanden. Das Volk aber scheint sich durchaus auf die Seite seiner eingebornen Priester gestellt zu haben und es entstand daher eine solche Gährung, daß die Portugiesen selbst, aus Furcht vor einer Revolution, auf die Entfernung Xaviers drangen.

schallsstab in der Hand, an die Spitze und ihm folgten ebenfalls entblößten Hauptes fünf der vornehmsten Portugiesen, welche die dem König von Bungo bestimmten Geschenke — ein mit eisilixtem Gold verziertes Scepter, eine herrlich eingebundene Bibel, schwarze mit Perlen gestickte Sammtpantoffel, die Jungfrau Maria in Del gemalt und einen prächtigen Sonnenschirm — trugen. Drauf kam Franz Xavier selbst, gekleidet in ein mit Edelsteinen besäetes Chorhemd von indischem Musselin, sowie in eine mit Diamanten besetzte Stola von Goldbrocat, und ihn umgaben dreißig reichgekleidete und mit goldenen Ketten und Edelsteinen geschmückte Seeofficiere, alle von hohem Adel. Den Schluß des Zugs bildeten Matrosen und Seesoldaten, natürlich alle in ihren Sonntagsgewanden und mit dem Hut in der Hand einerschreitend, denn die Ehrfurcht vor Franz Xavier litt nicht, daß sie ihr Haupt bedeckten.

In Folge dessen verließ der Missionär am 20. November 1551 nach einem Aufenthalt von siebenundvierzig Tagen die Stadt Bungo — nicht jedoch ohne einen Hirten für die kleine Heerde, welche er gewonnen hatte, zurückzulassen — und segelte auf einem ihm vom Admiral Gama zur Disposition gestellten Schiffe nach der Stadt Canton, welche eine der ersten im chinesischen Reiche ist. Ein Sturm nöthigte ihn übrigens auf einer kleinen Insel unterwegs zu landen und hier erfuhr er von einigen portugiesischen Kaufleuten, daß es keinem Fremden erlaubt sei, die Gränzen Chinas zu überschreiten, außer wenn er in der Eigenschaft eines Gesandten komme. Er ließ also das Schiff, wie sich der Sturm gelegt hatte, statt nach Canton, nach Goa hinwenden und drang, dort angekommen, mit allem Eifer in den Vicekönig — derselbe hieß damals Don Alfons von Morogna, — eine Gesandtschaft nach Peking abzusenden, unter deren Fittigen er in dieses verschlossene Reich bringen könne. Der Vicekönig wollte anfangs nicht darauf eingehen, ließ sich aber endlich doch bewegen, dem reichen Kaufmann Jaques Pereyra, der gerne in chinesischen Waaren speculirt hätte, das Patent eines Gesandten auszufertigen, und mit ihm reiste Franz Xavier, begleitet von einigen weiteren Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, die er sich im Collegium auslas, am 14. April 1552 von Goa ab. Der Weg führte sie über Malacca und dort wurde erstmals gelandet; allein es wäre besser für sie gewesen, wenn sie ohne Aufenthalt vorbeigefahren wären. Dem hier residirenden portugiesischen Statthalter nämlich, einem stolzen Adeligen, Namens Don Alvarez von Matyde, kam es ganz ungeheuerlich vor, daß ein gewöhnlicher bürgerlicher Kaufmann an den größten Monarchen Asiens als Gesandter geschickt worden sein solle, und er erklärte daher, die Gesandtschaft nicht abgehen lassen zu können, bis er vorher nähere Nachrichten vom Vicekönig aus Goa erhalten hätte. Franz Xavier protestirte gegen jeden Aufenthalt und that den Don Alvarez, als dieser sich durchaus nicht fügen wollte, in den Bann. Allein auch dieß half nichts; im Gegentheil wurde der stolze Mann nun so aufgebracht, daß er sofort die ganze Gesandtschaftsflotte bis auf weiteres mit Beschlag belegte. Darüber wurde Franz Xavier fast toll und entfloh, die meisten seiner Gefährten in Malacca zurücklassend, auf einer kleinen Barke, deren Bestimmungsort die Insel Sancian war. Von hier

aus — die besagte Insel liegt an der mittägigen Küste von China unweit der berühmten Stadt Canton — hoffte er sich mit Leichtigkeit in das himmlische Reich einschmuggeln zu können und es wäre ihm dieses auch mit Hülfe eines chinesischen Kaufmanns, den er bestach, ohne Zweifel gelungen, wenn nicht die Vorsehung Gottes bereits anderweitig über ihn verfügt gehabt hätte. Kaum war er nämlich, nach einer stürmischen Fahrt von fast einem Monat, auf Sancian gelandet, so überfiel ihn am 20. November 1552 ein heftiges Fieber und von einem unwissenden Arzte behandelt starb er an dieser Krankheit zwölf Tage nachher am 2. Dezember in einem Alter von nur sechs und vierzig Jahren. *)

Das war das Ende eines Mannes, der sich den größten Gefahren aussetzte, um das, was er christliche Religion nannte, auch in den entlegensten Ländern zu verbreiten, — eines Mannes, dessen Muth und Standhaftigkeit selbst das größte Unglück nicht beugen konnte und der sich selbst dem tapfersten Soldaten gleichzustellen das Recht hatte; aber auch eines Mannes, der nie im Dienste der Menschheit, sondern nur in dem des Pabstthums stand, und der sich nicht im geringsten scheute, durch seinen mehr als unklugen Eifer die christliche Lehre geradezu lächerlich und zum Gespötte der Ungläubigen zu machen. Sein Orden verdankt ihm außerordentlich viel, denn er legte den Grund zu den vielen Etablissements, deren sich die Gesellschaft Jesu nur wenige Jahrzehnte später in Indien, Japan und China zu erfreuen hatte, und ohne sein anfeuerndes Beispiel hätten seine Nachfolger im Missionswerke sicherlich das nicht geleistet, was sie notorisch zum großen Staunen der Welt zu Stande brachten. Eben deswegen ehrten ihn auch seine Mitbrüder ganz außerordentlich und brachten seinen Leichnam, der im ersten Augenblicke ganz ceremonienlos zu Sancian eingescharrt worden war, schon nach zwei Jahren mit großem Pompe nach Goa, um ihn da im Collegium des heiligen Paulus feierlichst beizusetzen. Ein noch prachtvolleres Mausoleum wurde ihm später in der Jesuitenkirche zu Goa errichtet und ein ähnliches steht in der Jesuitenkirche zu Rom, wohin man auf Befehl des Ordensgenerals Claudius Aqua-

*) Er war anno 1506 auf dem Schlosse Xaviero in Navarra, am Fuße der Pyrenäen, geboren.

viva einen Arm Xaverii brachte. *) Die Hauptsache aber war, daß Pabst Paul V. „den Apostel Indiens“, wie man den Franz Xavier nach seinem Tode nannte, selig sprach, und Gregor XV. ihn am 12. März 1622 gar unter die Heiligen versetzte — ein Actus, der aber erst am 6. August des Jahres darauf von Urban VIII. der Christenheit bekannt gemacht wurde. Noch später, anno 1747, ertheilte ihm Pabst Benedict XIV. den Ehrentitel eines „Protectors von Indien“ und Könige wie Königinnen beeilten sich, ihm Gotteshäuser zu erbauen, welche man natürlich nach seinem Namen benannte.

Ich habe mich über die Thätigkeit Franz Xaver's in Asien ziemlich weitläufig verbreitet, denn derselbe war eine allzu interessante Persönlichkeit, als daß ich nur so kurz und obenhin hätte über ihn hinweggehen können. Was aber seine „Nachfolger im Amte“ betrifft, ich meine die Gefährten und Streiter Jesu, die nach ihm in Japan, China und Ostindien das Missionswerk betrieben, so werde ich mich etwas kürzer fassen und weniger auf die verschiedenen Schicksale, die sie erfuhren, als vielmehr auf das Resultat hinweisen, dessen sie sich schließlich zu erfreuen hatten. In Ostindien hatte Xavier den Weg schon vollständig gebahnt, denn durch ihn waren in allen bedeutenden Plätzen, welche sich die Portugiesen unterworfen hatten, jesuitische Etablissemens, hießen sie nun Collegien oder Residenzen oder Missionen, gegründet worden, und es handelte sich also nur darum, ihre Anzahl zu vermehren und sie selbst zu vergrößern. Letzteres gelang den Söhnen Loyola's überall leicht, einmal, weil die portugiesischen Statthalter ihnen auf Befehl des Königs (Don Alvarez von Matyde war eine fast einzeln stehende Ausnahme) auf alle Weise in die Hände arbeiteten, zum andern, weil sie mit Hülfe des von ihnen errichteten Inquisitionstribunals alles, was ihren Absichten im Wege stand, mit Leichtigkeit beseitigen konnten. Ersteres aber, das Vermehren der Missionen, fiel auch nicht schwer, denn sie rückten überall hin nach, wohin die Portugiesen oder auch andere europäische Eroberer vordrangen, und überdieß

*) Zu diesem Behufe wurde der Leichnam anno 1612 ausgegraben und ein Wundarzt mußte den Arm ablösen. Auch soll bei dieser Operation das Blut so hell und klar geflossen sein, wie bei einem Lebendigen!

wußten sie, wo sie einmal festen Fuß gefaßt hatten, durch ein einfaches Mittel sogleich eine christliche Gemeinde herzustellen. Worin bestand nun aber dieses einfache Mittel? In nichts Anderem, als darin: daß sich die Herren Missionäre als indische Priester, das ist als Braminen oder Bramanen (in ganz Ostindien herrscht die Brahmareligion) kleideten, um vor den Indiern, die einen angeborenen Widerwillen und ein sehr in der Natur begründetes Mißtrauen gegen Ausländer hatten, als Eingeborne zu figuriren, so wie dann auch noch darin, daß sie die bisherigen heidnischen Religionensanschauungen und Gebräuche der Ostindier mit dem Christenthum, das sie lehrten, förmlich verschmolzen. Die guten Hindus (oder Ostindier) durften Hindus bleiben, wenn sie sich nur dazu hergaben, „getauft“ zu werden und fortan den Namen „Christen“ zu führen! Ja, es war nicht einmal nöthig, bei der Taufe einen christlichen Namen anzunehmen, wenn die Leute es vorzogen, ihren bisherigen heidnischen beizubehalten, denn der Apostel Paulus sagte ja selbst: „man solle Allen Alles werden!“

Es wäre mir nun natürlich ein leichtes, eine ganze Liste von Jesuiten aufzurollen, welche als Braminen im Lande herumreisten und als solche das Kreuz Christi, wenn nicht mit Füßen traten, doch wenigstens geradezu verläugneten; allein ich begnüge mich mit Zweien von ihnen, hoffend, daß deren Beispiel dem Leser ein hinlänglich klares Bild von der jesuitischen Wirksamkeit und Aufführung in Ostindien geben werde. Der Eine von ihnen nämlich, der Pater Constantino Beschi, welcher die Hindusprache und sogar das Sanscrit ganz genau studirt hatte, ahmte die Sitten und Manieren, so wie die Lebensweise der Brahminen so genau nach, daß das Volk von Dekan, wo er sich besonders lange aufhielt, anfing, ihn wie einen Heiligen, wohlverstanden für einen Heiligen im Heidenhimmel, zu verehren, und als er vollends Volksgedichte in indischer Sprache herausgab, so wurde alle Welt seines Ruhmes voll. Was war nun das Resultat hievon? Der Beherrscher von Dekan machte ihn zu seinem ersten Hofbeamten und Minister, natürlich in der Voraussetzung, einen wirklichen Brahminen vor sich zu

haben, und Constantino Beschi fand sich durchaus nicht gemüßigt, denselben über diesen Irrthum aufzuklären. Im Gegentheil erschien der ehrwürdige Pater, auf europäische Sitten und Abstammung vollständig verzichtend, von jetzt an nur noch in prachtvollem orientalischem Costüme, reitend auf einem reich geschirrten Pferde oder von Sklaven in einem Palankin getragen und immer in Begleitung einer zahlreichen indischen Leibgarde, welche hoch zu Roß den Pöbel aus dem Wege des hohen Herrn trieb und zugleich mit Trompetenstößen sein Kommen und Gehen kund that. Kein Mensch hätte ihm angesehen, daß er ein Europäer, und noch weniger, daß er ein getaufter Christ sei; ein Jesuite aber blieb er deswegen doch sein Leben lang und seine Mitbrüder waren auch nicht wenig stolz auf ihn.

Eine ganz andere Wirksamkeit entwickelte der sehr ehrwürdige Pater Barthelemi Acofta, denn er — das zweite der von mir anzuführenden Beispiele — hielt sich nicht vornehm an die Höchsten des Landes, sondern trieb sich vielmehr unter der tiefsten Hefe des Volkes herum, natürlich aber von ganz denselben Zwecken und Absichten getrieben, wie Constantino Beschi, der Premierminister und Großviramamuni. Namentlich suchte er die verrufenen Wohnungen der öffentlichen Tänzerinnen und Buhlerinnen, d. i. die Hütten derer, die man Bajaderen nennt, auf, und machte sich wohl wissend, daß sie, die täglich und stündlich bereit sind, dem Gotte der Liebe Opfer zu bringen, einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Männerwelt besitzen, so vertraut mit ihnen, als es nur möglich war. Er spielte mit ihnen, er sang mit ihnen, er tanzte mit ihnen, er trank mit ihnen, er war ihr innigster Freund auf Du und Du. Die armen Geschöpfe waren daher ganz entzückt von ihm, und wünschten nichts mehr, als durch ihn, der es ihnen so leicht machte, in den Himmel befördert zu werden. Nur Eines stand ihrem Uebertritt zum Christenthum entgegen, nämlich das, daß man ihnen gesagt hatte, die christlichen Priester verdamnten das Handwerk, von dem sie lebten, als ein sündhaftes Laster, und somit zauderten sie von Stunde zu Stunde, das Sacrament der Taufe zu empfangen. Was that nun aber der ehrwürdige Pater? Er lehrte sie, daß sie Christinnen werden und doch, ohne eine Sünde zu begehen, fortfahren könnten, dem Gotte der Liebe Opfer

zu bringen, so bald sie einen Theil ihres Erwerbes der christlichen Kirche weihten und mit denen, welchen sie ihren Körper Preis gaben, wenigstens einen Versuch der Bekehrung machten.

Auf diese und andere ähnliche Weise wußten sich die Jesuiten überall in ganz Ostindien einzunisten, und so lange die Herrschaft der Portugiesen dauerte, so lange blieben sie unbeschränkte Herren des Terrains, d. h. sie durften das ganze ungeheure Gebiet ganz allein ausbeuten, ohne daß es einem andern Orden gestattet wurde, ebenfalls Proselyten zu machen und Collegien nebst Residenzen zu gründen, denn die Könige von Portugal liebten sie, wie wir hernach sehen werden, fast über alle Maßen. Wie aber nach Verfluß eines Jahrhunderts auch andere seefahrende Nationen, insbesondere die Franzosen, die Holländer und die Engländer herbeikamen, um sich an der großen Jagd auf Indiens Reichthum zu betheiligen, und wie dann nach und nach die Macht der ersten Eroberer von allen Seiten zusammenstürzte, da kam auch der jesuitische Besitz zu Falle. Darauf jedoch, so wie: auf welche Weise es die Jesuiten während der Zeit ihres Glanzes in Indien trieben, werde ich im vierten, fünften und siebten Buche zu sprechen kommen; für jetzt genügt es, zu wissen, daß die Gesellschaft Jesu in religiösen und kirchlichen Dingen über hundert Jahre lang die Alleinbeherrscherin Indiens war.

Ganz eben so glückte es ihnen auch in Japan, obwohl mit weit größerer Mühe, als in Indien, und schon im Jahr 1573, also nur einundzwanzig Jahre nach Kavier's Tode, durften sie sich rühmen, fast in der Hälfte der hundert kleinen Königreiche, in welche das große Kaiserthum getheilt war, größere Niederlassungen zu besitzen. Ueberdem war es eine Thatsache, daß damals bereits über zweihunderttausend Japanesen — unter dieser Zahl sind die Weiber und Kinder nicht mitbegriffen — zu ihrer Fahne geschworen hatten, und man kann es daher nicht bloß als eine reine Aufschneiderei betrachten, wenn sie den Päbsten zu Rom stolz zuriefen, daß sie nicht ruhen würden, als bis sie ganz Japan unter die Herrschaft des Christenthums gebracht hätten. Wem verdankten nun aber die Jesuiten diesen großen Erfolg? Einzig und allein ihrer Klugheit und dem Umstande, daß Japan kein einiges und einziges, von nur einem Monarchen beherrschtes Reich bildete. Schon dem Franz Xaviers hatte es eingeleuchtet, daß er sich in die Japanesen

schicken müsse, wenn er sie für seine Sache gewinnen wolle, nicht umgekehrt, und deswegen war er, wie wir gesehen haben, als Bonze aufgetreten. Ganz dieselbe bequeme Moral befolgten auch seine Gefährten, die er in Japan zurückließ, nämlich Come von Torres, Juan Fernandez, Cosmos oder wie sie sonst heißen mochten, und Jeder hütete sich wohl, was man sagt: mit der Thüre in's Haus zu fallen. Der Platz sollte nicht im Sturme genommen werden, sondern ganz sachte, auf allen Vieren kriechend und von Laufgräben gedeckt, rückten die heiligen Väter vor und überdem stellten sie der Besatzung so leichte und angenehme Bedingungen, daß diese fast gar nicht umhin konnte, sich zu ergeben. Erlaubten die Väter Jesu ihren Täuflingen ja doch sogar auch nach der Befehrung die heidnischen Pagoden zu besuchen und sich vor ihren Göttern, dem Jebischu, dem Daikotu, dem Fajiman, dem Fottei oder wie sie sonst hießen, anbetend niederzuwerfen, wenn sie diese Huldigung und Verehrung nur „in Gedanken“ auf Christum übertrügen! Doch wäre die Eroberung sicherlich nicht so leicht und ohnehin nicht in so großem Umfange möglich gewesen, wenn nicht die Zerrissenheit des großen Reichs dazu verholfen hätte. Jeder der verschiedenen Unterkönige nämlich suchte nur seine eigene Vergrößerung, nicht die des gemeinschaftlichen Vaterlandes, und somit herrschte eine ewige Eifersucht, ein immerwährender Neid und Haß unter diesen Duodezregenten. Keinem von ihnen lag etwas anderes mehr am Herzen als die Unterdrückung oder doch Verkleinerung des Nachbarn, und jedes Mittel, welches hiezu führen konnte, hieß man von Herzen willkommen. Insbefondere glaubten sich einzelne dieser kleinen Despoten einen großen Vortheil davon versprechen zu dürfen, wenn sie mit der seefahrenden Nation der Portugiesen in Handelsverbindungen träten oder wenn es ihnen gar gelänge, ein Bündniß mit diesen tapfern Männern, welche so eben Ostindien erobert hatten, einzugehen. Durch wessen Vermittlung aber konnten derartige Verbindungen besser und leichter hergestellt werden, als durch die der Jesuiten? Denn letzteren — ich verweise den Leser auf die Aufnahme, welche Franz Xavier bei Eduard von Gama im Seehafen von Bungo fand — wurde ja überall von den portugiesischen Seeleuten mit fast knechtischer Unterwürfigkeit begegnet und wo nur immer ein portugiesisches Schiff in einem japanischen Hafen ankerte, da durften die

Söhne Loyola's gewiß sein, daß sich dessen Kapitän ihnen zur Verfügung stelle, dieweil ja ihr Orden damals am Hofe von Lissabon allmächtig war. Demgemäß beeilten sich nicht wenige der obgenannten Unterkönige, die Loyoliten so freundlich als möglich aufzunehmen und ihnen nach dem Grundsatz: „Eine Hand wäscht die Andere“, so viel Vorschub, als sie nur immer konnten, zu leisten. Ja, einige von ihnen ließen sich sogar selbst taufen, durch welches Beispiel die Unterthanen natürlich verleitet wurden, ein Gleiches zu thun, und verbanden dann mit der Taufhandlung meist eine größere Schenkung von liegenden Gründen, auf welchen die Jesuiten sich bleibend ansiedeln, respektive Collegien und Residenzen anlegen konnten! So erfahren wir z. B. vom Könige von Omura, daß er den Jesuiten anno 1562 die Stadt Vocoxiura mit allen Dörfern auf zwei Stunden in der Runde eigenthümlich überlassen habe, und wenn andere Fürsten auch nicht gerade so weit gingen, so überließen sie den Missionären wenigstens die sämtlichen Klöster, nach welchen es dieselben gelüstete. Kurz also, die Jesuiten erlangten nach wenigen Jahrzehnten eine außerordentliche Macht in Japan — selbst in Miaco, dem Sitz des Dairi, errichteten sie ein Collegium nebst einem Noviciate — und wie sie sich deren einmal bewußt waren, so benützten sie sie dazu, um den ihnen feindseligen Regenten damit zu drohen. Was sage ich: zu drohen! Das ist ein viel zu gelinder Ausdruck, denn vom Drohen kam's nur zu oft zum Handeln, das heißt, die schwarzen Kutten verleiteten die bekehrten Fürsten zum Angriff auf die nichtbekehrten und verwendeten ihre ganze Macht dazu, den ersteren zum Siege zu verhelfen. Ganze Bände voll könnte man von diesen Machinationen, von diesem immerwährenden Schüren und Hezen der Japanesen gegen einander schreiben, und die Folge davon war, daß die damalige Geschichte von Japan nichts ist als eine fortlaufende Reihe von Aufruhren, Empörungen, Kriegen und Niedermegelungen; jeder dieser Bruderkriege aber und jede dieser Empörungen verhalf den Jesuiten zu neuen Triumphen, und endlich brachten sie es gar so weit, daß drei von ihnen bekehrte Könige, nämlich die von Bungo, Arima und Omura, unter ihrer Führung anno 1585 eine glänzende Gesandtschaft an den damals regierenden Pabst Gregor XIII. abordneten, um dem Haupte der Christenheit ihre Huldigung darzubringen. Das war ein Ruhm! Wahr-

haftig, solche Resultate konnten alle übrigen Orden zusammen nicht aufweisen; allein der Pabst erwies sich auch dankbar und verbot sofort durch eine eigene Bulle allen sonstigen Mönchen und Geistlichen „bei Strafe des großen Bannes ohne ausdrückliche Erlaubniß des heiligen Stuhls nach Japan zu gehen, um daselbst irgend eine geistliche Berrichtung, welche es auch immer sei, auszuüben.“ Hiedurch wurde Japan den Jesuiten zur ausschließlichen Ausbeutung überlassen, und daß diese eine solch außerordentliche Bevorzugung zu benützen verstanden, wird man sich wohl denken können. Doch was gewann dadurch das Christenthum? Sicherlich nichts oder vielmehr eitel Schaden, denn das von den Jesuiten auf Japan gelehrte Christenthum hatte von diesem nur den Namen, nicht aber auch den Inhalt, wie dieß schon daraus erhellt, daß die Loyoliten für die Japanesen ein eigenes Leben Jesu fabricirten, in welchem sie den Sohn des Weibes eines Zimmermanns im Purpur zur Welt kommen, als König Judäa's herrschen und auf dem Paradebett in aller Monarchenglorie sterben ließen. *) Noch weniger geschah für die Erziehung der getauften Japanesen, sondern man ließ denselben geflissentlich den alten Aberglauben nebst allen ihren verdorbenen Sitten und den Lastern der Wollust.

Weit schwerer als nach Japan wurde es den Jesuiten, bis nach China vorzudringen, denn dieses Reich war für alle Fremden fest verschlossen und das gewaltige Thor wollte sich weder durch List noch durch Gewalt öffnen lassen. Franz Xavier selbst starb, wie wir wissen, Angesichts seiner einladenden Küsten und ebenso erging es noch mehreren seiner Ordensbrüder, insbesondere den Patribus Michael Ruggieri und Pazzio, welche sich dreißig Jahre hindurch abmühten, von Goa oder Macao aus „den chinesischen Felsen (wie sich Bruder Balignano ausdrückte) zu ersteigen“; aber endlich sollte

*) In den Jahren 1633—1636 bereisten die frommen Geistlichen Antoinus v. St. Marie, Franz v. Alameda und Jean Baptist Morales auf Befehl des Pabstes den ganzen Orient und in ihrem Berichte steht es schwarz auf weiß, daß es den Japanesen von den Jesuiten gestattet war, alle frühere Götzendienerei fortzutreiben und das Christenthum nur heimlich zu üben. Die Jesuiten läugneten dieß auch gar nicht, sondern erwiederten vielmehr: die Apostel hätten den bekehrten Juden und Heiden gegenüber dieselben Mittel ausgeübt.

diese schwere Aufgabe doch Einem von ihnen gelingen und zwar war dieser Eine kein anderer als der berühmte Mathias Ricci. In demselben Jahre geboren, in welchem Xavier starb, nämlich am 6. Oktober 1552 — sein Geburtsort war die Stadt Macerata in der Mark Ancona — zeigte er schon sehr frühe große Anlagen und ging, nachdem er sich in den alten Sprachen gehörig umgesehen, anno 1568 nach Rom, um da die Rechte zu studiren. Dort lernten ihn die Jesuitenpatres, insbesondere Lainez und Salmeron, kennen und ihren fortgesetzten Bemühungen gelang es, den hochbegabten Jüngling für ihren Orden zu gewinnen. Neunzehn Jahre alt wurde er Novize im Collegium Romanum und begann dort den gewöhnlichen Cours durchzumachen, allein bald erkannte der Pater Valignano, der damalige Vorstand des Novizhauses, daß der junge Mathias ein besonderes Talent für die Mathematik und Mechanik besitze und — wer war nun erfreuter, als die Herren Jesuitenpatres? Seit mehreren Jahren schon fahndeten sie nach einem solchen Talente, denn aus den von Indien und Japan einlaufenden Berichten hatte ihr General in Erfahrung gebracht, daß die vornehmeren Chinesen eine besondere Vorliebe für die sogenannten exakten Wissenschaften, nämlich für die Mathematik, die Chemie und die Astronomie, so wie auch für die mechanischen Künste hätten und daß Jeder, der sich hierin ungewöhnlich auszeichne, bei ihnen bald zu hohen Ehren gelange. Darum wurde es auch sofort beschlossene Sache, einen mit derartigen Kenntnissen wohl ausgerüsteten Jesuiten im Gewande eines chinesischen Gelehrten in's „Reich der Mitte“ zu senden und — war es nun nicht natürlich, daß die Leiter des Ordens hoch aufjubelten, als sie endlich das längst gesuchte Talent fanden? Augenblicklich wurde also das Studium der Theologie bei Ricci auf die Seite geworfen, um dagegen den Unterricht in der Mathematik, Chemie und Astronomie zu beginnen, und man bot zu diesem Behufe die berühmtesten Lehrer und Professoren, deren es damals in Rom gab, auf. Ueberdem unterwies man den jungen Novizen in allen mechanischen Künsten, so besonders auch in der Kunst physikalische Instrumente zu verfertigen, und selbst die Uhrmacherkunst ward nicht vernachlässigt; Ricci aber begriff alles mit einem wunderbaren Genie und zwar ebensowohl in der Praxis, wie in der Theorie. Trotzdem brauchte er volle acht Jahre, bis

er sich vollständig ausgebildet hatte, und nun erst schiffte er sich nach dem Oriente ein. Doch auch jetzt noch nicht unmittelbar nach China, sondern vorerst nach Goa, dem Haupt- und Mittelpunkt der asiatischen Mission. Hier, in dem Collegium des heiligen Paulus sollte die letzte Hand an seine Erziehung gelegt werden und insbesondere sollte er hier die chinesische Sprache so gut erlernen, daß er fähig wäre, für einen Eingebornen des himmlischen Reichs gehalten zu werden. Er that es mit unermüdlichem Eifer, und endlich nach weiteren vier Jahren wurde er auch damit fertig. Jetzt aber ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten, sondern schiffte sich im September 1583 in der Kleidung eines Lama oder Fo-Priesters (Fo ist nur ein anderes Wort für Buddha und ein Lama oder Fo-Priester bedeutet also in China dasselbe, was Bonze in Japan) nach China ein, wo er sofort in einem kleinen Seehafen mit Namen Tschao-tcheu an's Land stieg. Nach Canton nämlich oder in eine andere große Seestadt wagte er sich für den Anfang nicht, aus Furcht, für einen Europäer erkannt zu werden, sondern er hielt es vielmehr für's Klügste, recht unbedeutend von unten herauf anzufangen, und bezwugen hatte er auch jenes bescheidene Lamagewand angezogen.

Die ersten Jahre brachte er damit zu, daß er der Jugend Unterricht in der Mathematik so wie in den übrigen von ihm erlernten Wissenschaften erteilte, und bald gewann er sich dadurch das Zutrauen seiner Umgebung. Auch wußte er einige höher gestellte Gelehrte und Beamten — dieselben heißen in China „Mandarin“ — für sich zu interessiren, indem er eine geographische Charte vom himmlischen Reich entwarf, was etwas in China bis jetzt Unerhörtes war. Für seinen eigentlichen Zweck aber, das ist für die Bekehrung der Chinesen zum Christenthum, wagte er vor der Hand nicht viel zu thun, wenigstens nicht öffentlich, sondern er begnügte sich vielmehr damit, daß er in den Zwischenpausen seiner Lehrstunden einige Punkte des christlichen Glaubens mit einfließen ließ und zwar lauter solche, die mit den religiösen Ansichten der Chinesen nicht im Widerspruche standen. In jenem großen Reiche gab es nämlich damals — und gibt es auch jetzt noch — zwei Religionsysteme, welche neben einander bestehen, ohne sich gegenseitig anzuseinden, und jedes dieser Systeme besitzt das gleiche Recht

der Existenz, jedes wird vom Kaiser und seinen Beamten auf gleiche Weise beschützt. Das eine derselben, die Buddhareligion oder wie man in China sagt, die Religion des Fo, kennen wir bereits von Japan her, und ich habe daher nichts mehr darüber zu sagen, als daß seine Anhänger sich hauptsächlich unter dem gemeinen Volke befinden, denn es ist die Religion der Vielgötterei, der Mönchs- und Nonnenklöster, des Wunder- und Aberglaubens. *) Das andere Religionsystem ist das des Confucius oder besser gesagt Kong-fu-tse und sein Inhalt besteht aus einer reinen Moral, welche mit der des Christenthums ungemein viel Aehnlichkeit hat. Auch erweisen die Anhänger dieses Systems — und unter diese gehören meist alle Gebildeten, so wie insbesondere auch der ganze Hof nebst den sämtlichen Mandarinen von der niedersten bis zur höchsten Stufe — dem Stifter desselben göttliche Ehre, obwohl sie zugeben, daß er ein bloßer Mensch gewesen sei, verwerfen dagegen alle Abgötterei nebst den Wundern und sonstigem heidnischen Religionsauspuß. Unter solchen Umständen nun war es dem Ricci leicht, die im Christenthum niedergelegten moralischen Grundwahrheiten in seinen Unterricht mit einfließen zu lassen, ohne bei irgend einem Chinesen anzustoßen, und er konnte sogar so weit gehen, „expresß für die Chinesen einen christlichen Katechismus zu verfassen“, denn alles, was in diesem Büchlein stand, harmonirte vollkommen mit der Lehre des Confucius. Dagegen aber hütete er sich gar wohl, irgend einem seiner Schüler etwas von der Dreieinigkeit oder von der Geburt und Himmelfahrt Christi, oder von der Erlösung oder von sonst einem christlichen Mysterium zu sagen, und in dem bewußten Katechismus war ohnehin alles Derartige weggelassen. Man sieht also, daß er mit einer doppelten Klugheit verfuhr, einmal: indem er vom Christenthum nur so nebenbei hie und da etwas einfließen ließ, und zum andern: indem er dieses Christenthum den chinesischen Begriffen an-

*) Als ein drittes Religionsystem wird nicht selten noch der sogenannte Taoglaube oder „die Religion des rechten Wegs“ genannt, allein dieses System ist längst mit dem Buddhismus fast gänzlich verschmolzen und ich glaube daher seiner nicht noch insbesondere erwähnen zu müssen.

paßte — mit andern Worten: indem er es chinesisches ummodelte.

Nachdem nun übrigens Ricci verschiedene Jahre lang in Tschao-tschou und Umgegend gewirkt und sich mit den chinesischen Sitten und Gewohnheiten hinlänglich vertraut gemacht hatte, ging er in's benachbarte Königreich Kiang-Sy, sowie etwas später nach Nan-king und trat da in der reichen Kleidung eines Schriftgelehrten der Konfutsereheligion auf, indem er zugleich als Arzt practicirte. In letzterer Eigenschaft wurde er mit einem Mandarinen sehr hohen Ranges bekannt, der ihn seines kranken von den chinesischen Medicinern falsch behandelten Sohnes wegen rufen ließ, und da es ihm gelang, diesen Sohn herzustellen, so lud ihn der Mandarine zu sich nach Peking, der Hauptstadt des chinesischen Reiches, ein. Das war es, was Ricci schon längst zu erreichen gestrebt hatte, und er folgte also dem Rufe anno 1595 mit dem freudigsten Eifer. Auch wußte er sich unter den Zittichen seines hochstehenden Protektors bald mit der vornehmen Welt der Residenz bekannt zu machen und Jedermann staunte über die merkwürdigen Kenntnisse, die er an den Tag legte. Insbesondere übrigens trachtete er darnach, sich Freunde bei Hof zu erwerben, um durch diese bei dem Kaiser selbst eingeführt zu werden, und damit er diesen Zweck um so gewisser erreiche, begegnete er selbst den Geringsten mit einer kriechenden Schmeichelei, während er es bei Andern — je nachdem ihr Character war — mit Präsenten und Bestechung versuchte. Endlich, aber erst anno 1601, erzählten Einige von der nächsten Umgebung Wan-Liész — so hieß der damalige Kaiser — dem Letztern so viel von den Merkwürdigkeiten, die der gelehrte Ricci besitze, sowie namentlich von einer Glocke, die von selbst schlage, daß der Monarch begierig wurde, das Wunderwerk zu sehen, und den Besitzer desselben vor sein Antlitz zu bringen befahl. Ricci erschien und brachte dem Monarchen nicht nur „die von selbst schlagende Glocke,“ d. h. eine von ihm gefertigte Schlaguhr, die sehr schön aussah, sondern auch noch einige andere, namentlich physikalische Seltenheiten, von denen man in China bis jetzt nichts gewußt hatte. Er brachte sie aber natürlich nicht „zum bloßen Beschauen“, sondern er legte sie dem Monarchen als Präsent zu Füßen und dieser war so erfreut darüber, besonders über die Uhr, daß er nach der gnä-

digen Entlassung des verkleideten Jesuiten mehrere Stunden damit zubachte, den Gang des Räderwerks zu besehen, die Zeiger umzudrehen und dem Glockenschlage zu lauschen. Ja damit nicht zufrieden, befahlen Seine Majestät sofort seine Frauen nebst der Kaiserin Mutter herbeizuholen, damit diese das Wunderwerk ebenfalls beschauen könnten, und nun ging der Jubel erst recht los; allein — o weh — durch das ewige Betasten, Schlagenlassen und Aufziehen kam das künstliche Werk in Unordnung und blieb sofort plötzlich stehen. Van-Vié war trostlos über dieses „erloschene Leben“ und rief dem schnell herbeigeholten Ricci mit kläglichem Stimme zu: „sie ist todt!“ Aber der Jesuit tröstete ihn mit den Worten: „sie soll wieder leben, wenn der Sohn des Himmels (so titulirt man in China den Kaiser) es befiehlt,“ nahm die Uhr mit nach Hause und stellte sie richtig nach wenigen Stunden ohne viele Mühe wieder her.

Von nun an hatte Ricci, was man sagt, gewonnenes Spiel, denn der Kaiser konnte seiner nicht mehr entbehren, oder vielmehr Ricci wußte sich Seiner Majestät unentbehrlich zu machen. Einmal nämlich benützte er die Schwachheit des Monarchen für das Uhrenspielwerk, um sich von demselben den Auftrag geben zu lassen, deren noch eine ganze Parthie anzuschaffen, und wie nun die Uhren von den Patribus, die Ricci zugleich von Goa mitverschrieb, begleitet ankamen, so mußte er natürlich die Stelle eines Uhrenoberaufsehers versehen, denn wer außer ihm hätte diese vielen und verschiedenen Werke aufziehen und in Ordnung halten können? Zum zweiten zeigte es sich nun, daß der Pater Mathias auch in einer andern Lieblingswissenschaft des Kaisers gar wohl bewandert sei, nämlich in der Astronomie, und endlich zum dritten verstand es der fluge Loyolite, nach und nach seine Kenntnisse in der Chemie und Mathematik ebenfalls im glänzendsten Lichte zu zeigen. Solch ungewöhnlich viele Begabungen verdienten doch gewiß eine Anerkennung und Van-Vié konnte also nicht umhin, dem Pater die Auszeichnung eines Hofmandarinen, d. i. eines höheren Hofbeamten, zu geben. Ueberdem schenkte er ihm ein großes Haus in der Stadt, um darin ein Collegium zu errichten und begabte dasselbe mit großartigen Einkünften, denn es sollten darin Astronomen, Mathematiker, Chemiker, Optiker und andere Künstler aller Art erzogen wer-

den. Ein christliches Colleg war es also nicht und überhaupt keine Erziehungsanstalt für künftige Priester, sei's dieser oder jener Religion; aber eine sehr gelehrte Anstalt war es und eine sehr exquisite dazu und deswegen sandten auch die Vornehmsten unter den Bewohnern Pekings ihre Söhne dahin, damit sie so geschickte Leute würden, wie Mathias Ricci und seine frisch angekommenen Gefährten. Natürlich jedoch wurde der christliche Religionsunterricht deswegen doch nicht ganz ausgeschlossen; nur war es ein solcher, durch welchen die jungen vornehmen Herrn nebst ihren Mandarinenvätern nicht vor den Kopf gestoßen werden konnten. Im Gegentheil — Ricci und seine Gefährten lehrten nur, was Confucius auch gelehrt hatte, und wiesen deshalb auch diesem Religionsstifter seinen gebührenden Platz im Himmel an. Ebenso hüteten sie sich wohl, die bisherigen Gebräuche und Gewohnheiten der Chinesen irgendwie anzugreifen oder auch nur einen leisen Tadel auf sie zu werfen, sondern sie gestatteten vielmehr ihren Schülern ganz so fortzuleben, wie sie es bisher gewohnt waren. Dieselben durften z. B. nach wie vor ihre Hausgötzen — wenn sie welche hatten — anbeten; sie durften dem Laternenfeste, dem Seelenfeste, dem Feste des Phelo und was dergleichen allen Chinesen gemeinsame Religionsfeierlichkeiten mehr sind, nach wie vor beiwohnen; sie durften bei den Gräbern der Verwaisten opfern und sich, wenn sie krank wurden, mit dem Quin versehen, d. i. mit dem geschriebenen Passe — par — tout, welchen die Lamapriester für die andere Welt ausstellen; sie durften sogar, wenn sie älter waren, der Sitte der Vielweiberei huldigen und sich Frauen oder Nebweiber nehmen, so viel sie wollten; ja selbst ihre eigenen Schwestern durften sie sich in's eheliche Bett legen, wenn sie anders ein Gelüste darnach trugen, und weitläufigere Verwandtschaft bildete ohnehin kein Hinderniß für die Heirath. Solches alles und noch viel Mehres durften sie thun — und die Jesuitenpatres machten von all' diesen Ceremonien und Sitten, um nicht anzustoßen, den größten Theil selbst mit *) — wenn sie sich nur taufen ließen und erklärten,

*) Dieß geschieht der Jesuit Ignaz Lobo in einem vom 19. Sept. 1635 datirten und an den Franciskanerpater Antonio de Saint Marie gerichteten Briefe selbst ein. Ueberhaupt bemerkte ich hier einmal für allemal, daß was

Christen sein zu wollen! Man machte es ihnen gewiß so leicht und bequem als möglich, man verlangte gewiß so wenig als möglich von ihnen; dagegen aber versprach man ihnen so unendlich viel, daß es ein Meerwunder gewesen wäre, wenn dieselben nicht zugegriffen hätten. Man versprach ihnen für dieses Leben alle Wissenschaften Europas, vermittelt deren Kenntniß sie sich über alle ihre Landsleute erheben konnten, so daß für die Zukunft der Kaiser nur aus ihrer Mitte seine Statthalter, seine Generale, seine Minister wählen durfte! Man versprach ihnen für jenes Leben eine ewig andauernde Glückseligkeit und einen so gloriosen Sitz im Hien, d. i. im Himmel oben, daß die übrigen Seelen, selbst die, welche nicht in der Hölle brieren, sie sämmtlich darum beneiden mußten! Und für alles das kein weiteres Opfer, als die Erklärung, von nun an ein Christ heißen zu wollen? Nein, nicht mehr, ich wiederhole es, nur war mit dieser Erklärung auch, wie sich von selbst versteht, die Verpflichtung verbunden, keinen andern Gewissensrath mehr zu haben, als nur allein die Jesuitenpatres! Darin lag die Pointe, denn wenn die Herren Patres erst die Beichtväter und Gewissensrätthe einer Familie wurden, dann war es so viel, als wenn die sämmtlichen Mitglieder dieser Familie ihnen den Untertaneneid geschworen hätten!

Auf diese Art gelang es dem Mathias Ricci, sich nach und nach eine äußerst einflußreiche Stellung am Hofe zu Peking zu erwerben und in Folge dessen wurde es ihm nicht nur erlaubt, nächst dem Collegium eine Kirche zu erbauen, sondern er durfte auch in andern Städten des großen Reichs durch seine Gefährten, deren er von Goa immer mehrere heranzog, Collegien und Kirchen einrichten lassen. Deswegen dürfen wir aber doch durchaus nicht glauben, daß er nicht auch mit vielen Hindernissen zu kämpfen gehabt habe. Im Gegentheil thaten insbesondere die Priester der

hier von der Christenlehre der Jesuiten in China erzählt wird, nur ein Auszug aus den Berichten der Jesuiten selbst ist, wie z. B. aus dem großen Werke des Du Halde über China, aus den Denkschriften der Patres Le-Comte und Martini, aus den Berichten des Pater Michael Boym, so wie aus den hinterlassenen Papieren Ricci's selbst. Es handelt sich also hier nicht von *Andichtungen*, die von Jesuiten-Feinden ausgingen, sondern von *Wahrheiten* welche die Jesuitenmissionäre selbst zugestanden.

Foreligion alles, was in ihren Kräften stand, um ihn und seine Gefährten zu verdächtigen, und es kam z. B. in Canton anno 1608 so weit, daß der dortige Statthalter dem Pater Franz Martinez eine Bastonnade geben ließ, unter welcher er den Geist aufgab. Auch dem Pater Longobardi wäre beinahe dasselbe Schicksal zu Theil geworden und den Ricci selbst hätte um ein Kleines eine von dem Großbonzen in Peking angezettelte Kabale gestürzt; allein er wußte die Freundschaft, die der Kaiser für ihn hegte, so gut zu benützen, daß er stets schließlich triumphirte und der ihm und seinen Gefährten zugedachte Streich auf seine Feinde zurückfiel. *) Im großen Ganzen genommen hatte also seine Mission einen wirklich außerordentlichen Erfolg und als ihn anno 1610 der Tod nach einer mehr als siebenundzwanzigjährigen Wirksamkeit in China hinwegraffte, durfte man mit Recht von ihm rühmen, daß er im Reich der Mitte so viel oder gar noch mehr geleistet habe, als Franz Xavier in Indien und Japan. Freilich keineswegs für das Christenthum, denn was er lehrte hatte von diesem fast nur den Namen und wich insonderheit von den Glaubenssätzen der römisch-katholischen Kirche total ab, wohl aber für seinen Orden, weil er ihm eines der größten Länder der Welt eröffnete, in welchem es der Macht, des Ruhmes und des Reichthums, wenn man es geschickt angriff, eine unendliche Menge zu ernten gab. **)

*) Die Hofintrigue, auf die ich oben anspielte, machte er durch einen wirklichen Meisterstreich zu Schanden, indem er den Großbonzen beim Kaiser verdächtigte, eine Schmähschrift, die eben in Peking über den Hof circularte — eine Schrift, die wahrscheinlich ihn selbst zum Autor hatte —, nicht bloß verbreitet, sondern auch verfaßt zu haben. In Folge dieser Verdächtigungen erhielt nämlich der Großbonze die Bastonnade und zwar in solchem Grade, daß er unter derselben starb. Auch der Gouverneur von Canton, welcher den Pater Martinez so übel behandelte, kam schlecht weg, denn er wurde wegen dieser seiner Uebereilung auf ein geringeres Gouvernement versetzt, und mußte noch froh sein, mit einer solch gnädigen Strafe davonzuschlupfen.

**) Der beste Beweis, wie wenig den Ricci „das Christenthum“ kummerte, liegt in seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er schrieb nämlich für die Chinesen und zur Unterstützung seiner Mission unter denselben folgende Werke: 1) Die praktische Mathematik des Clavius. 2) Die sechs ersten Bücher des Euclid. 3) Die Sphäre des Euclid. 4) Eine Abhandlung über Physik. 5) Eine

Nicht lange nach Mathias Ricci's Tode starb auch sein großer Beschützer, der Kaiser Wan-Lié, und unter seinem Nachfolger Tien-Ki, welcher übrigens nicht lange regierte, versuchten es die einheimischen Priester auf's neue und zum öftern, ein Decret zu erlangen, welches den eingedrungenen Fremdlingen das Handwerk lege. Intrigue spielte gegen Intrigue, Verläumdung gegen Verläumdung, Anklage gegen Anklage, und das eine Mal schien diese, das andere Mal jene Parthie die Oberhand gewinnen zu wollen. Natürlich übrigens hätte es allzuwenig Interesse für die Leser, wenn ich über alle diese Dinge in nähere Details eingehen wollte und somit bemerke ich nur, daß die Jesuiten wenigstens einmal nahe daran waren, gänzlich zu unterliegen. Der Statthalter des Königreichs Kiang-Nan nämlich, welcher in Nanking residirte, erklärte sich anno 1615 zu ihrem besonderen Feinde und verfaßte nicht nur eine weitläufige Denkschrift gegen sie, welche er an den Hof einjandte, sondern begann auch mit ihrer Austreibung, ohne erst höhere Genehmigung abzuwarten. Darin folgte ihm der Gouverneur der angrenzenden Provinz Quang-Tong nach und nun erlitten die in diesen Theilen des ungeheuren Reichs befindlichen Jesuiten die grausamsten Verfolgungen. Man schloß ihre Collegien, riß ihre Kirchen nieder, warf sie selbst in harte Gefängnisse, gab ihnen die Bastonnade und schloß damit, daß man sie wie Waarenballen in ein Schiff packte, um sie außer Lands nach Macao zu transportiren. Man hätte nun erwarten sollen, daß der Hof von Peking hiegegen eingeschritten wäre, weil die Jesuiten daselbst immer noch als Mathematiker, Astronomen, Chemiker, Musiker und Mechaniker in großem Ansehen standen; allein dieß geschah nicht nur nicht, sondern das Nanking'sche Ausweisungsdecret wurde sogar bestätigt, wahrscheinlich, weil die oben angeführte Denkschrift des Statthalters von Kiang-Nan sich auf unwiderlegliche Anklagepunkte — die Jesuiten selbst beobachteten in ihren sonst so detaillirten Nachrichten

Methode, Sonnenuhren zu machen. 6) Die Art, wie man sich des Astrolabiums zu bedienen hat. 7) Ueber den Gebrauch der Spinette. 8) Einen Katechismus der Moralphilosophie — denselben, in welchem er sein „chinesisches Christenthum“ niederlegte. — Ich denke, aus dieser Hinterlassenschaft wird man „den Apostel für China“ am besten beurtheilen können!

über China hierüber stets das unverbrüchlichste Stillschweigen — stützte. Dagegen traten nun politische Ereignisse ein, welche die frommen Väter unplötzlich wieder zu größeren Ehren brachten, als sie je zuvor genossen hatten.

Schon längst nämlich hatten sich die Tartaren, ein eben so zahlreicher als tapferer Volksstamm, dessen Wohnsitze an den nördlichen Grenzen des Reichs lagen, den chinesischen Kaisern furchtbar gemacht und dieselben konnten sich der Einfälle dieser Nomadenhorden stets nur mit der Aufbietung all' ihrer Kräfte erwehren. Ein solcher Einfall fand nun auch im Jahr 1618 statt und der Chan der Tartaren, der Dieb „Thien-Min,“ wie ihn die chinesischen Geschichtsschreiber nennen, drang fast bis unter die Mauern von Peking vor. Der Kaiser kam in die höchste Noth, denn seine feigen Soldaten schlugen sich schlecht und es stand also zu befürchten, daß Peking selbst in die Hände des Feindes fallen würde. Da gab der Mandarin Seu, einer der höchsten Staatsbeamten des Reichs, welchen die Jesuiten durch seine fromme Tochter Kandidate — diese war von ihnen getauft worden und wird von ihnen als eine förmliche „Heilige“ geschildert — ganz in ihrer Gewalt hatten, dem Monarchen den Rath, sich von den frommen Patribus portugiesische Officiere und besonders Artilleristen zu erbitten, um durch deren überlegene Kriegskunst den Feind zu schlagen, und darauf ging der Kaiser mit Freude ein. Auch willfahrten ihm die Jesuitenpatres auf's bereitwilligste — jedoch, wie man sich leicht denken kann, nur unter gewissen Bedingungen, unter welche namentlich auch die solenne Aufhebung des Nanking'schen Verbannungsdecrets gehörte — und die Folge war, daß sie nach glücklicher Verjagung der Tartaren das Herz des Kaisers und mit demselben den Schlüssel zur Regierung vollständig in die Hand bekamen. Man gab ihnen also vollkommen freie Hand, in allen Städten des Reichs Collegien zu errichten und Kirchen daneben zu erbauen, und daß sie hiervon den ausgedehntesten Gebrauch machten, daran wird kein Vernünftiger zweifeln. Die Tartareneinfälle hörten übrigens mit der Niederlage Thien-Mins nicht auf, sondern erneuerten sich vielmehr unter dem Kaiser Hoai-tsung, dem Nachfolger Tien-Ki's, noch viel stärker als zuvor, und Hoai-tsung kam dadurch hart in's Gedränge. Noch schlimmer wurde es, als der Prinz Li-tse-tsching einen Auf-

ruhr erregte und mit Unterstützung von siebzigtausend Tartaren-Reitern bis Peking vordrang. Von längerem Widerstand konnte da keine Rede mehr sein und in der Verzweiflung entleibte sich Hoai-tsong in seinem Palaste mit allen seinen Weibern, worauf sofort Si-tse-tsching Besitz vom Throne nahm. Allein wenn ihm nun auch die Hauptstadt huldigte, so geschah dieß doch nicht von Seiten der Provinzen, und es entstand dadurch eine so gränzenlose Verwirrung im chinesischen Reiche, daß bald kein Mensch mehr wußte, wer Koch oder Kellner sei. Tief war der Jammer unter allen Vaterlandsfreunden und noch tiefer die Noth des Volks; die Jesuiten dagegen rieben sich vor Vergnügen die Hände, denn sie wußten im Trüben zu fischen und versprachen jedem der verschiedenen Prätendenten, die sich um die Herrschaft stritten, gegen gewisse Zusagen goldene Berge. Insbesondere hervorstechend benahmen sich hierbei die beiden Patres Cofler und Schall, und es ist in der That der Mühe werth, dieses Betragen ein wenig näher zu beleuchten, da beide — obwohl natürlich nicht auf eigene Faust, sondern auf Befehl ihres Generalz in Rom, der stets alle Fäden der Maschinerie in der Hand hielt — in ganz entgegengesetzten Lagern wirkten.

Pater Cofler nämlich fand sich alsobald, als Tum-Lié, ein Enkel des Kaisers Van-Lié's, sich in der Provinz Chan-Sy zum Kaiser ausrufen ließ, bei letzterem ein und brachte den Doktor Lucca, einen guten Genieoffizier und noch bessern Jesuiten, so wie noch verschiedene andere Patres, worunter auch den Martin Boym mit sich. Ueberdem befanden sich auch einige weltliche Portugiesen, lauter Offiziere, welche ihm der Statthalter von Macao sandte, in seinem Gefolge und somit konnte er schon mit einiger Ostentation auftreten. Das that er denn auch und Tum-Lié wurde dadurch mit Leichtigkeit auf den Glauben gebracht, daß es ihm nicht schwer fallen werde, sich ganz China zu unterwerfen, so bald er sich ganz auf die Seite der Christen stelle. Es war dieß ja bereits eine großmächtige Parthei und Cofler sagte ihm deren einmüthigen Beistand zu, so bald Tum-Lié darein willige, sich selbst mit Weibern und Kindern taufen zu lassen. Der Letztere besann sich eine Weile, denn er wußte doch nicht, ob er nicht durch eine solche Handlung die große Masse des chinesischen Volks allzusehr vor den Kopf stoße;

allein als er die Nachricht empfing, daß seine Truppen vom Feinde geschlagen seien, willigte er ein, wenigstens Frauen und Kinder vor aller Welt taufen zu lassen, wenn er selbst auch „äußerlich“ das Christenthum noch nicht bekannte, wogegen Pater Cosler sofort ein christliches Heer unter Luccas Befehl erstehen lassen sollte. Beides geschah, d. h. die Taufhandlung ging vor sich und Lucca fing an, ein kleines Heer zu sammeln. Die beiden Gemahlinnen Tum-Lié's erhielten die Namen Helena und Anna, und erstere ward sofort veranlaßt, durch den Pater Michael Boym dem Pabste Alexander VII. ein vom 4. December 1650 datirtes eigenhändiges Schreiben zu senden, worin sie den heiligsten Vater, den Statthalter Christi auf Erden, versichert, daß ganz China sich in tiefster Ergebenheit ihm unterwerfe *), Der Thronerbe Tam-Tym aber ward „Constantin“ umgetauft und ihm stellte Cosler wörtlich folgendes Horoscop: „das Kind, gleich dem Sohn Gottes um Mitternacht geboren, muß in Allem Glück haben und gleicht einer Sonne, welche ganz China mit Glück überschütten wird.“

All diesem nach sollte man nun natürlich die Ueberzeugung haben zu dürfen glauben, daß die Jesuiten in China es durchaus mit dem Prätendenten Tum-Lié gehalten und insgesammt darauf hingearbeitet hätten, ihm den Sieg über alle seine Thronmitbewerber zu verschaffen. Allein dem war doch nicht so, sondern sie spielten vielmehr bei einem andern Prätendenten ganz die nämliche Rolle, ohne Zweifel, um jedenfalls, mochte schließlich dieser oder jener siegen, die Palme davon zu tragen. Nachdem nämlich Li-tse-tsching Besitz von Peking ergriffen hatte, eilte Wsan-Quei, ein Bruder des letztverstorbenen Kaisers, in die Mantschurei, warb dort mit den mitgenommenen Schätzen ein großes Heer, stellte sich an dessen Spitze, fiel in China ein, belagerte Peking und zwang den Li-tse-tsching zur Abdankung. Gleich darauf starb er und hinterließ die Errungenschaft seinem einzigen Sohne Schun-tschin; dieser aber rüstete sich sofort mit aller Macht, die übrigen Provinzen China's ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen und den verschiedenen

*) Auch dieses Schreiben, auf welches sich die Jesuiten nicht wenig einbildeten, weil es ein Beweis von ihrem hohen Ansehen bei Hofe war, ist ausführlich zu lesen in: „Du Halde, description de la Chine. Tom. III. pag. 301 ff.

Prätendentchaften einmal für allemal ein Ende zu machen. Er war als ein tapferer Feldherr bekannt und da er sich überdem auf seine wohlerprobte Armee verlassen konnte, so durfte er fast nicht daran zweifeln, daß der Erfolg des zu beginnenden Kampfes ein günstiger für ihn werden müsse. Dessenungeachtet beschloß er, weil er, wie so viele kühne Feldhauptleute vor und nach ihm, dem Glauben an den Einfluß der Gestirne huldigte, von dem Beginn seiner Operationen das Geschick um Rath zu fragen, und er befahl also dem Jesuiten Adam Schall, welcher den Lehrstuhl der Astronomie am Becking'schen Collegium inne hatte, den Himmel nächtlicher Weile zu consultiren. Schall, als ein anderer Seni, that, wie man von ihm begehrte, und prophezeigte dem kühnen Schun-tschin den glorreichsten Sieg, so wie schließlich für ihn selbst und seine Nachkommen den vollkommen ruhigen Besitz des ganzen himmlischen Reichs. Nun brach Schun-tschin mit seinem Heere auf, eroberte eine Provinz nach der andern und schlug endlich auch den Tum-lié auf's Haupt. Ja er nahm ihn sogar mit sammt seiner Familie gefangen, und ließ ihn wie alle Mitglieder derselben, also auch seinen Erstgeborenen Tam-Tym, welchem Pater Andreas Xavier Gosler doch eine so gloriose Zukunft vorhergesagt hatte, elendiglich erdroffeln; die Jesuiten aber, die bisher am Hofe des Besiegten wirkten, geschah nichts, denn sie waren sämmtlich vorher auf Befehl Schalls, der vom Ordensgeneral insgeheim das Patent eines Generalvikars der chinesischen Mission in der Tasche hatte, in's Lager des Siegers übergegangen.

Auf diese Art verstanden es die Jesuiten, in zwei feindseligen Feldlagern zugleich zu wirken, und es ist kein Zweifel, daß sie insgesamt dem Tum-lié zugelaufen wären, wenn die Glücksgöttin sich ihm günstiger gezeigt hätte. Nun aber priesen sie den großen Schun-tschin hoch, und dieser erwies sich ihnen so gnädig, daß sie, als er anno 1661 starb, folglich noch nicht achtzig Jahre seit der Ankunft Ricci's in China, bereits acht und dreißig Collegien und Residenzen nebst hundert und ein und fünfzig Kirchen daselbst besaßen. Am allerweitesten übrigens brachte es der Pater Adam Schall, denn ihm verlieh sein huldvoller Monarch die Würde eines Mandarinen vom höchsten Rang, indem er ihn zugleich zum Ober-

haupt der europäischen Bonzen, so wie zum Präsidenten des Tribunals der Mathematiker des Reichs ernannte. Das war eine der höchsten und einflussreichsten Stellen in China, und man sah den Adam Schall nunmehr öffentlich nie mehr anders, als gekleidet in die reichsten Stoffe und überladen mit Edelsteinen, sitzend in einem Palankin, den zwölf Sklaven trugen, von der Sonne geschützt durch einen ungeheuren Ehrenschild, unter dem ihm zahlreiche Diener Luft zuwedelten, eskortirt von einer Schwadron seiner eigenen Leibwache und angestaunt von der Volksmasse, die ihm ehrfurchtsvollst Platz machte, um nicht mit Bambusschlägen auseinandergetrieben zu werden. Auch schenkte der große Kaiser seinem Günstling, außerdem daß er ihn sonst mit Reichthümern überhäufte, einen großen Palast in der nächsten Nähe der Residenz und besuchte ihn darin mehr als zwanzig Male persönlich, während es bekanntlich in China Etiquette ist, daß die Souveräne in ihrer Erhabenheit nie einen Tritt über die Schwelle eines Unterthans setzen. Ja, um der Sache die Krone aufzusetzen — er gab ihm die Erlaubniß, sich in allen Angelegenheiten stets unmittelbar an den Thron zu wenden — bei allen übrigen Kron- und Hofbediensteten hatte dieß durch das Tribunal der Bittschriften zu geschehen — und vertraute ihm schließlich die Erziehung und Vormundschaft seines erstgeborenen Sohnes und Thronnachfolgers an!

Eine solch großartige Stellung nahm der Jesuite Adam Schall am Hofe zu Peking ein und nicht minder großartig war die Stellung seines Nachfolgers, den ihm der General nach seinem Tode gab, nämlich des ehrwürdigen Paters Verbieß, denn auch er wurde Großmandarin und Präsident des Tribunals der Mathematiker; auch er erhielt den Ehrentitel „Ma-Ja“, und schritt einher nicht wie ein Prediger der christlichen Lehre, sondern wie ein stolzer Großwürdenträger des chinesischen Reichs. Was that man aber in jenen für die Jesuiten so glorreichen Zeiten in den Collegien, welche sie leiteten? Nun man arbeitete darin an mathematischen Instrumenten, an Klavieren, an Uhren, an astronomischen Tabellen und was dergleichen mehr ist; an der christlichen Religion aber arbeitete man nicht. Es gingen daraus hervor eine Menge von Baumeistern, Malern, Geographen, Musikern, Astronomen, Mathematikern, Mechanikern, Aerzten und sogar Diplo-

maten *), — christliche Theologen und Prediger aber producirt sie keine. Ja sogar eine Kanonengießerei wurde von den Herren Jesuitenpatribus unter der Oberleitung des ehrwürdigen Verbieft hart neben dem Peckinger Collegium errichtet und die daraus hervorgegangenen Geschütze erwiesen sich als weit vortrefflicher, denn die der Chinesen waren; — daß sich die Herren Patres aber bestrebt hätten, den Geist Gottes über das chinesische Volk auszugießen, davon hat man nie etwas gehört oder vernommen!

II. Die jesuitische Mission in Afrika.

Wir haben so eben gesehen, wie großartig die jesuitische Mission sich in Asien ausdehnte — so großartig, daß sie kaum in einem eng begrenzten Raum zu bewältigen war; ganz anders dagegen stellt sich die jesuitische Mission in Afrika heraus, denn sie beschränkte sich auf ein einziges Land und auf einen verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum.

Schiffte man sich in Egypten auf dem Nile ein, um stromaufwärts zu fahren, so gelangt man, so bald man die Grenzen dieses Reiches hinter sich hat, nach Nubien, das jetzt eine Provinz Egyptens geworden ist; dringt man aber noch weiter gegen Süden vor, so erreicht man ein mächtiges Hochland, das sich zwischen der großen Ebene von Kordofan und dem rothen Meere (durch dieses wird es von der Halbinsel Arabien getrennt) ausdehnt und unter den beiden Namen Abyssinien (oder Habesch) und Aethiopien in den geographischen Handbüchern figurirt. Dieses fruchtbare Hochland nun, welches die Mutter der Hauptnebenströme des Nil, so

*) In letzterer Eigenschaft verwandte sie besonders auch der Kaiser Kang-hi (derselbe, den Schall erzogen hatte), und sie waren es z. B., welche anno 1689 mit den Russen den Grenzregulierungsvertrag zwischen Sibirien und der Mantchurei abschlossen.

wie einer Menge von andern herrlichen Flüssen ist und in welchem die Früchte des Südens gerade so gut gedeihen, als die des gemäßigten Klima's, war einst — in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung — ein mächtiges Königreich, nach seiner großen Hauptstadt Arum das Arumitische genannt, und byzantinische Autoren erzählen uns von demselben, daß seine Beherrscher ihre Waffen sogar bis nach Jemen und Saba in Arabien hinübergetragen hätten, so wie sich überhaupt an seinen Grenzen sowohl die Macht der Römer als die der Parther gebrochen habe. Damals, als diese Ereignisse vorfielen, herrschte in jenem Reiche natürlich die heidnische Religion und wir lesen z. B. noch von dem im Anfang des vierten Jahrhunderts regierenden tapferen König Nizanes, daß er (anno 333) nach einem glorreich erfochtenen Siege dem Mars oder Mars einige Statuen errichtet habe. Gleich hernach aber, noch vor dem Jahr 340, fingen zwei von Egypten her eingewanderte Missionäre, Namens Frumentius und Nedesius (man nannte sie später nur die Apostel Aethiopiens), an, das Christenthum zu predigen und diese Lehre fand, weil sich König Nizanes als einer der ersten taufen ließ, unter Hoch und Niedrig so großen Anklang, daß in weniger denn zehn Jahren schon zwei Drittheile der sämtlichen Heidentempel in christliche Kirchen verwandelt waren. Ueberdem erstanden eine Menge Klöster und Einsiedeleien, natürlich nach dem Muster der ägyptischen, so wie auch Egypten die Hunderte von Weltpriestern lieferte, welche zur Versetzung des Gottesdienstes nöthig wurden, und man kann sich also wohl denken, daß der ganze Ritus kein anderer war, als der im Mutterlande übliche. Um aber dem Ganzen das Siegel aufzudrücken, so weihte der Patriarch von Alexandrien den Missionär Frumentius zum ersten Bischof des neubekehrten Landes, und von dort an blieb es ein Vorrecht dieses Patriarchen, den „Abuna“ — wie man den Bischof-Primas von Abessinien heißt — zu ernennen und einzusetzen. So bildete denn Aethiopien das äußerste Bollwerk des Christenthums in Afrika, und von hier aus wurden viele Versuche gemacht, selbst Arabien für diesen Glauben zu gewinnen; allein als im sechsten Jahrhundert der Muhammedanismus in's Leben trat, gab's augenblicklich einen förmlichen Umschwung der Dinge. Der Muhammedanismus nämlich, der bekanntlich mit dem Schwert in

der Hand Proselyten machte, eroberte nicht bloß Arabien nebst dem ganzen Küstenstrich am rothen Meere, den bisher die Könige von Arum inne hatten, sondern unterwarf sich auch Egypten bis an die Grenzen Nubiens und machte dadurch Abessynien so zu sagen zu einer christlichen Dase inmitten von lauter muhammedanischen Ländern. Ja nicht genug an dem, die Khalifen (Muhammeds Nachfolger) suchten auch in Abessynien selbst einzudringen und schwächten es nicht bloß ungemein durch unaufhörliche Angriffskriege, sondern ruhten auch nicht, als bis ein Theil der Bevölkerung den Islam angenommen hatte. Was aber noch schlimmer war, sie entzogen jenem Reiche nach und nach alle Verkehrswege zu Wasser und zu Land, indem sie es gleichsam mit einem Gordon umzogen, und isolirten es dadurch so sehr, daß man in Europa Jahrhunderte lang gar nichts mehr von ihm erfuhr. Erst im Mittelalter tauchte dann wieder eine Sage von dem verloren gegangenen Christenreich auf und man fabelte viel von einem „Priester Johannes“, der dieses Reich beherrsche und unmittelbar von König Salomo abstamme. Doch konnte natürlich Niemand etwas mit Bestimmtheit angeben und Viele meinten daher, es sei alles Mythos und eitel Träumerei, bis endlich auf einmal anno 1483 auf dem Concil von Florenz ein Abessynier auftauchte, der sich für einen Abgesandten des Beherrschers dieses Reichs, Ja-Yacub, ausgab. Er verschwand jedoch gleich darauf wieder und man wußte nachher so viel wie vorher. Da erfuhren die Portugiesen bei einer ihrer Expeditionsfahrten an den Ostküsten Afrika's anno 1484 durch eine Gesandtschaft des Regierstaates Benin, daß zwanzig Monatsreisen hinter Benin ein mächtiger christlicher König mit Namen Ja-Dgané herrsche, und weil sie mit Recht vermutheten, daß dieses christliche Königreich kein anderes sein könne, als das mythische Reich des Preste Joao (das Reich des Priesters Johannes), so rüsteten sie sofort anno 1486 unter dem Oberbefehl des Pero de Covilha eine Expedition aus, die von Egypten aus durch das rothe Meer nach der afrikanischen Ostküste vordringen sollte. Covilha vollführte seinen Auftrag auf eine wirklich glänzende Weise und fand nach dreijährigem Suchen, was er zu finden beauftragt war, nämlich den christlichen Staat Habesch inmitten einer theils heidnischen, theils muhammedanischen Umgebung. Das große Räthsel war also endlich gelöst und der

Wohn der Portugiesen war, daß sie vom Beherrscher dieses Staats, dem Regus Za-Dengsal (Regus ist im Abessynischen so viel als König) die Erlaubniß erhielten, nach Belieben Handel zu treiben und Handelsetablissemens zu gründen; dafür aber leisteten sie dem Regus kräftige Hülfe gegen die Muhammedaner, welche eben von Aden her einen Einfall machten, so wie später gegen die Gallas, einen wilden Volksstamm, der südlich von Abessynien seine Wohnsitze hatte.

So weit war nun alles recht und die beiderseitigen Nationalitäten kamen sehr gut mit einander aus, besonders nachdem sie sich gegenseitig theils durch Dolmetscher, theils durch Spracherlernung zu verständigen angefangen hatten; allein nun machte der Pabst zu Rom eine Entdeckung, welche das gute Einverständniß urplötzlich und zugleich auf eine sehr nachhaltige Weise zerstören sollte. Und worin bestand nun diese Entdeckung? Einfach darin, daß die Abessynier keine gute römisch-katholische Christen, sondern vielmehr Häretiker von der Sekte der sogenannten Monophysiten seien und daher sofort zur einzig wahren katholischen Kirche bekehrt werden müßten. Der Pabst hatte in gewisser Beziehung recht, nämlich von seinem Standpunkte aus; das heißt die Abessynier bekannten sich zu demselben Glauben, wie die Christen in Egypten (die sogenannten Kopten) und bestritten den Satz, daß in Christo zwei Naturen, die menschliche und göttliche, ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person vereinigt seien. Ueberdem wichen sie auch noch in einigen andern Dingen von dem lateinischen (d. i. römisch-katholischen) Ritus ab, wie z. B. in der Taufe, welcher sie stets die Beschneidung vorangehen ließen, in der Feier des Sonnabends und in der Beobachtung der Fastenzeit, welche sie bis zu Sonnenuntergang ausdehnten, während die römischen Christen sich nur bis zum Mittag der Nahrung enthielten. Der Hauptanstoß lag aber keineswegs in diesen paar Neußerlichkeiten, welche dem christlich-orientalischen Ritus entnommen eigentlich so viel wie nichts bedeuteten, sondern darin, daß die abessynische Geistlichkeit nicht den Pabst zu Rom, sondern den Patriarchen von Alexandrien für ihre oberste kirchliche Behörde erachtete und sich hiervon trotz aller römischen Zureden nicht abwendig machen lassen wollte. Das war eine offenbare Kezerei und dagegen

mußte mit aller Energie eingeschritten werden! Doch wen sollten die Päbste zu Exekutoren ihres Willens ernennen? Selbstverständlich Niemanden anders, als den Jesuitenorden, der es sich ja zur Aufgabe gesetzt hatte, überall in der ganzen Welt die Keterei zu bekämpfen und das päpstliche Ansehen in seiner Vollgewalt wieder herzustellen. Auch hatten ja die Söhne Loyola's in Indien, Japan und China bereits Proben davon abgelegt, was sie zu leisten vermochten, und wenn daher ihnen die Romanisirung Abyssyniens nicht gelang, so gelang sie Niemanden.

Was nun folgte, kann man sich denken, und ich will daher mit ganz wenigen Worten darüber hinweggehen. Vor Allem suchten sich die Jesuiten durch die Gründung von Collegien festzusetzen, und dieß gelang ihnen auch unter dem Schutz ihrer Freunde, der Portugiesen, auf deren Schiffen sie nach Abyssynien kamen. Dann machten sie sich an die Großen des Reichs, um dieselben zu ihren Ansichten zu bekehren und dabei blieb kein Mittel der Ueberredung — Schmeichelei so wenig als Bestechung — unversucht. Endlich nach Jahrzehnte langem Unterminiren und Schüren gelang es dem Pater Paez, der ein zweiter Ricci zu werden versprach, zu Ende des 16. Jahrhunderts, den Thronfolger Socinios auf seine Seite zu bringen, und derselbe gelobte in seiner geistigen Schwäche, so bald er des Scepters mächtig sei, alles thun zu wollen, wodurch „die Einheit der Kirche“ — das war der Köder, welchen die Jesuiten auswarfen — wieder hergestellt werden könne. Auch hielt er in der That sein Wort und wie er anno 1603 König wurde, schwur er sofort mit seiner ganzen Familie die bisherige monophysitische Keterei ab, indem er zugleich die eidliche Erklärung abgab, von nun an nur allein den Pabst als den geistlichen Oberherren des Reichs anzuerkennen. Sein Beispiel ahmten, wie man sich wohl denken kann, eine Menge der Höflinge nach, und da man auf die Gunst des Herrschers verzichten mußte, wenn man beim alten Glauben blieb, so traten in ganz kurzer Zeit die meisten Statthalter der Provinzen ebenfalls auf die Seite der Jesuiten. Kurz, es schien eine ausgemachte Sache zu sein, daß die letzteren den Sieg davon tragen müßten, und sie setzten es daher auch beim Pabste Gregor XV. durch, daß derselbe anno 1622 einen der ihrigen, Alfonso Mendez, unter dem Titel eines Patriarchen von Abes-

synien zum obersten Bischof des Landes mit förmlich diktatorischer Gewalt in Glaubenssachen ernannte; zu gleicher Zeit aber brachten sie auch den geistesarmen Negus Socinius dazu, daß er sich bereit erklärte, mit seinen weltlichen Waffen und seiner Regentenoberherrlichkeit alles durchzusetzen, was der lateinische Patriarch zu verfügen belieben würde.

Nunmehr begann, wie man sich wohl denken kann, eine gar arg schlimme Zeit für das früher so glückliche Land Abessynien, eine Zeit so schrecklicher innerer Zwietracht, Verfolgungswuth und Heimsuchung, daß die Feder sich sträubt, die unmenschlichen Gräuel niederzuschreiben, welche auf Befehl der Jesuiten gegen widerspenstige Altgläubige in Scene gesetzt wurden; allein eben diese blutgierige Rohheit und Gewissensquälerei, eben diese übermäßige Leidenschaftlichkeit, mit welcher man für Rom kämpfte, war es, welche den Söhnen Loyola's schließlich den Sieg entriß. Abessynien zählte nämlich eine sehr zahlreiche Geistlichkeit, bestehend aus „Kasis“ oder Pfarrern, aus „Debteraten“ oder Dekanen, aus „Komosaten“ oder Prälaten, so wie endlich aus dem „Abuna“ oder Metropolitanbischof, von dem ich schon weiter oben gesprochen habe, und überdem gab es der Mönche und Nonnen fast mehr als genug; alle diese Priester und Kuttenträger aber hingen mit einer fast unüberwindlichen Zähigkeit an ihrem seit Jahrhunderten hergebrachten Ritus und wollten insbesondere auch nichts von einem Pabste zu Rom, der über alle Bischöfe und Patriarchen gesetzt sei, wissen. Die Jesuiten durften sich also nicht verhehlen, daß die Neuerungen, welche sie einzuführen suchten, der Widersacher eine Menge finden würden, und zwar eine um so größere Menge, als die Geistlichen Abessyniens sich eines großen Einflusses auf das Volk erfreuten und insbesondere über den Willen ihrer Beichtkinder geringerer Klasse unbedingt zu gebieten hatten; sie durften sich nicht verhehlen, daß hier nur durch langsame geistige Einwirkung — nur durch eine jahrelange mit unsäglicher Geduld ausgeführte Unterminirung der religiösen Ueberzeugungen etwas ausgerichtet werden könne, nicht aber, da es sich von einem ganzen Volk handelte, durch Gewalt. Dennoch beschlossen sie in ihrem Ungestüm und Uebermuth das letztere, denn sie meinten „mit dem Gesindel“ eben so leicht fertig werden zu können, als mit den Indiern und Japanesen, und somit

feuerten sie den König an, daß er seinen Statthaltern befehl, gegen alle Widerspenstigen, besonders gegen die widerspenstigen Priester mit größter Strenge zu Werke zu gehen. Allein siehe da, jetzt zeigte es sich, daß die Abessynier keine verweichlichten, zu willenlosen Sklaven herabgesunkenen Geschöpfe waren, welche sich durch einen Befehl von oben herab sofort zum demüthigsten Gehorsam bequemten. Nein nicht das, sondern sie erklärten vielmehr, angeführt von den Priestern, zu Tausenden in Eingaben an den Thron, daß sie nicht nachgeben würden, sondern bereit seien, für ihren Glauben zu leben und zu sterben. Was half es nun, daß die Beamten des Königs auf Verlangen der Jesuiten den Widerstand der Leute durch Stoßschläge und Säbelhiebe zu brechen suchten? Was half es, daß einige Statthalter, unter denen sich Einer Namens „Zela“ mit dem Beinamen „Christ“ besonders auszeichnete, alle diejenigen einheimischen Priester, welche die Bekehrung nicht dem Galgen vorzogen, hängen ließ? Das Volk stand auf und der Sturm brach los und die Bewegung wurde eine solch allgemeine, daß König Socinios sich gezwungen sah, wenn er nicht Alles verlieren wollte, zu Gunsten seines Sohnes Facilidas abzudanken; Facilidas aber kehrte sofort, wie man sagt, den Stiel um, d. h. er trat augenblicklich zur alten Religion zurück und jagte die Portugiesen mit sammt den Jesuiten und dem lateinischen Patriarchen aus dem Lande. Ja er ließ sogar einige der letzteren, die es versuchten, eine Gegenrevolution hervorzurufen, öffentlich hinrichten und promulgirte ein Dekret, worin den Schwarzröcken das Ueberschreiten der Landesgrenzen für alle Zukunft bei Todesstrafe verboten wurde!

So endigte die kurze Herrschaft der Jesuiten in Habesch und dieselben waren durch das energische Vorgehen des Negus Facilidas so gründlich von aller Bekehrungswuth in diesem Theile der Welt geheilt, daß sie nie mehr einen Versuch machten, dahin zurückzukehren. Eben so wenig dachten sie ernstlich daran, sich an andern Orten Afrika's festzusetzen, oder vielmehr, sie verzichteten nach einem kurzen Anlauf sowohl in Egypten bei den halbstarrigen Kopten, als in Congo bei den halbtierischen Schwarzen auf bleibende Niederlassungen, wahrscheinlich weil ihnen das Feld keine ergiebige Ernte versprach. So verwischten sich ihre Spuren gar bald in dem afrikanischen Sande, und wenn je später von Zeit zu Zeit in den por-

tugiesischen Niederlassungen und Factorien an der Westküste Afrika's Agenten der Gesellschaft Jesu erschienen, so kamen sie nicht, um das Christenthum zu predigen oder um sich bleibend niederzulassen, sondern um eine Ladung Schwarzer einzukaufen und dieselben als Sklaven nach ihren Kolonien in Amerika zu schleppen.

III. Die jesuitischen Missionen in Amerika.

Mit den Portugiesen kamen die Jesuiten nach Asien, mit den Portugiesen nach Afrika und abermals mit den Portugiesen nach Amerika.

In letzterem Welttheil nämlich besaßen die Portugiesen ein ungeheures Ländergebiet, welches unter dem Namen Brasilien bekannt ist, und dahin sandte König Johann III. von Portugal anno 1549 eine Flotte mit verschiedenen Ansiedlern, die im Golfe von Bahia an der östlichen Küste des mittäglichen Amerika die Stadt San-Salvador anlegen sollten. Weil nun aber das Missionswerk Franz Xaviers in Asien so außerordentlich gut gedieh und die Völker Asiens dadurch in gute Unterthanen verwandelt wurden, so erbat sich der König von Loyola, dem Jesuitengeneral in Rom, auch für Amerika einige Missionäre, in der Hoffnung, daß es die schwarzen Patres mit den Bewohnern Westindiens gerade so weit bringen würden, als sie es mit den Ostindiern gebracht hatten, und Loyola, die Wichtigkeit dieser Mission auf den ersten Blick erkennend, verwilligte ihm sofort sechs Mitglieder seines Ordens. Die Sechs, darunter der durch seine rastlose Energie, so wie durch seine fein überlegende Klugheit nicht mit Unrecht von den Geschichtschreibern der Societät überaus hochgepriesene Emanuel Nobrega, erbauten sich sofort in San-Salvador ein Haus, d. i. eine Residenz, und begannen von hier aus ihre Streifzüge in's Innere des Landes, um zu sehen, was mit den Eingebornen anzufangen sei. Diese letzteren jedoch (so viel zeigte sich bald) hatten einen ganz andern Charakter, als die ver-

weichlichten heruntergekommenen Hindus, und waren durch die Erpressungen und Quälereien der Europäer wo möglich noch wilder, roher und grausamer geworden, als sie es zuvor schon gewesen. Die Jesuitenpatres fanden daher keine gute Aufnahme bei ihnen und konnten in Folge dessen auch nicht viel ausrichten, am allerwenigsten im Anfang, wo sie von der Sprache der Indianer — so nennt man die Eingebornen Amerika's gewöhnlich — noch nichts verstanden. Ueberdem mußten sie in steter Angst leben, von den Wilden, die stets ein Gelüste nach Menschenfleisch hatten, ermordet zu werden, und auch sonst hatten sie der Drangsale bei ihren Wanderungen so viele zu erdulden, daß man sich nur wundern muß, wie sie trotz allem dem in ihrem Eifer nicht nachließen. Doch bald sahen sie ihre Bemühungen wenigstens von „einigem“ Erfolge gekrönt, indem die Indianer ihnen erlaubten, alle die Unglücklichen, welche „zum Gefressenwerden“ verurtheilt waren — meist Gefangene, die sie in ihren ewigen Fehden mit andern Stämmen gemacht hatten — vor der Abschachtung zu taufen *). Ueberdem gelang es ihnen, auf die indianischen Weiber — wenigstens auf die Weiber der Stämme, welche in der Nähe der europäischen Niederlassungen ihre Lager aufgeschlagen hatten — einzuwirken und dieselben zu bestimmen, daß sie sich Rosenkränze und Agnus Dei schenken ließen; durch die Weiber aber erhielten sie auch Einfluß auf die Männer und das Resultat war immer der Actus der Tauschhandlung, mit welchem die Bekehrung als vollendete Thatsache abgeschlossen wurde, obwohl die Getauften vom Christenthum gar nichts inne hatten. Schließl. endlich brachten sie es dahin, daß die meisten Weißen in den portugiesischen Niederlassungen, so wie die Mischlinge, d. i. die Abkömmlinge von Weißen und Indianerinnen, sie als Beichtväter annahmen und — was die Hauptsache war — ihnen große Stücke ihrer weitläufigen Ländereien präsentweise abtraten, um Residenzen und Collegien erbauen zu können.

*) Nicht selten übrigens nahmen die Indianer die Erlaubniß zum Tausen der Menschenopfer zurück, und zwar aus dem Grunde, weil sie das Vorurtheil hatten, das Fleisch der Opfer verliere durch den Akt der Tauschhandlung am guten Geschmack. Sie hielten nämlich die Tauschhandlung für eine Zauberformel und die Jesuiten hüteten sich wohl, ihnen diesen Aberglauben zu nehmen.

Dies geschah auch allüberall, wo es nur irgend möglich war, und bald blühten in San-Salvador, in Fernambuco und in Rio-Janeiro drei großartige und äußerst zahlreich besuchte Erziehungsanstalten. Nicht lange hernach — noch keine zwanzig Jahre nach ihrer ersten Landung — hatten die Jesuiten auch bereits die Grenzen Brasiliens überschritten und waren nach Peru eingedrungen, wo sie in Lima, La-Paz und Cusco ebenfalls Collegien errichteten. Wiederum zwanzig Jahre später aber besaßen sie in jedem Theil des südlichen und mittäglichen Amerika, in welchem die Fahnen Portugals oder Spaniens wehten, besonders in Chili, Mexiko, Tucuman und Maranham Niederlassungen und ihre Agenten und Missionäre durchzogen den ganzen ungeheuren Continent von der Meerenge von Panama bis nach der Magellansstraße hinab, so wie umgekehrt von Panama hinauf bis an den Rio del Norte. Ja sogar bis nach Canada drangen sie vor und stolz entfaltete sich daselbst das Banner Ignatii, so lange die weiße Fahne mit den drei Lilien es schützte. Doch so wie das Land von den Franzosen den Engländern übergeben wurde, mußten die Jesuiten den Wanderstab ergreifen und sich über Hals und Kopf nach dem Süden hinab flüchten, denn weder die Engländer, noch die Holländer, noch die Dänen duldeten in ihren amerikanischen Kolonien jesuitische Niederlassungen.

So groß nun aber auch die Macht und die Besitzthümer waren, welche sich die Jesuiten in den einzelnen Ländern Amerika's zu erwerben wußten, so verschwindet diese Größe fast in ein Nichts vor einer andern Acquisition, die sie in demselben Amerika machten, nämlich vor der Acquisition eines eigenen Reichs, und zwar eines Reichs zum mindesten doppelt so groß, als Italien, über welches sie als vollkommen souveraine Herren regierten. Dieses Land hieß Paraguay und da es wohl noch nie erhört worden ist, daß ein geistlicher Orden sich zu einem souverainen König emporschwang, so dürfte es wohl der Mühe werth sein, ein wenig näher auf die Sache einzugehen. Das „jetzige“ Paraguay, einer der kleinsten Freistaaten des südlichen Amerika, wird westlich vom Paraguaystrome, östlich und nördlich von Brasilien, südlich vom Parana begrenzt und umfaßt nur 4175 Quadratmeilen; das Paraguay des 16. und 17. Jahrhun-

berts dagegen war unendlich viel größer und umfaßte so ziemlich alles Land, welches gegenwärtig die Staaten des La-Plata und der Banda-oriental einnehmen. Dasselbe bildet fast durchweg eine nach Süden und Westen abhängende Ebene mit nur wenigen, kaum bis zu tausend Fuß ansteigenden Hügelreihen und ist von einer Menge der herrlichsten Ströme bewässert, die sich sämmtlich, wie insbesondere auch der Paraguay- und Uruguaystrom, in den Parana (dieser nimmt nach der Vereinigung mit dem Uruguay den Namen Rio de La-Plata an) ergießen. Das Klima ist halbtropisch und es übertrifft deßhalb auch die Fruchtbarkeit des Bodens fast alle anderen Länder der Welt. Somit gedeihen hier nicht bloß die gewöhnlichen Fruchtgattungen, die der Mensch zu seinem Lebensunterhalt benützt, sondern mit noch weit größerem Vortheil pflanzt man Tabak, Baumwolle und Zucker. Nicht minder bedeutend, ja fast noch bedeutender erscheint die Thierwelt und es weiden daselbst wahrhaft ungeheuerliche Heerden theils von Wild aller Art, wie von Schweinen, Hirschen und Rehen, theils von zahmem Vieh, besonders von Ochsen und Pferden; nichts aber gleicht vollends der Pracht der Wälder, und sogenannte Barrigudos von drei Klaftern im Umfange, so wie Palmbäume von hundert und achtzig Fuß Höhe gehören keineswegs unter die Seltenheiten. Kurz es ist ein wunderbar herrliches Land und das Einzige, was vielleicht in entgegengesetzter Richtung geltend gemacht werden kann, dürfte in dem Umstande liegen, daß während der Regenzeit oft ungeheure Strecken unter dem Wasser verschwinden.

Der erste Entdecker dieses mächtigen Ländergebiets war der Spanier Juan Diaz de Solis, Großsteuermann von Kastilien, der anno 1516 in den Rio de La-Plata einfuhr und daselbst von den Indianern getödtet (nach der Ermordung verzehrten sie ihn Angesichts seiner auf dem Schiff befindlichen Mannschaft) wurde. Drei Jahre später sandte Don Martin de Sosa, Generalkapitän von Brasilien, den Alexis Garcia mit noch vier andern Portugiesen, lauter kühnen und starken Männern, nach dem Rio de La-Plata, damit sie es versuchten, von da bis zu dem gold- und silberreichen Peru, das den Spaniern gehörte, vorzubringen, und diese verwegene Fahrt wurde auch in der That ausgeführt; auf dem Heimweg aber wurde Garcia mit zweien seiner Gefährten von den

Wilden erschlagen und es gelangten also nur die beiden Uebrigbleibenden nach der Stadt Bahia oder San-Salvador zurück. Ganz ebenso unglücklich endete die Expedition des Georg Sedeno, der sich mit sechzig andern Portugiesen ebenfalls von Bahia aus nach dem Parana aufmachte, denn sie alle fanden durch die verrätherische List der Indianer in diesem Flusse ihr Grab. Nun endlich sandte Kaiser Karl V. anno 1525 seinen Großsteuermann Cabot mit fünf Schiffen nach dem La Plata und dieser berühmte Seefahrer schiffte den Fluß aufwärts, bis er in den Paraguay gelangte, so daß man die erste genauere Kunde vom Paraguaylande Niemanden als ihm zu verdanken hat. Auch nahm er das ganze Parana- und Paraguaygebiet für die Krone Spanien in Besitz und legte am Einfluß des Rio Tercero in den Parana ein Fort an, welches unter dem Namen „Cabotsthurm“ bekannt wurde. Die erste eigentliche Niederlassung aber, nämlich die Stadt Buenos-Ayres, wurde erst zehn Jahre später durch Don Pedro de Mendoza, der anno 1535 mit vierzehn Schiffen und fast drei tausend Mann Besatzung ebenfalls auf Befehl Karls V. von Sevilla aus nach dem La Platastrom abfuhr, gegründet, und auf sie folgte dann zwei Jahre später am Einfluß des Pilco Mayo in den Paraguay die Stadt Assumption, welche von den Grenzen Perus und Brasiliens gleich weit entfernt liegt. Von da an begann die wirkliche Besitzergreifung des Landes, so wie dessen allmähliche Besiedlung durch die Spanier und es entstand das Vicekönigreich La-Plata, über welches im Namen des Königs ein von diesem ernannter Adelantado oder Generalkapitän herrschte. Doch wenn nun auch schon nach Kurzem noch mehrere Städte gegründet wurden, wie z. B. Ciudad Real anno 1557 am Einfluß des Piquiry in den Parana und Santa Fé anno 1570 am Rio de Salado, so darf man dabei durchaus nicht außer Acht lassen, daß alle diese Niederlassungen an den Hauptflüssen des Landes lagen, daß dagegen im Binnenlande selbst, also entfernt von jenen Verkehrsadern, die statt der Straßen dienten, auch nicht eine einzige Kolonie erstand. Im Gegentheil blieb dieses Binnenland durchaus uncolonisirt, durchaus ununterworfen und sogar durchaus unbekannt, denn die Spanier, welche sich in ihren eroberten Provinzen nur um Gold- und Silberminen kümmerten und von Ackerbau und Viehzucht, so wie von Industrie und Gewerben nichts

wissen wollten, bewiesen, wie allüberall in Amerika, so wie auch hier ein sehr schlechtes Colonisationstalent. Wollte doch Jeder von ihnen, der sich nach Amerika einschiffte, nur als Edelmann daselbst leben, und meinte, er verunreinige sich, wenn er sich auch nur zur allergeringsten Arbeit bequeme!

Unter solchen Umständen mußten die Generalkapitäne bald zu der Einsicht gelangen, daß die ihnen anvertrauten Provinzen sich nie gehörig entwickeln und nie zu Wohlstand und Ordnung gelangen könnten, wenn nicht die Eingeborenen des Landes, also die Indianer, zu tüchtigen Staatsbürgern herangezogen würden. Sie bildeten ja die weitaus größte Mehrzahl der Bevölkerung und aus ihnen allein konnten die so überaus nöthigen Arbeitskräfte gezogen werden! Allein wie war dieß zu bewerkstelligen? Nun natürlich — so lautete die Antwort — dadurch, daß man sie zu Christen machte, denn mit der christlichen Religion überkamen sie gleichsam unwillkürlich christliche Sitte, christliche Bildung, christliche Lebensweise. Schon Karl V. hatte daher den Statthaltern, die er nach La-Plata sandte, nichts so sehr eingeschärft, als das, daß sie Geistliche und Mönche zur Bekehrung der Indianer mitzunehmen hätten, und dasselbe that auch Philipp II. Auch kamen die Generalkapitäne diesem Befehle pflichtschuldigst nach und brachten insbesondere mehrere Franziskanermönche nach Paraguay, unter denen sich Franz Solano und Ludwig de Bolanjos rühmlichst auszeichneten. Ueberdieß wurde der Provinz Paraguay in der Person des Johann de Barros, ebenfalls einem Franziskanermönche, ein Bischof gegeben und die Stadt Assumption zu seinem Sitze erhoben, woselbst er auch anno 1554 seinen feierlichen Einzug hielt. Allein mit dem Christianisiren der Eingeborenen wollte es doch ganz und gar nicht vorwärts gehen und zwar aus zwei ganz gleich wichtigen Gründen. Zum ersten nämlich stand das Betragen der Spanier im schroffsten Gegensatze zu den Lehren der Milde und Barmherzigkeit, welche das Evangelium predigt, denn es ist nur allzubekannt, mit welcher unbarmherzigen Härte und Grausamkeit die eben so stolzen als unersättlichen Eroberer die von ihnen bezwungenen Eingeborenen behandelten, und die Letzteren hatten daher nicht die mindeste Begierde, dieselbe Religion anzunehmen, zu welcher sich ihre Quälgeister bekannten. Im Gegentheil haßten sie diese Religion

gerade so sehr als sie die Spanier haßten, und wenn sie sich auch hie und da aus Zwang, um noch größeren Mißhandlungen zu entgehen, taufen ließen, so kehrten sie doch sogleich zu ihrem alten Glauben zurück, so bald sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Zum Zweiten herrschte ein förmlicher Mangel an Priestern und man traf ganze Ansiedlungen, in denen sich auch nicht ein einziger Vater befand. Niemand war da, die Jugend zu unterrichten, Niemand, um zu taufen und zu copuliren, Niemand, um den Sterbenden auf den Weg zur Ewigkeit die letzte Delung zu reichen; wenn aber auch je noch die Städte so glücklich waren, einen oder gar zwei Geistliche zu besitzen, so sah es im Indianerbekehrungsdepartement um so leerer aus und man mußte schon wegen dieses Mangels an Kräften, noch mehr aber deswegen, weil die wenigen vorhandenen Religiosen die Sprache der Indianer nicht verstanden, alle Hoffnung, die Ungläubigen zu bekehren, aufgeben. Und woher kam nun dieser große Abmangel? Einfach daher, daß das fast außer allem Weltverkehr stehende, der Civilisation noch gänzlich entbehrende Paraguay keinerlei Anziehungskraft auf die an Genüsse jeder Art gewöhnte katholische Priesterschaft ausüben konnte — daher, daß selbst die Bettelmönche der geringsten Sorte jenes entlegene, noch der ungebahnten Wildniß angehörende Land als eine Art von Strafexil ansahen, mit welchem Niemand freiwillig Bekanntschaft zu machen suchen konnte.

Siebzig Jahre lang, d. i. bis zum Jahre 1586, machte also die Bekehrung und Civilisation der Indianer in Paraguay nur sehr geringe oder beinahe gar keine Fortschritte; da kam dem neuernannten Bischof der gegen Chili hin gelegenen Provinz Tucuman, Don Franciskus de Victoria, der in seinem ganzen großen Sprengel noch kein Duzend Geistliche vorfand, der Gedanke, ob es nicht rätlich wäre, sich von dem Orden Jesu Hülfe zu erbitten. Die Noth muß sehr groß gewesen sein, denn sonst wäre Don Franciskus, der selbst dem Dominikanerorden angehörte, gewiß nicht auf diesen Gedanken gekommen; allein sei dem, wie ihm wolle: ihm, dem ersten Bischof von Tucuman, fiel es ein, den Beistand der Jesuiten in Anspruch zu nehmen, weil dieselben in den benachbarten Staaten Brasilien und Peru schon Bedeutendes im Bekehrungsfache geleistet hätten, und er schrieb deshalb sofort anno 1586 an die Provinziale

der beiden genannten Staaten, die Patres Anchieta und Atienza; diese aber entsprachen seinem Wunsche augenblicklich und sandten ihm gleich das erste Mal nicht weniger als acht Ordensmitglieder, indem sie ihm zugleich versprachen, deren nach Bedürfniß noch mehr folgen zu lassen. Ja nicht genug an dem, diese Acht *) waren keine gewöhnlichen Patres, nur geschickt, die Sacramente auszutheilen und eine Messe zu singen, sondern sie verstanden etwas, was die bisher als Missionäre verwandten Mönche nicht verstanden hatten, nämlich die Sprache der Indianer, dieweil gerade hierauf in allen Jesuitencollegien Brasiliens und Peru's mit allem Eifer hingewirkt wurde, und somit konnten sie sich gleich von Anfang an mit den Eingebornen in ein gutes Vernehmen setzen.

Dies war der Anfang der jesuitischen Niederlassung in diesem Theile Amerikas — wie man sieht, ursprünglich ein sehr bescheidener und unschuldiger Anfang, allein sowohl die Bescheidenheit als die Unschuld verloren sich schon nach wenigen Jahren und an ihre Stelle trat das vollkommenste Gegentheil. Von der Stadt und Provinz Tucuman aus nämlich besuchten die Patres nach einander die übrigen Städte des Landes, insbesondere Cordua und Assumption nebst der weittläufigen Provinz Guayra (letztere bereisten insbesondere die Patres Ortega und Fields, welche der guayranischen Sprache vollkommen mächtig waren), und je länger sie sich in der Gegend umfahen, um so mehr fanden sie Gefallen an derselben. Sie trachteten daher vor Allem darnach, sich „häuslich“ niederzulassen, gerade wie sie es auch in Indien, Japan und China gehalten hatten; doch währte es volle drei Jahre, bis sie ihr erstes Besitztum erhielten und überdieß mußte dieses erste Besitztum ein sehr modestes, ja fast ein geringfügiges genannt werden, denn es bestand

*) Der Curiosität wegen will ich die Namen dieser acht ersten Jesuiten hieher setzen. Sie hießen: Franciscus Angulo, Alphonso Barsana, Juan Villegas, Emanuel de Ortega, Stephan Grao (eigentlich Grau, denn er war ein Deutscher), Juan Salonio, Thomas Fields (ein Schottländer) und Paolo Arminio. Alle waren „Patres“ und also zu jeglicher gottesdienstlichen Handlung berechtigt; als Oberer derselben aber, oder wie man sagte als Superior fungirte der Pater Arminio.

nur aus einem kleinen Wohnhause im Städtchen Villarica nebst einer eben so kleinen Kapelle daneben. Von nun an aber ging es was man sagt, im Galopp mit ihnen vorwärts, und da ihnen von Peru und Brasilien eine große Anzahl neuer Mitglieder zu Hülfe gesandt wurde, unter denen sich mehrere, wie z. B. die Patres Romero, Caspar de Monroy, Juan Viana und Marcel Lorenzana besonders auszeichneten, so konnten sie ein paar Jahre später bereits daran denken, ein Collegium zu errichten. Solches geschah anno 1593 in der Stadt Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, und die spanische Einwohnerschaft derselben, den Gouverneur nebst dem hohen Adel an der Spitze, steuerte freiwillig eine solch große Summe zusammen, daß man das Anwesen nebst der daran stoßenden Kirche wirklich recht prächtig herrichten konnte. Auf dieses Collegium folgte anno 1599 ein Missionshaus in Cordua mit einer großartigen Kathedrale und es war alle Aussicht vorhanden, daß in der nächsten Zeit ähnliche Etablissements in Santa Fé, so wie noch in mehreren andern Städten gegründet werden könnten. Hiezu kam es jedoch nicht, denn mit dem Jahr 1602 wurde mit dem ganzen Dasein der Jesuiten in Paraguay eine vollständige Neugestaltung vorgenommen.

Bisher hatten die Jesuiten als wahre Missionäre gewirkt, d. h. sie hatten zwar da und dort Grundeigenthum erworben und sogar, wie wir gesehen haben, ein Collegium nebst einem Missionshaus erbaut; dagegen waren sie diese ganze Zeit über stets „auf Reisen“ begriffen und zogen von einem Distrikt, von einem Volksstamm zum andern, um überall das Kreuz Christi zu verkündigen. Solches ewige Hin- und Herreisen aber war wegen der großen Entfernungen, in der die Ansiedlungen von einander lagen, mit großen Beschwerlichkeiten verknüpft und überdieß konnte man darauf zählen, daß die Indianer, so bald die Missionäre weiter zogen, alsbald wieder zu ihrem heidnischen Glauben zurückkehrten. Somit konnte man sich's nicht verhehlen, daß man, wenn man „bleibend“ auf die Eingebornen einwirken wollte, nothwendigerweise „stabile“ Wohnsitze bei ihnen nehmen und das Herumreisen aufgeben mußte. Das war die eine Erfahrung, die man bis dato gemacht hatte. Die zweite bestand darin, daß die Jesuiten nunmehr genau wußten, wie es im Innern des ungeheuren Ländergebiets, das man Paraguay

nannte, aussah, während den Spaniern das gesammte Land außer den paar Städten an den großen Strömen und deren Umgebungen ein tiefes Geheimniß geblieben war. Letztere waren z. B. den Uruguay noch nicht weiter hinaufgekommen, als bis zu dem ersten Wasserfall, und eben so unbekannt blieben sie mit dem ganzen großen Territorium, das zwischen dem Uruguay und Parana, so wie zwischen dem Parana und Paraguay lag; am allerwenigsten aber hatten sie sich die Mühe genommen, mit den verschiedenen Stämmen, welche diese Gegenden bewohnten, bekannt zu werden oder gar deren Freundschaft zu gewinnen, sondern ihr ganzes Trachten ging vielmehr dahin, allen den Eingebornen, die sie sich unterwerfen konnten, ein so hartes Joch, als nur irgend möglich, aufzuerlegen und sie zur angestrengtesten Sklavenarbeit auf ihren Pflanzungen oder, wie man in Paraguay sagte: „Commanden“ anzuhalten. Solches alles und noch viel Mehreres wußten die in Paraguay wirkenden Jesuiten nur zu genau und berichteten es wie natürlich der Wahrheit getreu nach Rom an ihren General. Und dieser? Nun derselbe hieß Claudio Aquaviva, und er, ein Mann von ganz außerordentlichen Verstandesgaben und eben so großer Thatkraft, entwarf, auf die genannten Erfahrungen gestützt, sofort einen Plan, wie der größte Theil Paraguay's unter der Hand und ohne daß eine weltliche Regierung sich einmischen könnte, der Gewalt des Ordens Jesu zu unterwerfen wäre. Der Plan war unendlich klug angelegt und die Ausführung desselben wurde einem nicht minder klugen Manne anvertraut, nämlich dem Pater Stephan Paez, welchen Aquaviva als Visitator sämmtlicher Ordenshäuser der neuen Welt nach Paraguay sandte. Derselbe kam im Jahr 1602 in der Stadt Salta an und gebot sogleich allen Professoren, vor ihm zu erscheinen. Dann nahm er einen Jeden einzeln vor und fragte ihn genau über alle Einzelheiten aus, indem er ihm zugleich das Nöthige über die künftige Organisation des Ordens in Paraguay mittheilte; zuletzt aber versammelte er alle Anwesenden, hielt eine große Ansprache an sie, und verkündete ihnen schließlich die Befehle des Generals. Sie gingen, wie schon angedeutet, dahin, daß in Paraguay ein eigener christlicher Staat gegründet werden solle, welchen der Jesuitengeneral von Rom aus als unumschränkter Monarch

beherrschen sollte, und um diese großartige Maßregel durchzuführen, ward jedem Professen vorgeschrieben, was er zu thun habe.

Von jetzt an war jeder Schritt, den die Jesuiten in Paraguay thaten, ein stets zum voraus genau abgemessener, und wenn auch nur langsam, oft sogar mit Umwegen vorwärts geschritten wurde, so ging's doch immer unverrückt dem Einen großen Ziele entgegen. Vor allem galt es, die Indianer für sich zu gewinnen, und die jesuitischen Missionäre fingen daher einstimmig an, mit ungemeinem Eifer gegen die gräßliche Unterdrückung, unter welcher die Eingebornen seufzten, loszuziehen. „Die Commanden, auf denen die armen Rothhäute als Sklaven arbeiten müßten, seien ein Gräuel in den Augen Gottes“, riefen sie, „und wenn es noch länger so fortgehe, so müsse in Kurzem eine totale Entvölkerung eintreten.“ Solche und ähnliche Worte erregten zwar den Haß der Spanier nicht wenig und die Herren Jesuitenpatres hatten in Folge dessen in den nächsten paar Jahren manche Unbill auszustehen. Ja sie wurden aus mehreren Städten wie aus Cordua und San-Jago geradezu vertrieben, aber sie gewannen um so mehr Anhänger unter den Rothhäuten, und insbesondere gelang es ihnen, einen nicht unbeträchtlichen Theil der großen Nation der Guaranés, d. i. der Bewohner von Guayra zu bekehren und sich zu befreunden. Vor der spanischen Eroberung nämlich war der Stamm der Tubinambas-Indianer bei weitem der gewaltigste in Paraguay und eben diesem Stamme, der sich durch eine besondere Wildheit auszeichnete, sind die Grausamkeiten zuzuschreiben, welche so vielfach gegen die eindringenden Weißen begangen wurden. Sie, die Tubinambas, schlachteten ihre Gefangenen; sie achteten Menschenfleisch für die köstlichste Speise unter der Sonne; sie wehrten sich bis auf's Blut vor dem Gotte der Christen! Weil sie nun aber nach jahrelangen Kämpfen einsehen lernten, daß die Waffen der Weißen ihnen überlegen seien, faßten sie den kühnen Entschluß, ihrem Vaterlande den Rücken zu bieten, und, diesen Entschluß sofort ausführend, zogen sie sich weit zurück in die Wildnisse des Urwalds bis zu dem breiten Thal des Marañon oder Amazonenstroms hin, bis wohin die Bläßgesichter — so hofften sie — nicht vorzudringen wagen würden. Die weiten Ebenen des Paraguay, Parana und Uruguay blieben also von jetzt an den andern Stämmen überlassen, welche

bisher in einer Art Abhängigkeit von den Tubinambas gestanden hatten, und als solche werden genannt die Apiakas und Cahahivas, die Galchaquis und Lulles, die Frontones und Dmacuguakas, so wie vor allen die Guaranis, welche zahlreicher waren, als die übrigen fast alle zusammen. Diese letztere Thatsache schon mußte die Aufmerksamkeit der jesuitischen Missionäre auf sie wenden; noch mehr aber die weitere Thatsache, daß sie den wenigst wilden Charakter von allen in Paraguay lebenden Nothhäuten hatten. Im Gegentheil konnte man ihnen eine Art von Civilisation nicht absprechen, denn sie lebten, von erblichen Kaziken oder Clanhäuptern regiert, in Dörfern zusammen und nährten sich fast durchaus von dem Korn oder Mais, den sie pflanzten, während die übrigen Stämme nomadisirend umherstreiften und die Jagd allein für die eines Mannes würdige Beschäftigung erachteten. Dagegen lastete auf ihnen auch der Vorwurf des Abmangels an kriegerischem Geist, so wie des Abmangels an Energie, und sie fügten sich daher, obwohl in ihrem Innersten vom tiefsten Haß erfüllt, in den spanischen Commanden dem Arme des Weißen, der sie wie Lastthiere behandelte. Natürlich übrigens war die Zahl derjenigen, welche auf den spanischen Domänen lebten, eine sehr geringe gegenüber von der großen Masse derer, die jene großen Distrikte des Binnenlandes bewohnten, von welchen ich schon weiter oben bemerkt habe, daß sie den Spaniern noch ganz unbekannt geblieben seien, und man darf also mit Sicherheit behaupten, daß wohl neun Zehnthelle der Guaranis das Joch der Unterdrückung noch nicht fühlten; die Angst aber, sich dieses Joch bald auferlegt zu sehen, erfüllte sie bereits jetzt und darum nahmen sie auch die Predigt der Jesuiten gegen die spanische Tyrannei mit so großem Wohlgefallen auf.

So stand es um die Guaranis in Paraguay zu der Zeit, als die Jesuiten den Entschluß faßten, ein eigenes Reich daselbst zu errichten, und es wird nun Niemanden mehr verwundern, warum es ihnen so leicht gelang, dem Christenthum dorten Eingang zu verschaffen. So wie sie aber so weit waren, gingen sie daran: in den Distrikten, in welche die Spanier bis jetzt noch nicht gedrungen waren, die bis dato in kleinen Dörfern zerstreut lebenden Einwohner in

größere Gemeinden zu vereinigen, welche sie Bourgaden oder Reduktionen, d. h. zum christlichen Glauben „reducirte“ Gemeinden nannten, und gaben dann jeder Reduktion zwei geistliche Hirten, den Einen, der immer ein längst bewährtes Ordensmitglied sein mußte, unter dem Titel eines Pfarrers und Seelsorgers, den Andern, meist einen jüngeren, eben erst aus Europa angekommenen Genossen, unter dem Titel eines Vikars. Diese Einrichtung war, wie wir gleich sehen werden, die Grundlage ihrer christlichen Republik oder wenn man lieber will, ihres theokratischen Staates, und dieselbe hatte ein solch unschuldiges Aussehen, daß ihnen dabei — wenigstens im Anfang — weder von Seiten der Spanier, noch von Seiten der Guaranis bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Den Indianern nämlich sagten die Söhne Loyola's, daß verschiedene kleine Gemeinden, die auf vielen Meilen zerstreut liegen, ganz unfähig seien, sich gegen etwaige Angriffe der Spanier zu vertheidigen; wenn sie dagegen in eine Bourgade von acht bis zehntausend Köpfen zusammenzögen, so könnten sie sich der erobersüchtigen weißen Abenteurer mit Leichtigkeit erwehren, und dieß leuchtete natürlich dem Verstand der Rothhäute vollkommen ein. Eben so wenig hatten sie gegen die „geistlichen Hirten“ etwas einzuwenden, denn man ließ ihnen ihre bisherigen Kaziken und Oberen unter dem Titel von Corregidoren oder Alcalden und gab dem Seelsorger nur das Oberaufsichtsrecht. Zu deutsch: die Indianer durften sich ihre weltliche Obrigkeit wie früher selbst wählen und die Jesuiten knüpften bloß die Bedingung daran, daß diese Obrigkeit bei allen Strafen, die sie verhängte, so wie überhaupt bei allen wichtigeren Entscheidungen zuvor die Genehmigung der geistlichen Hirten einzuholen hätte. War das zu viel verlangt? Ach, die guten Patres handelten ja so überaus liebevoll und väterlich und somit mußte man ihnen auch das Recht eines Vaters gegenüber von seinen Kindern einräumen!

Nicht minder „grundehrlich“ stellten sie die Sache dem Könige von Spanien, ihrem großen Beschützer und Freund, Philipp III., dar, d. h. sie erklärten in mehreren weitläufigen Eingaben an ihn und seinen hohen Rath für Indien, daß das Haupthinderniß einer

schnelleren und nachhaltigeren Ausbreitung des Christenthums in Paraguay und am La-Plata nur allein in den dahin gekommenen Spaniern liege, denn dieselben seien fast ohne Unterschied solch hochmüthige, habüchtige, grausame, gotteslästerliche und grundlos liederliche Menschen, daß die Eingeborenen dieser schlimmen Christen wegen einen Abscheu vor dem Christenthum selbst bekommen müßten. Ueberdem würden die Indianer von den königlichen Statthaltern und Beamten auf die schändlichste Weise mißhandelt und es sei dadurch ein grimmer Haß unter ihnen gegen alles, was spanisch heiße, erwacht. Demgemäß müsse man diese armen Menschen, wenn man hoffen wolle, sie in den Schooß der Kirche zu bringen, ebensowohl vor der Tyrannei der Statthalter, als dem bösen Beispiel der Spanier bewahren und dieses beides sei nur dadurch möglich, wenn man ihnen, den Jesuiten erlaube, den längst gehegten Plan der Errichtung einer christlichen Republik in Paraguay durchzuführen. „In dieser christlichen Republik nämlich dürfe kein weltlicher spanischer Statthalter angestellt werden, sondern die Indianer sollten vielmehr darinnen unter ihrer, der Jesuiten alleiniger Aufsicht ein ruhiges, einträchtiges und nach Art der ersten Christen gemeinschaftliches Leben führen, so daß ein wahrhaft paradiesischer Unschuldszustand hergestellt würde; der Macht des Königs selbst aber vermöchte dadurch kein Schaden zu erwachsen, denn die sämtlichen Mitglieder der christlichen Republik hätten ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen und jede erwachsene Mannsperson müßte ihm einen Thaler Tribut per Jahr bezahlen.“ Das war der grundehrliche Vorschlag, den die Jesuiten dem Könige Philipp III. machten, und da sie damals noch fast allmächtig am spanischen Hofe waren, so wurde selbiger Vorschlag nicht nur anno 1609 von jenem Könige wirklich genehmigt, sondern auch später anno 1649 und 1663 unter Philipp IV. in allen seinen Theilen bestätigt, trotzdem ein kluger Staatsmann mit Leichtigkeit hätte ermessen können, wie die Könige Spaniens dadurch zu bloßen Scheinregenten in der christlichen Republik Paraguay herabgewürdigt würden. Allein die Rätthe und Minister am allerkatholischsten Hofe der Welt waren damals wie mit Blindheit geschlagen und erst ein gutes Jahrhundert später sollte ihnen der Deckel von den Augen springen.

Die erste Reduktion, die noch vor 1609 gegründet wurde, erhielt den heiligen Namen Loretto und entstand am Einfluß des Pirape in dem Paranagane durch die Bemühungen der beiden Pateres Maceta und Cataldino, welche etwa sechzig kleine dort befindliche guaranische Dörferchen in eine einzige große Commune zusammenschmolzen. Auf Loretto folgte zunächst die Bourgade St. Ignatius und auf diese wieder eine dritte und vierte, bis endlich nach Verfluß von kaum zwei Jahrzehnten ihre Zahl auf dreißig mit je neun bis zehntausend Einwohnern stieg. Die innere Einrichtung war in allen dieselbe, d. h. sie wurden von einem Jesuitenpater, dem ein Vikar zur Beihülfe und zugleich auch zur Aufsicht zur Seite stand, regiert und dieser Pater stand dann wieder unter dem Superior, welcher über eine Diöcese von fünf bis sechs Kirchspielen gesetzt war; die Beaufsichtigung und Lenkung der Diöcesen aber lag dem in Assumption residirenden Provinzial ob, welcher seine Befehle unmittelbar von dem General in Rom erhielt. Man sieht hieraus, daß die Jesuiten keineswegs planlos zu Werke gingen, sondern daß sie vielmehr ihre christliche Republik so gut oder besser organisiert hatten, als es irgend ein weltlicher Monarch zu thun im Stande war. Auch kamen die Indianer bei dieser Regierungsweise, so weit man aus dem ersten Anblick schließen konnte, durchaus nicht schlecht weg, denn sie wurden mit aller Sorgfalt zu guten Bürgern herangezogen und vor Allem daran gewöhnt, eine regelmäßige Beschäftigung zu ergreifen. „Müßiggang ist aller Laster Ursprung,“ dachten die Jesuitenpateres und diesen Grundsatz wandten sie auf ihre sämtlichen Unterthanen an, dieselben mochten einem Alter oder Geschlechte angehören, welchem sie wollten; doch nahm man Rücksicht auf Körperconstitution, so wie beinahe immer auch auf Neigung und Talent. Ackerbau und Viehzucht standen natürlich oben an und die meisten erwachsenen Männer wurden daher auf dem Felde beschäftigt, wobei ihnen die älteren Knaben an die Hand zu gehen hatten; den Weibern und Mädchen dagegen gab man eine bestimmte Portion Flachs oder Baumwolle und diese mußten sie in einer bestimmt vorgeschriebenen Zeit gesponnen haben. Uebrigens auch die Gewerbe nebst den Künsten wurden nicht vernachlässigt und eine jesuitische Chronik berichtet darüber wörtlich Folgendes: „In den Gewerben kommen wir täglich weiter und un-

tere Völker werden uns immer nützlicher. Nachdem wir ihnen das Ziegel- und Kalkbrennen gelehrt haben, bauen wir die prächtigsten Kirchen und Häuser und unsere Schreiner und Glaser wissen sie sehr zierlich von innen auszuschnücken. Andere spinnen das feinste Garn und weben dann prächtige Tücher und Decken daraus. Wieder Andere verfertigten Hüte oder beschäftigen sich mit dem Schuhwerk und was dergleichen mehr ist. Selbst in dem Klöppeln der Spitzen sind sie erfahren, und wenn wir eine recht schöne und breite zu einer priesterlichen Alben haben wollen, so verfertigen sie die Frauen nach einem gegebenen Muster mit einer solchen Geschicklichkeit, daß man keinen Unterschied zwischen Original und Nachahmung gewahr wird. Ein Mann machte vor Kurzem eine Orgel nach dem Muster einer europäischen, und zwar so vollkommen, daß ich wirklich staunte. Ein Anderer hat das Missale nach der schönen Antorfer Ausgabe dergestalt genau abgeschrieben, daß man die Abschrift ebenfalls für ein gedrucktes Exemplar halten sollte. Sie verfertigen Trompeten und alle musikalischen Instrumente, sie machen die vollkommensten Wand- und Sackuhren und sie malen unverbesserlich schöne Stücke. Mit einem Wort, sie machen alles nach, was wir nur wollen und zeigen sich also als eben so gelehrt wie fleißig, so bald wir sie nur gehörig zur Arbeit anhalten.“ *) Diesem allem nach läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Indianer unter der Jesuitenherrschaft zu wirklich nuzbaren und nützlichen Menschen auferzogen wurden, und für diese ihre Leistungen kann man der Gesellschaft Jesu seine Bewunderung nicht versagen; allein nun kommt auch die Schattenseite und diese überwiegt wohl die Lichtseite um ein Bedeutendes. In geistiger Beziehung nämlich erhielt man die Indianer auf der Stufe der tiefsten Unwissenheit und ihre ganze Religion bestand in einem krassen Wunderglauben, wobei sich die Jesuiten als die Orakel Gottes hinstellten. Dieser Gott selbst war aber nur für die weißen Patres da, welche eine Klasse von höheren Wesen bildeten, und die Guaraniß wurden daher bei schwerer Pön angehalten, diesen höheren Wesen stets mit der allertiefsten Ehrfurcht zu begegnen. Ja mit solcher Ehrfurcht, daß man deren

*) Solches Alles steht wörtlich zu lesen in des Franz Xaver de Charlevoix Geschichte von Paraguay. Theil II. Vorrede pag. 3. 4.

Befehle nur auf den Knien empfangen durfte und es schon für einen hohen Gewinn halten mußte, den Ärmel oder den Rocksaum der heiligen Väter zu küssen! Aus dieser geistigen Kindschaft sollten sich die Guaranis nie emancipiren, und das Hauptmittel, sie darin zu erhalten, war die Furcht und die Einschüchterung. Deswegen schmückte man auch jede Kirche mit Heiligenbildern der sonderbarsten Art aus, nämlich mit Statuen von wahrhaft riesigen Dimensionen mit furchtbaren Mienen und drohenden Geberden, mit Statuen, deren bewegliche Glieder und rollende Augen die armen Indianer mit wahrer Todesangst erfüllten, und einen solchen aberwitzigen Glauben nannte man dann Christenthum! Wie nun aber die Freiheit des Geistes auf alle Weise niedergehalten wurde, ebenso auch die politische und sociale Freiheit. Kein Einziger ihrer Unterthanen durfte daran denken, sich durch sein Talent, seinen Fleiß, seine Energie auf eine höhere sociale Stufe, als seine Standesgenossen, zu erheben, sondern er blieb ein Werkzeug in den Händen der Patres, die ihn nach ihrem Belieben leiteten, ihm nach ihrem Belieben diese oder jene Beschäftigung anwiesen. Eben darum gab's in der guaranischen Republik auch kein Eigenthum, selbst nicht das geringste, obwohl deßhalb doch keineswegs ein wirklicher und wahrer Communismus eingeführt wurde. Vielmehr mußten alle Erzeugnisse des Ackerbaus und der Industrie in die jesuitischen Lagerhäuser abgeliefert werden und dagegen gab man den Indianern täglich so viel, als sie zum nothdürftigsten Unterhalt bedurften. Man darf also mit Recht sagen, daß die armen Unterthanen der Jesuiten nichts anderes waren als Sklaven und zwar Sklaven im vollsten Sinne des Wortes; allein diese Sklaverei wurde so ungemein in Zucker eingewickelt und mit solcher väterlichen Milde ausgeübt, daß die Guaranis in ihrer Kindlichkeit gar nichts Besseres wünschten. Gab's doch fast jeden Abend einen fröhlichen Tanz, zu welchem eine in der Musik wohl unterrichtete Bande von Eingeborenen aufspielte, und wurden doch selbst die schwereren Arbeiten im Feld stets durch ermunternde Melodien einiger mitgenommenen Trompeter und Pfeifer erleichtert, während an Sonn- und Feiertagen ohnehin sowohl in den Kirchen als außerhalb derselben die fröhlichsten Tänze und Schauspiele an der Tagesord-

nung waren! *) An Lustbarkeiten ließ man es also nicht fehlen, nur waren diese Lustbarkeiten immer darauf berechnet, die Indianer im Zustand der Kindheit zu belassen und sie nie zu denkenden Menschen heranwachsen zu lassen. Eben aus diesem Grunde sorgte man auch mit der emsigsten Sorgfalt dafür, daß nie ein Europäer seinen Fuß in eine der jesuitischen Reduktionen setze, denn was wäre mehr zu fürchten gewesen, als die ansteckende Aufklärung, die von solchen Fremden ausgehen konnte? Insbesondere verweigerte man den Spaniern den Eintritt in das jesuitische Gebiet und ermunterte die Indianer sogar dazu, gegen derartige Besucher gewaltthätig einzuschreiten, d. h. sie mit den Waffen in der Hand aus

*) Der Jesuitenpater Charlevoix berichtet über diesen Gegenstand wörtlich so: „Es ist in Spanien ein alter Brauch, daß an Festtagen Tänze durch Kinder aufgeführt werden. Diesen löblichen Brauch haben auch die Missionäre angenommen und ihn zu Bekehrung der Heiden in ihren Kirchen eingeführt. Wozu ich denn auch vier und zwanzig der Geschicktesten auf's Beste abrichtete und an solchen Tagen dergestalt brauchte, daß es zu allgemeiner Freude und großer Erbauung gerieth. Bald machten sie die künstlichsten Tänze, bald spielten sie Ritterspiele, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Bald tanzten sie auf sechs Ellen hohen Stelzen, bald auf dem Seil; oder rannten mit Lanzen nach den Ringeln. Ein andermal ließ ich sie kleine Comödien vorstellen, welches alles sie, obwohl nach meiner vielen Mühe, in ihre dicken Köpfe brachten und auf's zierlichste vorstellten.“ — Ein anderer Bericht aus einer Reduktion äußert sich folgendermaßen: „Darauf (nach der Visitation der Schule nämlich) gehe ich zu denen Musikanten und höre ihren Gesang; jetzt die Discantisten, deren ich achte, der Altisten, deren ich sechs, der Tenoristen ohne Zahl, der Bassisten aber sechs habe. Nachdem blasen vier Trompeter, acht Schallmeien und vier Cornetisten auch ihre Lektion. Drauf instruire ich die Harfisten, deren sechs, die Organisten, deren vier, der Tiorbisten, deren einer ist. Einen andern Tag nehme ich die Tänzer zur Hand, und lehre sie solche Tänze, wie wir in den Komödien haben. Es ist hier höchst von nöthen, die Unglaubigen mit dergleichen Sachen einzunehmen, und mit denen äußerlichen Kirchengeprägungen ihnen eine innerliche Neigung zur christlichen Religion einzudrücken, weßwegen wir alle Festtage nach der Vesper und vor dem Hochamte etliche Bublein schön ankleiden, daß sie alsdann in der Kirche, allwo die ganze Gemeinde versammelt ist, besagte Tänze anstellen. Diese halten wir auch in den officiellen Processionibus, allwo vor dem Venerabile nicht anders, als vor Zeiten David vor der Bundeslade, Etliche zu tanzen pflegen.“ Siehe Charlevoix Bd. II., pag. 7. 8. 21. Vorrede.

dem Gebiet fortzujagen. Auch gehorchten die Guaranis solchen Aufforderungen mit aller Bereitwilligkeit, weil ihnen die Jesuiten den Glauben beibrachten, die Spanier kämen nur, um ihre Ländereien in Besitz zu nehmen und sie zu denselben Frohndiensten zu zwingen, an denen so viel Tausende ihrer Brüder in den Comanden wegen Ueberarbeitung schon zu Grunde gegangen seien. Damit aber den Guaranis selbst die Möglichkeit einer Annäherung an einen Fremden genommen würde, lehrte man in den Schulen nur allein die guaranische Sprache und schnitt so jede Verständigung mit Anderredenden schon im Keime ab. Ja schließlich gingen die Jesuiten sogar so weit, in jeder Reduktion oder Bourgade ein bewaffnetes Corps — Reiterei wie Fußvolk — zu errichten und mittelst dieser wohlbewaffneten, vortrefflich einexerzirten und selbst mit Artillerie versehenen Schaaren konnte man leicht über jeden Versuch von Fremden, die Grenzen der christlichen Republik zu überschreiten, selbst wenn er von einem größeren Trupp ausging, Herr werden.

Auf diese Art constituirten die Jesuiten ihre christliche Republik in Paraguay und sie wußten dieß ihr ureigenes Königreich bald weit über die Grenzen der Provinz Guayra auszudehnen, so daß es in Kurzem alle Ländereien rechts und links vom Paraguay bis nach Brasilien hin umfaßte; nach Europa aber drang von diesem ihrem ungeheuren Besitzthum, weil sie es nach allen Seiten hin fest verschlossen hielten, fast anderthalb Jahrhunderte lang entweder gar keine oder nur eine unsichere Kunde, und selbst am Hof zu Madrid wußte man nichts Näheres darüber zu sagen, obwohl der König von Spanien „nominell“ als Oberherr von Paraguay galt. Ich sage „nominell“, denn nie seit 1609 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts übte er irgend eine Autorität in jener Republik aus, und selbst das Kopfgeld, das die Jesuiten kontraktlich alle Jahre an die spanischen Könige zu bezahlen hatten, floß so spärlich, daß man hätte glauben können, dieselben besäßen der Unterthanen keine dreißig oder vierzig Tausend, während es doch deren mindestens zehnmal so viel waren. Doch eben diese übergroße Gewalt, welche der Orden Jesu im südlichen Amerika erlangte — eben dieses unumschränkte Königthum, das den General der Jesuiten in Rom den mächtigsten Monarchen der

Welt gleichstellte, sollte die Hauptursache des Sturzes der gefürchteten Gesellschaft werden und wie dieß so kam, das mag der Leser aus dem vierten, fünften und sechsten Buche dieses Werkes erfahren.

So viel von den jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen oder besser gesagt von dem Riesenmäßigen des Wachsthums der Gesellschaft Jesu in Asien, Afrika und Amerika!

Zweites Kapitel.

Die Machtstellung der Jesuiten in Europa.

Auf welche Weise, mit welchen Mitteln und mit welchem Resultate sich die Söhne Loyola's in Asien, Afrika und Amerika auszubreiten wußten, habe ich im vorhergehenden Kapitel gezeigt; ein Anderes aber ist es bei ihrer Ausbreitung in Europa, denn hier hatten sie bereits Christen vor sich und es handelte sich also nicht um die Bekehrung der Ungläubigen oder wenigstens konnten sie unter diesem Aushängeschild ihre Macht nicht begründen. Demgemäß löschte man sofort diese Firma und schrieb dafür mit großen Frakturbuchstaben: „Ausbreitung und Wiederherstellung des wahren Glaubens, das ist des römischen Katholicismus mit dem Papstthum an der Spitze.“ War ja doch dieser Glaube in so vielen Ländern, wie ich im ersten Buche gezeigt habe, auf's tiefste erschüttert und lag die Gefahr nahe, daß der oberste Pontifex selbst in den bisher glaubenstreuesten Provinzen von seinem früher so allmächtigen Throne gänzlich könnte herabgestürzt werden! Doch auf welche Weise und mit welchen Mitteln gelangten die Jesuiten nun unter der für Europa ausgehängten Firma zu ihrem Zwecke? Allüberall auf dieselbe Weise und durch dieselben Mittel, nämlich durch Gründung von Erziehungsanstalten, durch Gewinnung des Beichtstuhls der Könige, durch Bekämpfung des Ketzerthums, durch Einverleibung der besten

Kräfte in ihren Orden, so wie endlich durch fanatisches Einwirken auf die große Menge.

Mit der Gründung von Erziehungsanstalten hielten sie es gewöhnlich folgendermaßen. Sie kamen zu Zwei, Drei oder Vier in eine Stadt; nicht zu Roß oder zu Wagen und auch nicht köstlich angethan, sondern zu Fuß, ohne Schuhe und Strümpfe, in armseliger Kleidung und so jämmerlich aussehend, daß man ihnen ein Almosen unmöglich versagen konnte. So war ihr Vorbild Ignatius aufgetreten und so traten auch sie auf. Im Wirthshaus stiegen sie nicht ab und ebenso wenig bei einem reichen Privatmann, selbst wenn man sie dringend einlud. Nein, sie gingen in's Hospital oder Armenhaus, das erbärmlichste Lager noch zu köstlich für sich erachtend; sie pflegten die Kranken, insbesondere diejenigen, welchen sich wegen ihres ansteckenden Siechthums Niemand mehr nahen wollte, und verrichteten die niedrigsten Dienste mit einer Miene, als wäre die Demuth des Knechtes der Knechte in ihnen lebendig geworden. Zugleich aber verabsäumten sie nie, einige ärmere Kinder an sich zu locken und sie im Lesen und Schreiben, so wie in den ersten Grundlagen der katholischen Religion zu unterrichten. Für diesen Unterricht verlangten sie natürlich nichts, auch nicht das geringste, und sie wußten gar wohl warum, denn eben in dieser Unentgeltlichkeit lag die Hauptanziehungskraft für die armen Leute, ihnen ihre Kinder zu überlassen. Bald sprach man in der ganzen Stadt von ihnen und da Jedermann ihres Ruhmes voll war, so mehrte sich die Anzahl ihrer jungen Scholaren nach kurzem so sehr, daß das Zimmerchen, worin der Unterricht stattfand, zu klein wurde. „Wir würden gerne noch mehr Kinder nehmen, wenn wir nur mehr Raum hätten,“ sagten nun die guten Väter, und dieser eben so fromme als bescheidene Wunsch drang einigen reichen Leuten so sehr an's Herz, daß sie den frommen Informatoren ein kleines Häuschen kauften, um darinnen Schule zu halten. Natürlich mehrten sich jetzt die Schüler abermals und es stellten sich sofort noch einige weitere Jesuitenpatres ein, damit allen Anforderungen ein Genüge geleistet werden könnte. Man konnte doch die Söhne reicherer und vornehmerer Leute eben so wenig abweisen, als die der Armeren und Geringeren und mußte

deßhalb die Unterrichtsgegenstände ausdehnen! Allein eben diese Ausdehnung dessen, was gelehrt wurde, lockte abermals neue Schüler herbei und das kleine Häuschen konnte jetzt unmöglich mehr genügen. Die Wohlhabenden unter den Einwohnern der Stadt thaten also abermals ihre milde Hand auf und nach Verfluß von einem oder höchstens von ein paar Jahren errichteten die frommen Patres ein Collegium, das in seiner äußern Erscheinung eher einem Palaste als einer Erziehungsanstalt glich. Das war der gewöhnliche Verlauf der Dinge und wenn erst das Collegium stand, so hatten die Jesuiten natürlich gewonnenes Spiel, denn nunmehr bekamen sie den größten Theil der Jugend zur Erziehung in die Hände. Zu diesem Behufe errichteten sie in ihren Collegien gewöhnlich dreierlei Klassen oder Abstufungen: die Elementarschule, die Mittelschule und die Hochschule. In der Elementarschule lehrte man nur die Anfangsgründe des Wissens: Lesen, Schreiben, etwas Rechnen und insbesondere den Glauben, das ist strengen Gehorsam gegen die Lehren und Bräuche der römisch-katholischen Kirche, so wie Abscheu vor allen kezerischen Neuerungen. In der Mittelschule wurden die Zöglinge verschiedene — gewöhnlich neun — Jahre lang in der lateinischen und griechischen Grammatik unterrichtet und gingen sodann zum zweijährigen Cursus der Rhetorik über; der Religionsunterricht war aber auch hier die Hauptsache und insbesondere wurde einem jeden der Zöglinge die Ehrfurcht vor der katholischen Priesterschaft und dem Papstthum, so wie der Haß gegen die Abtrünnigen und Häretiker als Hauptingredienz des katholischen Glaubens eingeprägt. Auf der Hochschule endlich absolvirten die Studenten nach einem Triennium die Philosophie oder besser gesagt, die Logik und Metaphysik, so wie nach einem vierjährigen Cursus die Theologie, welche als die unumschränkte Königin aller Wissenschaften — mit der Medicin und Jurisprudenz gaben sich die Söhne Loyola's in der Regel nicht ab — bezeichnet wurde, und weitaus die Meisten setzten dann, wenn sie erst zu Priestern geweiht waren, die Welt durch die Schlagfertigkeit ihrer Zunge, so wie durch die Gewandtheit ihres Benehmens in Erstaunen. Nun aber, wenn sich die Sache so verhält, wird nicht der Leser zugeben müssen, daß die Jesuiten durch die Gründung ihrer Erziehungsanstalten einen ungeheuren Einfluß auf die katholische Menschheit in Europa gewannen? Sie lehrten ja alle

bei ihnen Erzogenen, Laien wie Geistliche, in religiösen Dingen so und nicht anders denken, als es für sie paßte, und Laien wie Geistliche wirkten dann später in ihrem Sinn!

Nicht minder wirksam für die Machtstellung der Jesuiten in Europa erwies sich die Gewinnung des Beichtstuhls der Könige, und kein anderer Orden von allen, die je existirten, ja nicht einmal die gesammte weltliche Geistlichkeit hat in dieser Richtung so Großartiges geleistet, als die hochberühmte Societät Jesu. Das Institut der „Beichte“, von dem Christus selbst kein Wort sagte, entstand bekanntlich erst im zweiten und dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung aus dem öffentlichen Sündenbekenntnisse, welches die wegen gröberer Vergehen aus der Kirche Ausgestoßenen vor ihrer Wiederaufnahme abzulegen hatten; aber bereits im fünften Jahrhundert unter Pabst Leo dem Großen wurde die „geheime Privatbeichte“ von den Priestern als unerläßlich zur Vergebung der Sünden erklärt und aus der geheimen Privatbeichte entwickelte sich dann die anno 1215 durch Innocenz III. gesetzlich sanktionirte „Ohrenbeichte“ gleichsam von selbst. „Beichtvater“ war im Anfang, wie sich von selbst versteht, der jeweilige Pfarrer der Gemeinde und selbst die Großen dieser Erde kannten keinen andern, sondern sie beichteten ihm wie die übrigen Christen in der öffentlichen Kirche. Am Schluß des sechsten Jahrhunderts dagegen gab's im Palaste der Kaiser von Konstantinopel bereits eine besondere Kapelle mit einem besonderen Predigerstübchen, dieweil es ihre Majestäten für despektirlich hielten, in einem und demselben Lokal mit ihren Unterthanen zu beichten, und diese Erfindung der konstantinopolitanischen Hofschranzerei wurde sofort von allen Monarchen der Welt nachgeahmt. War aber einmal eine Hofkapelle da, so durfte natürlich auch der Hofkaplan nicht fehlen und wir finden daher derlei Priester bereits bei den Königen Childebert und Chlotar. Ursprünglich gehörten sie der Weltgeistlichkeit an; mit dem Aufkommen der Mönchsorden dagegen findet man auch vielfache Kuttenträger als Gewissensräthe der regierenden Fürsten und Herren angestellt, und insbesondere oft übernahmen Benediktinermönche diese Stelle. So fungirte der heilige Bertin als Beichtvater des Grafen Balbert von Flandern; so Martin, Mönch in Corvey, als Hofkaplan des Karl Martell, so Benedikt von Aniane als Seelenberather Ludwigs des Frommen.

Später, als die Barone und sonstigen hohen Adelligen die Hofsitte nachahmten und sich ebenfalls ihre eigenen Schloßkapellen erbauten, kamen für diese die Bettelmönche, namentlich die Franziskaner, als sehr beliebte Beichtväter auf, wahrscheinlich, weil sie sehr wohlfeil zu haben waren; an den Höfen aber wurden die Dominikaner Mode und zwar keineswegs zum Schaden dieses Ordens. Doch gab's immer auch noch viele Weltgeistliche, welche zu fürstlichen Gewissensrätthen vorrückten und man kann keineswegs behaupten, daß die Mönche auf das Beichtvaterthum bei den Vornehmen als auf ein Monopol Anspruch gemacht hätten. Ganz anders wurde dieß übrigens, als der Jesuitenorden in's Leben trat, denn kaum hatte er zu wirken angefangen, so wußte er auch sofort Alle und Jede zu verdrängen, welche an den Höfen eine derartige Stelle inne hatten und die übrigen Orden mochten sich auch wehren, wie sie wollten — sie wurden förmlich überflügelt. Auch wäre man sehr im Irrthum, wenn man etwa glaubte, es sei dieß so gekommen, weil einzelne Jesuiten es verstanden hätten, sich da oder dort an einem Hofe einzuschmeicheln. Nein — ganz und gar nicht, sondern es geschah dieß alles ganz planmäßig nach einem bestimmten Systeme. Schon Loyola selbst tadelte den Jakob Miro auf's heftigste, als dieser den Antrag des Königs Johann III. von Portugal, sein Beichtvater zu werden, mit der Entschuldigung ausschlagen wollte, daß sich dergleichen Stellen gar nicht für einen Orden paßten, dessen Beruf es sei, die Hospitäler zu besuchen, die Jugend zu unterrichten und sich jederzeit der tiefsten Armuth zu befleißigen. „Die Hofluft sei so gefährlich nicht,“ schrieb er ihm, „und man könne in Spitälern, auf Galeeren und in Gefängnissen seinen Eifer für das Seelenheil des Nächsten zeigen, ohne darum die Höfe meiden zu müssen. Im Gegentheil bedürften die Könige um so mehr einer guten geistlichen Oberleitung, als sie viel mehr Verlockungen zur Sünde hätten, denn der gemeine Mann, und deswegen wolle er nicht, daß je ein Mitglied der Gesellschaft Jesu es unterlasse, der Beichtvater eines Königs zu werden.“ An diesem Befehle Loyola's, der auch so kräftig wirkte, daß von nun an kein Jesuit mehr sich der frommen Thorheit des Jakob Miro schuldig machte, genügte es übrigens seinen Nachfolgern im Generalate keineswegs, sondern es wurde später den Ordensmitgliedern der förmliche Befehl ertheilt, sich der

Gewissen der Souveraine zu bemächtigen, und man verfaßte eine genaue Ordnung, an welche sich die zu Beichtvätern Erkiesten zu halten hatten. *) „Der Hauptzweck — so heißt es in dieser Ordnung — aller unserer Bemühungen sei der, uns das Zutrauen und die Gunst der Fürsten und Vornehmsten aller Orten zu verschaffen, damit es Niemand wage, gegen uns aufzutreten, sondern vielmehr Alle von uns abhängen müssen.“ Ist nun das nicht deutlich gesprochen? Eben so klar sind die Wege angegeben, auf denen zu wandeln sei, um die Gunst der Herrscher zu erlangen. „Günstlinge der Fürsten, niedere wie hohe, weibliche wie männliche, müssen durch Geschenke, Schmeichelei und Gefälligkeiten aller Art verbindlich gemacht werden, damit sie bei ihrem Herrn für uns sprechen und uns getreulich Nachricht von dem Charakter und den Neigungen desselben geben. Umgekehrt aber sind alle die Diener, welche sich dem Orden abgeneigt zeigen, durch irgend welche Mittel aus der Nähe der Monarchen und ihrer Rathgeber zu entfernen, oder aber muß man sie durch Dritte mit großen Versprechungen auf unsere Seite bringen.“ Selbstverständlich übrigens konnte es den Jesuiten nicht bloß an der Gewinnung des Ohres der Fürsten liegen, sondern mit dem gleichen Eifer hatten sie sich obiger Vorschrift gemäß an die Fürstinnen zu machen und als Hauptmittel, deren Gunst zu erlangen, galt die Bestechung der Kammerfrauen, „denn durch sie erhält man Zutritt zu den größten Geheimnissen der Familie.“ Nicht minder charakteristisch lautet die Vorschrift, wie man sich die einmal erlangte Gunst zu erhalten habe. „Es geschehe dieß — heißt es — am besten dadurch, daß man, wie der Prophet Ezechiel (Capitel XIII., Vers 18) sagt, unter die Arme der Sünder ein Rißsen lege,“ mit andern Worten dadurch, daß man ihre anstößigen Handlungen nicht zu bemerken scheine, und wenn man sie zu bemerken genöthigt ist, ihnen die Absolution nicht schwer mache. „Dem Gewissen eines Regenten muß man ohne viele Umstände die Bürde abnehmen, besonders wenn andere Geistliche sich dessen wei-

*) Diese Ordnung steht zu lesen in: „Monita secreta societatis Jesu,“ welche anno 1782 zum ersten Mal aus einem jesuitischen Archive zu Tag befördert worden sind.

gern, denn dadurch bewirkt man, daß die Fürsten jene Anderen verlassen und nur allein von unseren Rathschlägen, von unserer geistlichen Oberleitung abhängig sein wollen.“ Kurz, der Jesuitenorden betrachtete es als eine seiner höchsten und wichtigsten Aufgaben, an allen Höfen und bei allen Großen die Beichtvaterstellen zu erobern, wohl wissend, daß hierin eine ungeheure Macht verborgen liege; allein er hütete sich zugleich gar sehr, dieses sein Streben nach Macht öffentlich kund zu thun, besonders bei solchen Fürsten, die sich auf ihre weltliche Gewalt etwas zu Gute thaten. „Man betheure öfters und ernstlich — sagte die Vorschrift — daß man sich auf keine Weise in Staatsgeschäfte mischen wolle, und empfehle diejenigen, welche man gerne am Ruder der Geschäfte haben möchte, nicht unmittelbar, sondern durch vertraute Dritte, es sei denn, daß der Beichtvater vom Regenten geradezu um seine Meinung aufgefordert werde; wenn aber auch der Schein vermieden werden muß, so soll um so eifriger um die Wirklichkeit des Einflusses gerungen werden.“ — Braucht es nun nach allem diesem noch eines weiteren Zeugnisses, daß das Monopol des königlichen Beichtstuhls, das die Jesuiten mit allen Mitteln anstrebten und das sie sich auch in der That an den meisten katholischen Höfen Europa's schon kurze Zeit nach der Entstehung ihres Ordens zu erringen wußten, als ein mächtiger Hebel ihres Einflusses zu betrachten ist?

Ein drittes Mittel, ihre Machtstellung in Europa zu begründen, war ihre Beharrlichkeit, ihr Muth und ihre Geschicklichkeit in Bekämpfung des Ketzertums, besonders des lutherischen und kalvinistischen, wie man sich in der Sprache Roms auszudrücken pflegt, denn sie wußten sich hiedurch als für den Katholicismus förmlich unentbehrlich hinzustellen. Wo fand daher viele Duzend Jahre hindurch in Deutschland oder in irgend einem andern Lande ein Colloquium zwischen Protestanten und Katholiken statt, auf dem die Jesuiten nicht das große Wort geführt hätten? Wo gab es eine Kirchenversammlung, wo einen Kongreß, wo einen Reichstag, wozu man nicht die Söhne Loyola's als unentbehrlich herbeigerufen hätte? Es konnte dieß aber auch gar nicht anders sein und zwar einfach deswegen, weil bekanntermaßen die übrige katholische Geistlichkeit in jenen Zeiten der protestantischen in Beziehung auf Gelehrsamkeit und Bildung keineswegs gewachsen war,

während die Jesuiten es in der Disputirkunst, zu der man sie in ihren Kollegien förmlich heranzog, mit dem Gottseibeiuns selbst aufgenommen hätten. Ueberdem lag ihnen blutwenig daran, mit welchen Mitteln sie ihre Feinde schlugen, und von Niemanden auf der Welt wurde je in einem geistigen Kampfe die Kunst der Verläumdung, der künstlichen Verdrehung und sogar der offenbaren Lüge auf kolossalere Weise ausgeübt; wo aber diese Künste nichts mehr halfen, da brauchten sie Gewalt, und zwar die brutalste Gewalt, so wie es nur irgend anging. Hierüber ließen sich ganze Bände voll schreiben, allein es genüge an einem einzigen Beispiele. Ueber den Tod Luthers nämlich steht in einem jesuitischen Bericht, der auf der Kanzel verkündet wurde, wörtlich folgendes zu lesen: „Ich mag dieses höllische Ungeheuer bei seinem Namen nicht nennen, diesen Verräther der katholischen Religion, diesen Flüchtling aus dem Kloster, diesen Wiederhersteller aller Kezerei, dieses Scheusal vor Gott und den Menschen. Er starb im achtzehnten Jahre seines Abfalls, nachdem er des Abends zuvor mächtig gesoffen, banquetirt und nach seiner Art Poffen gerissen, und sein lasterhafter Geist ist ein herrlicher Bissen für den Teufel, der sich an solchen Brocken recht sättigen mag!“ Jedermann weiß, daß dieser Bericht über Luthers Tod eine schändliche Lüge ist, und die Jesuiten selbst wußten es natürlich ebenfalls, allein gegen Kezer galten nach ihren Grundsätzen alle Mittel und man that wohl daran, selbst die niederträchtigste Verläumdung zu verbreiten, wenn nur das große Publikum derselben Glauben schenkte. Uebrigens brauchten sie, wie ich der Wahrheit gemäß hinzusetzen muß, derlei schlimme und moralisch verwerfliche Kunstgriffe nicht bloß gegenüber der ungebildeten Masse, sondern auch gegenüber den Höhergestellten, und insbesondere wußten sie die katholischen Monarchen zu überreden, daß alle revolutionären Gährungen ihrer Völker nur allein vom Geiste des Kezertums herrühren. Eben deswegen aber wollten sie, die Jesuiten, ganz allein als die Retter und Träger der Monarchien angesehen und behandelt sein, denn sie lagen ja anerkanntermaßen mit dem Kezertum in einem ewigen Kriege und gaben es nie zu, daß von den streitenden Partheien Friede geschlossen wurde.

Ein viertes Mittel, durch welches der Jesuitenorden seine Macht

in Europa auf eine bedeutende Höhe zu treiben wußte, lag in der Kunst, die besten Köpfe des Staates für sich zu gewinnen, und zwar entweder als wirkliche und offene Mitglieder der Societät oder aber als nur affiliirte und geheime. Die erstere Klasse anbelangend, so gaben die Kollegien, in welchen, wie wir wissen, Jünglinge von allen Ständen erzogen wurden, die beste Gelegenheit, die hervorstechenderen Talente, so wie überhaupt die für den Orden tauglichsten und nützlichsten Subjekte ausfindig zu machen, und hatte man sie nur einmal gefunden, so wußte man auch schon, wie man es angreifen müsse, sie für immer zu fördern. Hat ja doch jeder Mensch, besonders wenn er noch jung ist, seine mehr oder minder schwache Seite, an der man ihn fassen kann, und machte man doch ganz gewiß keinen Vater zum Rektor eines Kollegiums, der sich nicht durch große Menschenkenntniß, so wie durch ein ausgesuchtes Talent, die Jünglinge an sich zu fesseln, auszeichnete! In der That glückte es auch fast regelmäßig, die jungen Menschen, die man als Novizen für den Orden gewinnen wollte, durch dieses oder jenes Mittel so abzurichten, daß sie selbst die Ausnahme verlangten, und das einzige Widerwärtige dabei war, daß die Väter der Jünglinge oft und viel ihre Einwilligung zu diesem Schritt verweigerten; allein man wußte sich auch hier zu helfen und ließ die betreffenden Zöglinge sofort von der Schaubühne verschwinden, indem man sie in ein anderes weit entferntes Kollegium brachte. Dort gab man ihnen dann nöthigenfalls einen ganz neuen Namen, um vollends jede Spur zu vertilgen, und durch diese, wie durch andere List- und Gewaltmaßregeln wurde es den protestirenden Vätern, selbst wenn sie den reicheren und höheren Ständen angehörten, nie und nimmer möglich, ihre Söhne dem jesuitischen Noviziat zu entreißen. Der Orden behielt sie, man mochte machen, was man wollte; ja selbst wenn man die Hülfe des höchsten Gerichtes oder des regierenden Monarchen oder gar des Papstes in Anspruch nahm — er behielt sie und erzog sie nach seinem Sinne und durfte dann stets gewiß sein, daß derlei Mitglieder ihm später vom höchsten Nutzen sein würden. Fast noch größeren Werth für die Societät hatten übrigens die sogenannten Affiliirten, d. h. die geheimen Mitglieder, die nur ein einziges Gelübde ablegten, nämlich das, der Gesellschaft Jesu in treuer Ergebenheit alle Dienste zu

leisteten, die man von ihnen verlangte, und denen man hiefür erlaubte, als Weltleute in ihrer bisherigen Stellung und in ihren altgewohnten Verhältnissen fortzuleben. Es waren dieß meist Männer von höherem Rang, welche ihre Posten als Rätthe oder Minister der Fürsten verloren haben würden, wenn sie sich offen und formell in den Jesuitenorden hätten aufnehmen lassen, und da dieser also einen größeren Vortheil darin sah, wenn solche Männer ihre seitherigen Funktionen beibehielten, als wenn sie in den Professhäusern beteten, so durften sie, laut vom General erhaltenen Dispens, ihren geheimen Eintritt in die Societät vor der ganzen Welt in Abrede ziehen. Noch mehr, sie durften äußerlich als Feinde des Ordens erscheinen, dieweil sie dann um so sicherer alles, was man wissen wollte, ausspioniren konnten, und es gab deßhalb sogar im eigenen Lager der Protestanten jesuitische Affiliirte. Doch wußte natürlich von ihrer Existenz Niemand, als der jeweilige Provinzial, mit dem sie korrespondirten, so wie der General zu Rom, und das einzige Geheimzeichen, an dem sie erkenntlich waren, bestand in einem Stück von einem Scapulier mit den Buchstaben J. H. S., welches sie auf der bloßen Brust trugen.

Das fünfte Mittel endlich, durch welches sie sich überall in Europa Eingang gewannen, war nicht auf die Gebildeten, sondern nur auf die große Menge berechnet, und bestand in einer Art von Fanatismus, bis zu welchem sie sich gelegentlich zu steigern wußten. So gehörte es ganz und gar nicht zu den Seltenheiten, daß zwei oder drei von ihnen bei Tag oder bei Nacht in halbnaaktem Zustand wie verrückt durch die Straßen liefen, laut brüllend, daß wegen der Sünden der Menschheit das Ende aller Dinge vor der Thüre sei, und daß sie dazu mit einer stachlichten Geißel so lange auf sich hineinschlügen, bis das Blut in Strömen von ihnen lief. Natürlich sammelte sich, so wie sie ein solches Spektakelstück aufführten, immer viel Volk um sie, und wenn auch Anfangs die Einen lachten und die Andern sich verächtlich oder voll Unwillen abwendeten, so machte doch diese Stimmung bald einer andern Platz, nämlich der Aunstaunung, wenn nicht gar Bewunderung. Die Herren Patres geißelten und züchtigten ja ihren Leib so sehr, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, — mußte man sie also nicht für angehende Heilige halten? Sie verletzten freilich durch ihr halbnaaktes Erscheinen alle Geseze

des Anstandes, und man fühlte sich oft versucht, ihnen dieß durch einen Tritt mit dem Fuß zu verstehen zu geben, allein so wie man dieß that, dankten sie da nicht auf's demüthigste für die gerechte Strafe und boten sie nicht dem Züchtiger noch extra beide Backen zu neuen Streichen dar? Genug, dieses extatische und verrückt fanatische Auftreten der Jesuiten blieb nie ohne Wirkung, sondern es steckte vielmehr an, und bald liefen ihnen ganze Schaaren nach, die sich ebenfalls geißelten und ebenfalls brüllten: „Wehe der sündigen, wehe der großen sündigen Stadt!“

Dieß waren die hauptsächlichsten Mittel, durch welche die Jesuiten in den katholischen Ländern Europas sich zu großer Macht emporzuschwingen wußten, und nachdem ich nun solches alles gehörig auseinandergesetzt, kann ich zu den näheren Einzelheiten übergehen.

I. Die Machtsstellung der Jesuiten in Italien.

Der päpstliche Hof Pauls III. zu Rom gab der Gründung des Jesuitenordens, wie wir im ersten Buche schon gesehen haben, nur deswegen seine Zustimmung, weil Ignaz von Loyola versprach, daß sein und seiner Genossen ganzes Streben bloß dahin gehen solle, die Rechte Seiner Heiligkeit zu vertheidigen und das allerwärts gesunkene Ansehen Roms wieder herzustellen. Ignaz von Loyola hielt Wort und deshalb erlangte auch seine Societät sowohl von Paul III. selbst, als auch von seinen unmittelbaren Nachfolgern die größten Begünstigungen. Ganz ebenso dachten und handelten die meisten späteren Päbste, und wie hätten sie auch anders denken und handeln können, da die Söhne Loyolas fast ein ganzes Jahrhundert lang dem Versprechen ihres Stifters durchaus nachkamen oder wenigstens nachzukommen schienen? Oder wie? Wer vertheidigte z. B. selbst jene Anmaßungen und Mißbräuche des Pabstthums, welche sogar von gut katholischen Geschichtschreibern als „ausgeschweifend“ bezeichnet werden, mit größerem Eifer auf dem Tritentiniſchen

Concile, als die Jesuiten Lainez, Salmeron und Couvillon? Wer bekämpfte dorten die von aller Welt einstimmig verlangten kirchlichen Reformzumuthungen, weil sie dem römischen Stuhle ein Gräuel waren, mit besserem Geschick, als nur allein sie und abermals sie? Wer war es, der auf dem Kongresse zu Poissy, so wie überhaupt an allen Orten, wo es galt, die unumschränkte päpstliche Allgewalt zu vertheidigen, und dieselbe sogar über die allgemeinen Concilien selbst zu setzen — wer war es, der mit gleicher Energie, mit gleicher Beredtsamkeit und mit gleichem Glück kämpfte, wie die Mitglieder der Societät Jesu? Wenn es sich aber so verhielt, hätte man es nicht für eine gräßliche Undankbarkeit erklären müssen, wenn die Päbste nicht alles, was sie konnten, zum Emporkommen des Ordens und zur Vermehrung seiner Kollegien, Seminarien, Residenzen, Noviziate und sonstigen Häuser gethan haben würden? Ja hätte man nicht die Päbste sogar tadeln müssen, wenn sie anders verfahren wären, indem sie sonst offenbar ihren eigenen Vortheil nicht verstanden? „Eine Hand wäscht die andere,“ ist ein altes Sprüchwort und nicht minder alt und wahr ist die Regel: „Leben und Lebenlassen.“ Beides, das Sprüchwort wie die Regel, wurde von den Päbsten befolgt, und so kam es denn, daß der Orden schon unter Pius V., der anno 1572 starb, in Rom fünf Häuser oder Etablissements besaß. Noch freigebiger erwies sich Pabst Gregor XIII., der Nachfolger des vorhin genannten, denn er schenkte ihnen fünf und zwanzig Tonnen Goldes, damit sie sich ein noch herrlicheres Collegium, als sie schon besaßen, erbauen könnten, und durch sein Beispiel wurde eine Menge von Großen und Reichen veranlaßt, dem Orden ihre Gunst zuzuwenden. Kurz es kam in wenigen Jahrzehnten so weit, daß die Jesuiten in ihrer „Provinz Rom“, welche den Kirchenstaat nebst Toskana umfaßte, ein Professhaus (in Rom selbst), zwei Probhäuser oder Noviziate (Rom und Florenz), sechs Residenzen, so wie nicht weniger als vier und dreißig Collegien nebst Seminarien besaßen, und in ziemlich gleichem Verhältniß standen die Besitzungen, welche sie im übrigen Italien erhielten. So zählte die „Provinz Mailand“ zwei Professhäuser (Mailand und Genua), drei Noviziate (Genua, Arona und Chiara), sechzehn Collegien und sechs Residenzen; so die „Provinz Neapel“ ein Professhaus (Neapel), zwei Noviziate (Neapel und

Utri), eine Residenz und sechs und zwanzig Collegien; so die „Provinz Sicilien“ zwei Professhäuser und zwei Noviziate (je zu Palermo und Messina), zehn Seminarier und zwölf Collegien; so endlich die „Provinz Sardinien oder Savoyen“ zwei Professhäuser (Cassari und Cagliari), ein Noviziat (Cagliari) nebst sechs Collegien, und wer wird also nicht zugeben müssen, daß der Orden in Italien gar bald zu einer großen Macht gelangte?

Die Herren Patres ließen sich's aber auch nicht verdrießen, allüberall anzuklopfen, ob ihnen nicht aufgemacht würde, und wo es das erste Mal nicht ging, da kamen sie zum zweiten und dritten Male wieder. Insonderheit suchten sie auch auf die große Masse zu wirken, und es gelang ihnen dieß bei dem damals noch sehr unwissenden und abergläubischen, zugleich aber auch überaus sinnlichen und leicht erregbaren Volk der Italiener, besonders der Unteritaliener, nur zu gut. So brachten sie zum Beispiel die Einwohner von Gaëta in eine ungeheure Aufregung, als sie mit ganz nacktem Oberkörper, von einigen Vermummten begleitet, die mit Dornen auf sie hineinschlugen, wie verzweislungsvoll durch die Straßen rannten, und dabei mit kläglichem Schreien: „Thut Buße, thut Buße; die Hölle ist für die Sünder und das Paradies für die Auserwählten.“ So bildeten sie in Neapel aus den alleruntersten Klassen des Pöbels ganze Kompagnien von Geißlern und Geißlerinnen, an deren Spitze sie Stadt und Land durchzogen, und ich könnte dicke Bände voll schreiben von den Narrheiten und Unzüchtigkeiten, welche diese fanatischen Kotten, vor allen der weibliche Theil derselben, begingen. Ich begnüge mich jedoch hier mit der bloßen Andeutung, da ich im dritten Buche speciell auf dieses Thema zu sprechen kommen werde; dagegen kann ich nicht umhin, ein paar Worte über die sogenannten Leichenmaskeraden, welche sie in Palermo und Messina ausführten, zu verlieren, denn sie ließen darin den Tod in Person auftreten, und erfüllten dadurch das Volk mit solch großem Schauder und Schrecken, daß nicht Wenige dem Wahnsinn nahe kamen. Man denke sich, um einen richtigen Begriff von diesen Maskeraden zu bekommen, eine breite Straße und in dieser Straße eine große Prozession, welche von vielen Tausenden begafft wird. An der Spitze der Prozession sieht man einen nackten blutigen Körper, der mit dem Tode ringt und von einer Schaar Männer in langen La-

laren auf einer offenen Bahre getragen wird. Auf beiden Seiten der Bahre, so wie unmittelbar hinter derselben gehen schöne Knaben in gestickten weißen Dalmatica's, mit Flügeln auf dem Rücken und jeder ein Kreuz in den Händen tragend. Sie stellen einen Chor von Engeln dar und singen mit ihren hellen Stimmen ein Concert, das man im Himmel selbst nicht schöner hören kann. Aber leider wird man in diesem Genuße auf's widerwärtigste dadurch gestört, daß eine große Schaar von häßlichen schwarzen Teufeln mit mächtigen Klauen und Schweifen sich wildtobend um die Engeln herumtummelt und dazu heult und flucht, daß es ein Graus ist. Auch schwingen die Teufel angezündete Pechfackeln, und deren stinkender Qualm verdichtet oft die Luft so sehr, daß man auf Augenblicke gar nichts sieht. Doch jetzt kommt erst die Hauptsache, nämlich der Tod auf einem ganz schwarzen Wagen, der von sechs Rappen mit schwarzen Flören gezogen wird. Er ist ganz gräßlich anzuschauen, dieser Tod, denn er wird durch ein bleifarbenes Skelett von solch riesigen Dimensionen dargestellt, daß sein Kopf bis über die obersten Fenster der Häuser hinaufreicht. In der rechten Hand hält er eine kolossale Sense, und mit der linken schleppt er an einer langen Kette eine ganze Reihe heulender Gespenster nach sich, welche jedes Geschlecht, jedes Lebensalter und jede Klasse der Gesellschaft repräsentiren. Diese grauslichten und gräulichen Gespenster aber stoßen von Zeit zu Zeit ein klägliches Jammergeschrei aus und die Verkümmungen ihrer Glieder beweisen die Höllenqualen, welche sie auszustehen haben. Unbehindert übrigens von diesem Geschrei, als wäre er taub und stumm, und grimmig die Zähne fleischend, setzt der Tod seinen Weg fort, zum deutlichen Zeichen, daß nichts ihn abhalten könne, alles Lebendige von der Erde wegzuhauchen und sofort in den Abgrund der Hölle zu spediren. Deswegen erzielt auch ein auf ihn folgender Chor von büßenden Psalmsingern keinen Erfolg, dieselben mögen noch so klägliche Weisen herausstöhnen, und somit erreicht die Angst und das Entsetzen der Zuschauer, die keine Errettung von dem ewigen Verderben sehen, den höchsten Grad. Allein siehe da, jetzt erscheinen die Jesuiten; sie schauen ernst und feierlich, aber auch zugleich himmlisch-freundlich drein und über ihnen leuchtet, von vier kräftigen Laienbrüdern getragen, eine prachtvoll strahlende Sonne und von dieser Sonne geht das Licht der

ewigen Seligkeit aus, so daß nun die schwer geängsteten Gemüther wieder leicht aufathmen, da sie wissen, an wen sie sich wegen der Gnadenspendung für die Ewigkeit zu wenden haben.

So groß nun aber auch die Macht war, welche die Jesuiten in Italien erlangten, und so leicht es ihnen gewöhnlich wurde, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, so kam es doch auch vor, daß sie ein ihnen entgegenstehendes Hinderniß kaum zu besiegen vermochten, und derlei Hindernisse gabs seiner Zeit in Mailand, in Venedig, im Veltlin und in Savoyen. In Mailand dominirte als Erzbischof von 1566 bis 1584 Carlo, Graf von Borromeo, anerkanntermaßen einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, dessen Diocese, so lange er lebte und wirkte, allen andern bischöflichen Sprengeln zum Muster hätte dienen können. Dieser Borromeo nun berief, in der Hoffnung, dadurch eine bessere Zucht und Ordnung in die von früher her stark gelockerte Kirchendisziplin zu bringen, die Jesuiten nach Mailand, nahm sofort einen aus ihrer Mitte zum Beichtvater, übergab ihnen drauf ein Seminarium, um eine großartige Erziehungsanstalt darin zu gründen, und überhäufte sie überhaupt so sehr mit Gunstbezeugungen jeder Art, daß er sogar im Begriff stand, ihnen die sämtlichen Besitzungen des verwilderten Humiliatenordens, die er aufheben wollte, zu übergeben. Weil er aber das Reformiren der ausschweifend gewordenen Geistlichkeit nebst dem Mönchthum gar zu eifrig trieb, ward er von den widerspenstigen Ruttenträgern beim Pabste verklagt und zu gleicher Zeit verdächtigte man ihn auch beim spanischen Statthalter von Mailand (denn die Lombardei gehörte damals zur Krone Spanien), als ob er in die königlichen Prærogative eingreife. Der Pabst wie der Statthalter schritten gegen den, wie es schien, etwas zu eigenmächtigen Erzbischof ein und alle Welt glaubte, derselbe werde seinen Feinden unterliegen. Auch die Jesuiten, an deren Spitze der Pater Mazzaroni, der Rector ihres Kollegiums zu Mailand, sich besonders auszeichnete, waren dieser Ansicht und gingen daher nicht nur alsobald mit fliegender Fahne in das Feldlager des spanischen Statthalters über, sondern schmäheten auch sofort den Erzbischof, ihren bisherigen Wohlthäter, in derselben Kirche, welche sie von ihm zum Geschenk erhalten hatten, auf die verläumberischste und giftigste Weise. Sie hatten sich aber verrechnet, wenn sie meinten, der Graf

Borromeo müsse einem Andern Platz machen, denn er schlug alle gegen ihn vorgebrachten Anklagen und Verläumdungen siegreich zurück. Nun zitterten die Glenden, die noch so eben den Mund so voll genommen hatten, und besonders die Söhne Loyola's glaubten nicht anders, als daß der Erzbischof sie seinen vollen Grimm fühlen lassen werde. Dieser jedoch, ein Mann der christlichen Liebe, begnügte sich damit, ihnen ihre Kirche nebst Kollegium zu nehmen und sie zwar allerdings aus der Stadt Mailand, nicht aber auch aus seinem übrigen, sehr ausgedehnten Sprengel zu verbannen. Es war dieß gewiß eine gelinde Strafe für solch Undankbare, als welche sich die Jesuiten erwiesen hatten, und die Letzteren hätten sich daher in Demuth bedanken sollen. Das thaten sie aber nicht, sondern sie meinten sich vielmehr durch eine List ohne Weiteres wieder in die Gunst Borromeo's setzen zu können, indem sie alles Vorgefallene nur allein dem Rektor Mazarini zur Last legten. Demgemäß mißbilligte der damalige Ordensgeneral Claudio Aquaviva das Verfahren Mazarini's in einem eigenen Schreiben an den Erzbischof, untersagte dem Delinquenten das Predigen auf zwei Jahre und befahl ihm, sich dem beleidigten Borromeo demüthigst zu Füßen zu werfen. Der Rektor gehorchte, wie sich von selbst versteht; allein der Erzbischof nahm deswegen sein Ausweisungsdecret doch nicht zurück und sein Neffe und Nachfolger, Graf Federico v. Borromeo, der von 1595 bis 1631 den erzbischöflichen Stuhl von Mailand inne hatte, ging sogar noch viel weiter, denn mit seinem Regierungsantritt nahm er den Jesuiten die Leitung auch derjenigen Kollegien und Seminarien ab, welche sie außerhalb Mailand in der Lombardei hatten und verbot Jedem, der sich in seinem Sprengel dem Priesterthum widmen wollte, bei Strafe, der Weihe verlustig zu gehen, in einem Jesuitenkollegium zu studiren. Dabei blieb er, so lange er lebte und erst nach dem Jahre 1631 durften die Söhne Loyola's sich wieder im Mailändischen niederlassen.

Noch schlimmer erging es ihnen im Staate Venedig, einer Republik, welche sich in kirchlichen Dingen immer etwas freisinniger zeigte, als der römischen Priesterschaft lieb war, und allwo daher die Jesuiten sich schon sehr frühe niederließen, um durch ihren Einfluß einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Nun gefielen aber dem venetianischen Senate die jesuitischen Machinationen ganz

und gar nicht, und er dekretirte also im Jahre 1603 ein Gesetz, nach welchem ohne Bewilligung der Regierung weder neue Kirchen und Klöster erbaut, noch neue Mönchsorden und Gesellschaften eingeführt werden dürften. Das war ein harter Schlag für die Römlinge und insbesondere für die Jesuiten, welche damals eben im Begriff waren, überall im Venetianischen sich häuslich niederzulassen; allein noch viel härter traf sie die zwei Jahre später promulgirte und offenbar auf sie gemünzte Verordnung: „daß es fortan keinem Unterthan der Republik Venedig erlaubt sein solle, durch Testamente, durch Verkauf oder auf noch andere Weise, ohne Vorwissen des Senats, unbewegliche Güter an die Geistlichen und Ordensleute zu vermachen, zu schenken oder zu veräußern, und zwar bei Strafe des Kerkers, der Verbannung und der Güterconfiskation.“ Das war eine offenbare Kriegserklärung gegen die Societät Jesu und so nahm Claudio Aquaviva, ihr General, die Sache auch auf. Er eilte also mit seinem Freunde, dem Cardinal Bellarmin, zum Pabst Paul V. und brachte diesen so in Harnisch, daß sofort ein Breve an den Senat zu Venedig erlassen wurde, in welchem der Pabst unbedingte Aufhebung der beiden Gesetze von 1603 und 1605 verlangte. Der Senat berief sich auf sein Recht, allein Paul V. hörte in seiner Hitze auf keine Vernunftgründe und belegte anno 1606 die Republik Venedig ohne weiteres mit dem Interdicte, hoffend, daß nun, weil alle Kirchen sofort hätten geschlossen werden und aller Gottesdienst aufhören sollen, ein allgemeiner Volksaufstand gegen den Senat losbrechen werde. Mit diesem Gedanken hatten ihm wenigstens Aquaviva und Bellarmin geschmeichelt; allein wie sich sogleich zeigte sehr mit Unrecht. Der venetianische Senat nämlich nahm den hingeworfenen Handschuh furchtlos auf und verbot nicht nur die Bekanntmachung der päpstlichen Bannbulle, sondern befahl auch der sämtlichen Klerisei, entweder den Gottesdienst wie bisher fortzusetzen, oder aber augenblicklich aus dem Gebiet der Republik zu scheiden. Alle Geistlichen und die sämtlichen Mönchsorden gehorchten; nur die Jesuiten weigerten sich dessen. Sie meinten, weil ihr Einfluß bisher so groß gewesen sei, durch Trotz zu siegen; doch der Senat blieb fest und erklärte ihnen, daß sie das Venetianische, wenn sie eine gewaltsame Entfernung vermeiden wollten, augenblicklich zu verlassen hätten. Jetzt blieb nichts übrig, als zu gehorchen, und

sie zogen auch sofort mit den Kapuzinern, welche sie noch vor Thorschluß auf ihre Seite zu bringen wußten, in großer Prozession mit Voraustragung eines großen Kreuzifixes ab; ihre Erwartung aber, daß die Feierlichkeit dieses „Auszugs aus Aegypten“ die niederen Massen fanatisiren und wenigstens einen kleinen Auflauf hervorbringen werde, schlug eben so fehl, als früher die Hoffnung des Papstes, denn das Volk, so massenhaft es auch herbeiströmte, um das Spektakel mitanzusehen, regte nicht nur keine Hand für sie, sondern rief ihnen sogar noch Verwünschungen nach. Nach ihrem Abzug confiszirte der Senat ihre Häuser und nun machte man ganz sonderbare Entdeckungen. Sie hatten nämlich außer ihren Reichtümern an Gold und Silber zwar allerdings auch den größten Theil ihrer Bücher und schriftlichen Sachen in aller Eile zu dem spanischen Gesandten so wie zu einigen andern geheimen Freunden geflüchtet; allein man fand der Briefe doch noch übrig genug, um daraus zu ersehen, wie sie den zeitlichen Dingen sich viel mehr gewidmet hatten, als den himmlischen, und namentlich steigerte sich der Verdacht, daß sie es mit dem spanischen Hofe, der schon längst nach dem Besitze Venedigs strebte, gehalten hätten, zur Gewißheit. Ueberdem wurde es nun vielen der Herren Senatoren klar, warum der Orden die Wohlgestalteten unter seinen Mitgliedern gerade nach Venedig gesandt habe, denn manche der zurückgebliebenen Episteln rührte von weiblicher Hand her und ihr Inhalt zeugte nicht gerade für die Unschuld der venetianischen Hausfrauen. Dazu kam dann noch, daß die Vertriebenen, um ihrem Zorne Luft zu machen, in Bologna, Ferrara, Mantua, Bari, Palermo und andern Orten auf's heftigste wider die Republik predigten, daß sie an den Höfen zu Madrid und Prag allem aufboten, um den König Philipp III. und den Kaiser Rudolph II. zum Krieg gegen Venedig aufzustacheln, so wie endlich, daß sie verkleidet in's Venetianische eindrangen und überall es versuchten, Meutereien gegen die Regierung zu erregen. Kurz, es stellte sich bis zur unwiderleglichsten Evidenz heraus, daß die Jesuiten höchst gefährliche Feinde der Republik Venedig seien, und somit faßte der Senat unterm 14. Juli 1606 einstimmig den Beschluß, sie für immer und ewig aus dem Venetianischen zu verbannen. Ja, nicht genug an dem, sondern es wurde noch der ebenfalls einstimmige Beisatz gemacht, daß die Regierung niemals Vor-

schläge zu ihrer Wiederaufnahme auch nur anhören dürfe, außer wenn von den hundert und achtzig Senatoren fünf Sechstheile dafür stimmten, und überdem wurde Jedermann in den Venetianischen Staaten, weß Standes oder Geschlechtes er auch sein möge, bei schwerer Geldstrafe, Verbannung oder Galeere verboten, einen Briefwechsel oder sonstigen Verkehr mit den Söhnen Loyola's zu unterhalten. Dabei blieb es auch, trotzdem der Pabst sich schon kurze Zeit darauf anbot, das Interdikt aufzuheben, so bald die Jesuiten wieder zugelassen würden. Im Gegentheil verwarf der Senat letztere Bedingung durchweg und am Ende sah sich Paul V., von Frankreich, dem Verbündeten Venedigs, gedrängt und von Spaniens König, dem Freunde der Jesuiten, im Stich gelassen, in die Nothwendigkeit versetzt, mit Venedig unter Aufopferung der Söhne Loyola's Frieden zu schließen. Nun versuchten es letztere auf andere Weise und boten anno 1612 dem venetianischen Senat unter der Hand für die Zurücknahme des Verbannungsdekrets die für jene Zeit ungeheuere Summe von fünfmalhunderttausend Dukaten, allein die Nobilität benahmen sich als wirkliche Edle und wiesen den Bestechungsversuch mit Verachtung zurück.

Ganz dasselbe Loos, das ihnen im Venetianischen zu Theil wurde, hatten sie schon früher im Weltlin, einem Theile Graubündtens, erfahren. Dort nämlich brachten sie anno 1560 einen sehr reichen und angesehenen, aber zugleich altersschwachen und beinahe kindischen Greis, Namens Anton Quadrius, der in Ponte, dem Hauptflecken des Ländchens, seinen Wohnsitz hatte, so weit, daß er ihnen sein ganzes Vermögen vermachte, um damit ein Kollegium zu gründen. Allein dessen rechtmäßige Erben wurden sofort beim Landeshauptmann klagbar, und dieser befahl den Schwarzröcken, sowohl Ponte als das ganze Weltlin, zu räumen. Nun wandten sich die Jesuiten an den Bundestag von Graubündten, der im Jahre 1561 in Chur zusammentrat, und brachten es zugleich so weit, daß die mächtigsten Kronenträger der katholischen Christenheit sich brieflich für sie verwandten. Doch die Graubündter, als freie Republikaner, gaben nicht viel auf die Rathschläge gekrönter Häupter und faßten nach genauer Prüfung sofort in öffentlicher Sitzung den einstimmigen Beschluß, daß die Jesuiten „als Feinde des Evangeliums und unruhige Köpfe, so wie auch als Prie-

fter, die mehr dazu geeignet seien, die Jugend zu verderben, als solche zu unterrichten“, das Territorium von Graubünden für immer zu meiden hätten. Ganz auf dieselbe Weise erklärten sich auch fünfzig Jahre später, anno 1610, die Nachbarn der Graubündter, die Walliser, und somit schlugen die Versuche der Jesuiten, über Wallis in's Veltlin einzudringen, ebenfalls fehl. Um so wüthender aber wurden diese letzteren über den Mann, durch dessen Beredsamkeit solches Resultat hauptsächlich zu Stande kam, nämlich über den Bartholomä Alett, einem höchst angesehenen Bürger von Leugf, und da derselbe schon das Jahr darauf unter den deutlichsten Symptomen der Vergiftung starb, so ward allgemein angenommen, daß ihm dieses Gift von Niemanden gereicht worden sei, als von einem verkleideten Loyoliten.

Ganz anders als in den bisher genannten Theilen Italiens traten die Jesuiten in Savoyen auf. Hierher nämlich hatten sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht wenige Protestanten aus anderen Ländern, in welchen man sie ihres Glaubens wegen verfolgte, zurückgezogen, indem sie hofften, daß sie in den tiefen, stillen Alpenthälern, die so zu sagen ganz von der übrigen Welt abgeschnitten waren, ungestört und unbeirrt würden leben können. An sie schlossen sich jene Reste der Waldenser an, welche schon seit ein paar Jahrhunderten ihre Heimat hier und in dem nahen Piemont hatten, und die Folge war, daß sich die letzteren, in deren Glauben ohnehin schon viel Protestantisches lag, vollends ganz zur reformirten Kirche bekannten. Das war aber natürlich nicht nach dem Geschmack der katholischen Priesterschaft, und der damalige Herzog Philibert Emanuel wurde daher auf's eindringendste angegangen, solchem Umsichgreifen der Ketzerei in dem sonst durchaus katholischen Lande mit Gewalt entgegenzutreten. Insonderlich schroff trat der Dominikaner Thomas Giacomello auf und derselbe ließ nicht nach, als bis „zum abschreckenden Beispiel“ eine Anzahl Reformirter verbrannt oder auf die Galeere geschmiedet waren. Doch nun drohten die Protestanten in ihrer großen Mehrheit zu den Waffen zu greifen, und um solchem vorzubeugen, wandte sich der Herzog an den Pabst Pius IV., um ihn zu fragen, ob nicht dem ganzen Streite am besten durch ein Religionsgespräch abgeholfen würde. „Nein,“ erwiederte der Pabst, dessen Sache durch öffentliche religiöse Dis-

putationen noch nie etwas gewonnen hatte; „nein, ein Religionsgespräch dürfe nicht stattfinden, sondern er werde Theologen senden, um die Unwissenden im wahren Glauben zu unterrichten. Uebrigens,“ fügte er am Schlusse seines noch vorhandenen Schreibens hinzu, „wisse man kein Beispiel, daß je etwas mit Gelindigkeit sei ausgerichtet worden; wohl aber habe die Erfahrung bestätigt, daß das beste Befehrungsmittel in den Händen der Justiz und, wenn diese zu schwach sei, im Zwang liege.“ Und wer waren nun die Theologen, welche Pius IV. nach Savoyen abordnete? Ei — er selbst sandte keine, sondern er beauftragte den Jesuitengeneral Lainez mit der Sache und dieser ließ sofort den durch diese Mission so berühmigt gewordenen Pater Anton Possevin an den Herzoglichen Hof abgehen, um mit Philibert Emanuel wegen Errichtung von einigen jesuitischen Collegien zu unterhandeln. Das war aber nur der eine Theil seiner Aufgabe und der andere, viel wichtigere bestand darin, den Beherrscher Savoyens dazu zu bewegen, daß er dem Ketzerthum in seinen Landen durch Vertilgung der Ketzer für immer und ewig ein gründliches Ende mache. Possevin fand sich in dem Herzog bald zurecht und verstand den durch die lange Zeit, die er als General Karl's V. und Philipp's II. im Felde zugebracht, sehr herrisch gewordenen und namentlich auch ziemlich verwilderten Fürsten so ausgezeichnet zu behandeln, daß derselbe, obwohl ohne sich dessen bewußt zu sein, alles that, was der Jesuit haben wollte. Vor allem drang letzterer damit durch, daß Philibert Emanuel die Errichtung von zwei Collegien gestattete. Possevin hielt dieß für unumgänglich nothwendig, um noch eine beliebige Anzahl von Genossen in's Land rufen zu können, und den Einwand des Herzogs, daß seine Staaten zu arm seien, um zu Gunsten der Gesellschaft Jesu Stiftungen machen zu können, beseitigte er dadurch, daß er erklärte, seine Societät begnüge sich mit den Gütern, welche man den Ketzern confisciren werde. Nun aber die Jesuitenpater's förmlich in Savoyen installirt waren, gingen sie daran, ihr Versprechen der Ketzerbefehrung in Ausführung zu bringen, und in der That — eine ganz eigenthümliche Art von Befehrung war es, die sie in Anwendung brachten. Pater Possevin nämlich und seine Mitpatres durchstrichen in einfacher bürgerlicher Kleidung das ganze Land und drangen namentlich in alle abgelegenen Gebirgsthäler ein,

in denen sie reformirte Gemeinden witterten. Hatten sie aber eine solche aufgefunden, so hüteten sie sich wohl, sich den Leuten zu erkennen zu geben, oder gar durch's Predigen des römisch-katholischen Glaubens einen Bekehrungsversuch mit ihnen anzustellen. Nein, sie kehrten vielmehr in ihre Standquartiere zurück, um sich einen Succurs von einigen tausend Mann Soldaten zu holen und, wenn sie dann mit diesen wieder in die einsamen Gebirgsthäler retournirten, dann — ja, dann Gnade Gott den armen Reformirten! Doch — wie kamen sie zu den Soldaten? Auf die einfachste Weise von der Welt, denn nachdem Possevin's Beredsamkeit den Herzog, wie zum voraus beabsichtigt war, davon überzeugt hatte, daß ein katholischer Fürst seine eigene Ehre besudle, wenn er eine Horde von elenden Ketzern in seinen Landen dulde, sowie daß die einzige wirksame Bekehrung in der Anwendung von Gewalt liege, verstand es sich gewissermaßen von selbst, daß von demselben eine größere Truppenmacht angeworben wurde, um die Bemühungen der Jesuiten zu unterstützen. Auch ließ sich Philibert Emanuel um so gerner dazu herbei, als der Pabst ihm einen bedeutenden Geldbeitrag zur Unterhaltung dieser kleinen Glaubensarmee bewilligte, und überdem mußte ein Fürst seines Charakters nicht glauben, im vollkommensten Rechte zu sein, wenn er Unterthanen, die seiner Aufforderung, den Glauben des Landesherrn öffentlich zu bekennen, nicht nachkamen, als Rebellen und Aufrührer züchtigte? Genug also — die Ketzer wurden unter Anführung der Jesuiten von Soldaten zu Paaren getrieben und es kam in Folge dessen eine Zeit des Elends und des Jammers über Savoyen, welche näher zu beschreiben die Feder sich sträubt. So überfiel z. B. Possevin an der Spitze von zweitausend Mann den Flecken St. Germain im Thal der Perouse und ließ die sämmtliche männliche Einwohnerschaft, trotzdem sie sich nicht zur Wehre setzte, die Spitze des Schwertes kosten; die zwei reformirten Geistlichen aber, die man dort fand, wurden bei einem langsamen Feuer gebraten, zu welchem die Weiber und Mädchen, durch Lanzenspitze angetrieben, das Holz herbeitragen mußten. Ganz das gleiche Schicksal hatten noch viele Duzende von reformirten Gemeinden und allüberall, selbst in den abgelegensten Gehöften wüthete das Schwert oder loderten die Scheiterhaufen. Da endlich, als sie sahen, daß es auf nichts anderes, als ihre Vernichtung abgesehen sei, er-

hoben sich die Reformirten zumal in allen Theilen des Landes und, einmüthig zu den Waffen greifend, leisteten sie den Glaubenssoldaten einen tapferen Widerstand. Bald erfochten sie sogar kleine Siege, und da es ihnen ein Leichtes war, sich in ihren Thalschluchten fest zu verschanzen, so fingen die savoyischen Truppen nach und nach an, in ihren Angriffen zu erlahmen. Nun griff Possevin, der ganz wüthend darüber wurde, daß ihm der Sieg, dessen er schon gewiß zu sein glaubte, schließlich noch aus den Händen gewunden werden sollte, zur List und bot den Kettern im Namen des Herzogs freie Religionsübung an, so bald sie die Waffen niederlegen und sechszehntausend Goldthaler Sühngeld zahlen würden. Die Reformirten gingen darauf ein und der Vertrag wurde unterzeichnet; allein so wie das Geld gezahlt und die Waffen abgeliefert waren, lachte man den armen Getäuschten in's Gesicht und die Jesuiten begannen ihre blutigen Befehrungen von neuem. Abermals drangen sie an der Spitze von rohen Soldatenhaufen in die Gebirgsthäler ein, abermals wütheten sie mit Lanze und Schwert und abermals wurden alle ketzerischen Geistlichen, sowie überhaupt die Angeseheneren und Reicherer unter dem armen Volke dem Scheiterhaufen überliefert. Nun jedoch erwachte der Grimm der so niederträchtig Betrogenen mit furchtbarer Gewalt, und nachdem sie sich von neuem Waffen verschafft, brachten sie der herzoglichen Armee im Mai des Jahrs 1561 eine so entscheidende Niederlage bei, daß Philibert Emanuel mit Nothwendigkeit an den Frieden denken mußte. Seine Finanzen waren erschöpft, denn die nun seit zwei Jahren auf den Beinen erhaltene Armee kostete schwer Geld und der Pabst hatte längst aufgehört, Baarzuschüsse zu machen — mit welchen Mitteln sollte er also, nachdem seine Truppen aufgerieben worden, ein neues Heer anwerben? Ueberdem mußte es ihm nicht längst klar geworden sein, daß er, wenn er die Ketzer seiner Lande bekriegte, seine eigenen Unterthanen erschlug und daß er, wenn er die Jesuiten mit den confiscirten Gütern der Erschlagenen bereicherte, seine eigenen Staaten der Verarmung Preis gab? Nein — des Bluts war nun genug geflossen und des Jammers mehr als genug verbreitet; darum entließ Philibert Emanuel sofort den Pater Possevin nebst seinen Genossen und schloß am 5. Juni 1561 mit seinen protestantischen Unterthanen einen Vergleich ab, worin er ihnen die freie Ausübung ihrer Reli-

gion nebst der theilweisen Zurückgabe ihres confiscirten Eigenthums zusagte, während sie dagegen versprachen, in allen ihren Gemeinden auch die römisch-katholische Religion zu dulden, doch so, daß nie und nimmer irgendwer von ihnen mit Gewalt zur Annahme dieses Cultus gezwungen werden dürfte. Von da an hatte das Land Frieden und die Bürger lebten wieder in Eintracht mit einander; aber freilich nur so lange, bis hundert Jahre später, zu den Zeiten Ludwig's XIV., wie wir später sehen werden, die Jesuiten abermals kamen und die Zeiten des eben geschilderten Elends wiederkehren machten.

II. Die Machtstellung der Jesuiten in Portugal.

Daß König Johann III. sich von Ignaz von Loyola einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu erbat, um sie als Heidenbefehrer nach Indien zu senden, daß ferner Ignaz den Franz Xavier und den Simon Rodriguez zu diesem Behufe nach Lissabon sandte, und daß endlich Johann III. den Simon Rodriguez, weil er ihn allzulieb gewann, als Beichtvater und vertrautesten Freund bei sich an seinem Hofe behielt, ist schon im vorigen Buche erzählt worden. Dieser Simon Rodriguez nun legte den Grund zu der wahrhaft außerordentlichen Macht, welche die Jesuiten von nun an während fast ganzer zweier Jahrhunderte über Portugal und seine Colonien ausübten, denn er benützte die Gunst des ihm fast willenlos ergebenen Königs so sehr, daß der Orden schon nach einem Decennium die prächtigsten Collegien in Coimbra, Evora, Lissabon und Braga, sowie noch verschiedene Seminarien in anderen Städten besaß, und daß er durch diese Erziehungsanstalten, von denen mehrere, wie Coimbra und Evora, sogar zu Hochschulen erhoben wurden, die Wissenschaft, den Glauben und die Sitten der Portugiesen vollkommen beherrschte. Sobald nämlich der Jesuitengeneral in Rom sah, daß in Portugal der Boden für seine Sache so gar leicht zu bearbeiten sei, sandte er dem Rodriguez aus Italien und Frankreich

so viele Mitglieder der Societät zu Hülfe, als er nur irgend entbehren konnte, und diese wußten dann so schnell und mit solchem Glück Proselyten anzuwerben, daß z. B. nur allein das Collegium zu Coimbra bereits anno 1544 sechzig Ordensmitglieder zählte. In demselben Verhältniß wuchsen auch die übrigen empor und die Reichsten und Bornehmsten des Landes wetteiferten darin, ihre Reichtümer mit diesen Anstalten zu theilen. Wie wäre dieß aber auch anders möglich gewesen, da die Jesuiten, um das Beispiel des Königs nachzuahmen, von fast allen Großen des Landes zu Beichtvätern angenommen wurden? Als solcher fungirte z. B. bei der Königin Katharina der Pater Michael de Torres und bei dem Kardinalinfanten Don Henri der Pater Leon Henriquez; dem Pater Simon Rodriguez selbst aber, dem Beichtvater des Regenten, vertrauten die ersten Würdenträger des Reichs, wie der Herzog von Aveiro, der Graf von Castanheira und andere mehr ihre Gewissen an. Kurz, die Jesuiten wurden unter Johann III. fast allmächtig am Hofe denn Rodriguez war so sehr die rechte Hand und der Busenfreund des Monarchen, daß letzterer gar keine Regierungshandlung mehr vornahm, ohne seinen Beichtiger gefragt zu haben. „Ja“ — so schreibt Telles in seiner Chronik des Jesuitenordens wörtlich — „als Rodriguez zu Almeirin krank lag, ging der König in Person und in Begleitung des Prinzen und der obersten Hofbeamten dahin, um den Kranken zu besuchen, und somit schien der Monarch seine königliche Würde zu vergessen, nur um dem Pater zu zeigen, daß er sein Freund sei.“

Es ging jedoch nun, wie es meistentheils zu gehen pflegt; das heißt das außerordentliche Ansehen, in welchem die Herren Patres standen, so wie die unermesslichen Schätze, mit welchen der König sie überhäufte, machten sie so stolz, übermüthig, träge und wollüstig, daß bald unter dem Volke ein allgemeines Murren entstand. Auch blieb es keineswegs bei diesem Murren, sondern die Einwohner von Lissabon ließen ihre Klagen bis an den Thron ertönen und beschuldigten die Regierung laut, daß sie das Vermögen des Landes an Unwürdige verschwende. Doch — was half's? Simon Rodriguez hatte den schwachen König allzu sehr in seiner Gewalt, als daß dieser auf die Kläger gehört hätte, und schließlich kam's gar so weit, daß dieselben in's Gefängniß gebracht oder aus dem

Reiche verbannt wurden. So triebz der Beichtiger bis zum Jahre 1551, und zwar, wie man sich wohl denken kann, mit einer immer mehr wachsenden Frechheit. Da erhielt Ignatius zu Rom genaue Kunde von der Sache, und da er wohl einsah, daß der außerordentliche Haß, mit dem das portugiesische Volk nunmehr die Societät betrachtete, die schlimmsten Folgen tragen müsse, so faßte er den festen Entschluß, mit starker Hand einzugreifen. Namentlich lag ihm auch das Collegium zu Coimbra am Herzen, und er betrübte sich tief darüber, daß dasselbe in einen gänzlichen Verfall gerieth, denn nach allen Berichten, die er darüber erhielt, glich es eher einer Schule der Aergerniß, als der Erbauung, und Alles lebte dort, statt sich den Studien und der Erziehung zu widmen, dem Müßiggang, der Schwelgerei und der ränkevollen Klatschsucht. So schickte denn Loyola kraft seiner unumschränkten Gewalt als Ordensgeneral urplötzlich den Pater Emanuel Godin nach Coimbra, um als neu ernannter Rector das Collegium wieder in Ordnung zu bringen, den Pater Rodriguez aber rief er zu sich nach Rom und ersetzte ihn durch den bescheidenen Jakob Miron, der sich, wie wir bereits gesehen haben, nicht einmal für würdig hielt, bei einem Könige als Beichtvater zu wirken. Johann III. war im Anfang über diesen Gewaltstreich Loyola's äußerst ungehalten und er drohte sogar, alle Jesuiten nach Italien zurückzusenden, allein als ein geistiger Schwächling, der er war, beruhigte er sich bald wieder, und nach einem Monat schon hatte ihn der neue Beichtvater so gut oder noch besser in der Gewalt, als dieß bei dem früheren der Fall gewesen war. In Lissabon also, oder, wenn man lieber will, am Hofe, kam Alles sogleich wieder in's alte Geleise, nur mit dem Unterschiede, daß statt des gewaltthätigen und deßwegen verhaßten Rodriguez der stille und sanfte Miron regierte; in Coimbra dagegen wollte sich die Sache nicht machen, trotzdem Pater Godin mit aller Strenge das äußere Aergerniß des Collegiums abbestellte. Die Einwohnerschaft der Stadt hatte nämlich den lockern Lebenswandel der Jesuiten allzulange mitangesehen und war durch deren Lieberlichkeit allzusehr mit Verachtung erfüllt worden, als daß sie jetzt zu einer so plötzlichen Sinnesänderung hätte Zutrauen fassen können. Vielmehr hielt man Alles für pure Verstellung und wenig fehlte, daß die Leute nicht Spottlieder auf die heuchlerischen Schwarzröcke gesungen hätten. Darum,

wenn das alte Ansehen wieder hergestellt werden sollte, mußte man irgend ein Hauptaffektstück, irgend einen herzrührenden, theatralischen Donnerschlag auf die Scene bringen, und dieser Coup wurde auch wirklich ausgeführt. Eines schönen Morgens läuteten zu ganz ungewöhnlicher Stunde die Glocken der Jesuitenkirche auf's feierlichste zusammen und einen Augenblick darauf öffnete sich das Hauptportal derselben, um eine der sonderbarsten Prozessionen, die es je gab, erscheinen zu lassen. Voran schritt ein wahrer Goliath, der ein riesiges Bild des gekreuzigten Christus trug, und hinter ihm drein kam der Pater Godin, aber nicht in seiner gewöhnlichen Kleidung, sondern nackt bis auf den Gürtel hinab und mit einer mächtigen Geißel bewaffnet. Ihm folgten die sämtlichen Novizen, ganz ebenso kostümiert, und an sie reihten sich dann wieder die Laienbrüder, die natürlich auch nicht anders aussahen. Den Schluß bildeten die Lehrer und Coadjutoren, und Alle zusammen sangen, während sie langsam mit gesenkten Blicken sich fortbewegten, in einformiger Weise einen Bußpsalm, der außerordentlich düster und traurig klang. An jedem Kreuzweg, auf jedem öffentlichen Plage blieben sie stehen, aber nicht bloß um in noch traurigerer Weise, als bisher, zu singen, sondern um die Geißeln durch die Luft zischen zu lassen und sich selbst auf's unbarmherzigste zu züchtigen. Bald floß das Blut rinnweise von ihren nackten Schultern herab und das Volk, das in Masse zusammenströmte, um dieß außerordentliche Schauspiel zu sehen, wurde natürlich dadurch auf's tiefste gerührt; sie aber, die Jesuiten mit ihren Jünglingen, schrieen laut auf, indem sie bittend die Hände rangen: „Ihr Männer von Coimbra, vergebet uns um Christi willen das Vergerniß, welches euch unsere Gesellschaft gegeben hat.“ So ging der Zug weiter und weiter, bis er endlich die Kirche der Barmherzigkeit erreichte, und nun bestieg der Pater Godin die Kanzel und hielt eine Rede von solch außerordentlicher Bußfertigkeit, daß alle Zuhörer, und deren waren so viele, als die Kirche nur fassen konnte, auf die Kniee fielen und mit Thränen in den Augen kreischten: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“ Was war nun aber die Wirkung dieses merkwürdigen Schauspiels? Natürlich keine andere, als daß das Volk von Coimbra die Jesuiten wieder förmlich zu Gnaden annahm, denn wenn auch unter den Gebildeten und Aufgeklärten gar Manche

den ganzen Auftritt für nichts als ein Bühnenschaustück ansahen, so war doch der gemeine Haufen und insbesondere das Weibervolk anderer Meinung und hielt die Büsser für halbe Heilige.

Als König Johann III. im Jahre 1557 starb, hinterließ er eine Wittwe, die Königin Katharina, Schwester des Kaisers Karl's V., einen dreijährigen Enkel, Sebastian, Sohn des verstorbenen Infanten Johann, als Thronerben, und einen zweitgeborenen Sohn, den Cardinal Henri. Die Königin Katharina wurde Vormünderin des jungen Sebastian und zugleich Regentin von Portugal; sie regierte aber nicht selbst, sondern an ihrer Statt ihr Beichtvater Michael de Torres nebst dem Leon Henriquez, dem Beichtvater des Cardinals Henri, und diese zwei Patres gaben dem Thronerben ihren klugen Mitbruder Louis Gonsalva de Camara zum Hofmeister und Erzieher. Nun begannen die schlimmsten Tage Portugals, denn von jetzt an beherrschten die Jesuiten das Land so unumschränkt, als wären sie dessen wirkliche und rechtmäßige Inhaber. Allerdings wagte es die Königin Regentin einmal, sich aufzuraffen, und in ihrer Aufregung schrieb sie dem damaligen Jesuitengeneral Borgia einen langen Brief, worin sie sich insbesondere über den Pater Gonsalva und seine Erziehungsmethode bitter beklagte. „Er bringe seinem Zögling, dem künftigen Könige, wilde und wollüstige Sitten bei,“ sagte sie unter anderem in diesem Schreiben, „und lehre ihn, sie, seine Großmutter, zu verachten und zu mißhandeln. Ueberhaupt erziehe er ihn nicht, wie man einen künftigen Herrscher erziehen solle, sondern er gewöhne ihn daran, ein willenloses Werkzeug in seinen eigenen Händen zu sein, und erfülle seinen Kopf mit phantastischen Bildern, durch welche die Entwicklung seines Verstandes total gehemmt werde.“ Was war nun aber die Folge dieses Briefes? Etwa die Entfernung Gonsalva's? O nein, sondern umgekehrt, die Entfernung der Königin — Regentin. Die Jesuiten und ihre Kreaturen, worunter auch die Minister und sonstigen Hochgestellten gehörten, chikanirten nämlich von jetzt ab die arme Dame auf alle Weise, wie sie denn namentlich auch geltend machten, daß die Regierung eines Weibes sich für einen Staat, wie Portugal, gar nicht passe, und um kurz zu sein, sie brachten es so weit, daß derselben ihre Existenz förmlich entleidet wurde. Demgemäß begab sich die Königin, um endlich Ruhe zu bekommen,

im Jahre 1562, ihrer vormundschaftlichen Regierung und legte sie vor den versammelten Reichsständen in die Hände des Kardinalinfanten Don Henri nieder. Dieser aber, zufrieden damit, Regent zu heißen, ließ die frommen Patres nach Belieben schalten und walten, und wenn er auch hie und da den Anlauf nahm, als wollte er selbsthättg eingreifen, so brachte ihn doch schon der nächste Augenblick wieder vollständig unter die Botmäßigkeit seines Beichtvaters.

Noch höher, wenn dieß irgend möglich war, stieg die jesuitische Macht, als der junge Sebastian mit seinem vierzehnten Jahre, anno 1568, für volljährig erklärt wurde, denn man wird es begreiflich finden, daß ein von Jesuiten erzogener Jüngling nicht anders dachte und denken konnte, als die Herren Patres ihn denken gelehrt hatten. Tagtäglich hatte ihm Gonsalva de Camara gesagt, daß es die erste Pflicht eines christlichen Königs sei, sich seiner Gewalt zur Verbreitung der römisch-katholischen Religion zu bedienen, indem ihn Gott nur zu diesem Zwecke auf den Thron gesetzt habe, und da nun Sebastian von der Natur einen feurigen, heftigen, nach Ruhm dürstenden Charakter empfangen hatte, so war es leicht, in ihm die Idee zu begründen, daß er dazu berufen sei, für den Katholicismus etwas Außerordentliches und bis jetzt Niedagewesenes zu leisten. Ja, Gonsalva ruhte nicht, als bis sich die Frömmigkeit seines Zöglings zum Fanatismus und sein Heldensinn zur Abentheuerlichkeit eines Kreuzritters gesteigert hatte. Dabei aber verabsäumte er die Vorsicht, Jedermann von dem Könige entfernt zu halten, der auf andere Weise auf denselben einwirken könnte, keineswegs, und mit der Thronbesteigung Sebastians wurden alle wichtigeren Stellen am Hofe und in der Regierung nur allein mit jesuitischen Kreaturen besetzt. So erfuhr der junge Regent nichts davon, daß der Reichthum und die Macht des Staats, über den er herrschte, jedes Jahr in demselben Maßstabe abnahm, in welchem die Macht und der Reichthum der Societät Jesu zunahm; er erfuhr nichts davon, daß seit dem Eintritt der Jesuiten in Portugal aller Aufschwung, welchen die Nation in den Wissenschaften, wie im Handel und in der Betriebsamkeit gewonnen gehabt hatte, eine förmliche Bewegung nach Rückwärts machte und in einen Zustand der Stagnation überzugehen drohte; er erfuhr nichts davon, daß die Zahl der Mißvergnügten sich mit jedem Tage mehrte und daß sein noch vor Kurzem so hoch

gepriesenes Land im Begriffe war, seine Ehre und sein Ansehen vollständig einzubüßen; am allerwenigsten aber erfuhr er etwas davon, daß an all' diesem Elend nur die schlechte Wirthschaft der Jesuiten schuld sei, und er konnte dieß auch gar nicht erfahren, weil Jeder, der nur einen entfernten Versuch machte, den König aufzuklären, dieß schwer an Leib und Leben büßen mußte. Selbst nicht einmal das gaben sie zu, daß er sich in den Stand der Ehe begeben, obwohl das Interesse des Staats dieß durchaus gebot, weil mit ihm und seinem Ohm Henri der Mannstamm seines Hauses ausstarb; nein, dieß durfte nicht sein, denn eine junge schöne Königin hätte möglicherweise allzuviel Einfluß auf ihn bekommen und die Fesseln der Knechtschaft, in denen sie ihn hielten, wären dann gefallen *). Sieht man nun, mit welcher systematischen Consequenz die Jesuiten zu Werk gingen, um sich das Heft der Macht in Portugal ja nie aus den Händen winden zu lassen?

Endlich starb der allmächtige Beichtiger Sebastians, der Pater Louis Gonsalva de Camara, und nicht Wenige glaubten nun, es werde möglicherweise eine Systemsänderung in der Regierung geben; allein sie täuschten sich vollkommen. Im Anfang nämlich erfüllte den König die tiefste Trauer und er erwiederte auf alle Vorstellungen nur allein die Worte: „Was wollt ihr von mir? Ich habe nie einen anderen Vater, nie eine andere Mutter gehabt, als den Pater Gonsalva.“ Nach und nach aber stumpfte sich sein Schmerz durch den geistlichen Trost eines andern Jesuiten, des Paters Gaspard Mauricio, ab und bald hatte dieser neue Beichtvater den Kopf und die Sinne des Königs ebenso gefangen genommen, als es Gonsalva nur je im Stande gewesen war. Kurz nachher, im Jahre 1577, brach in dem Spanien gegenüber liegenden muhamedanischen

*) Die ganze R. Familie, der Geheimrath, die Großen des Reichs und alle Unterthanen drangen darauf, daß der König heirathen solle, um einen Thronerben zu bekommen, und insbesondere wurde die Prinzessin Margarethe von Frankreich, die Schwester Karls IX., in Vorschlag gebracht; allein die Jesuiten setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um die Sache zu hintertreiben, und es gelang ihnen dieß auch, obwohl nur mittelst der Waffen der lügenhaftesten Verläumdung. Ganz auf dieselbe Weise wußten sie auch eine Verbindung mit einer österreichischen Prinzessin zu vereiteln, denn sie wollten das Herz ihres Sklaven ungetheilt besitzen.

Kaiserthum Marocco ein Krieg zwischen Mulei-Moloch und seinem Neffen Mulei-Mehemed aus, indem beide auf die Krone Anspruch machten. Mulei-Mehemed unterlag und floh nach Lissabon, um den Schutz Don Sebastians zu ersuchen; diesen aber belehrte sofort sein neuer Beichtiger, daß darin eine Offenbarung des göttlichen Willens liege, dahin gehend, das Evangelium auf den afrikanischen Boden hinüberzutragen. „Von Afrika seien einstens — so sprach der Beichtiger zum Könige — die Mauren herübergekommen und hätten die ganze pyrenäische Halbinsel in ein muhamedanisches Kaiserthum verwandelt; jetzt habe die Stunde der Vergeltung geschlagen und Er, der Don Sebastian, sei der Glückliche, welchen der Herr des Himmels auserwählt habe, um die Mauren gänzlich vom Erdboden zu vertilgen.“ Diese Worte zündeten in dem feurigen Herzen des Königs und er beschloß alsobald den Krieg gegen Mulei-Moloch; die Jesuiten aber — nun sie jubelten in ihrem Innern, denn wenn der Monarch in ein fremdes Land ging, so konnten sie zu Hause desto ungehinderter wirthschaften, und überdies fand derselbe, so lange er sich mit der Idee dieses Kreuzzuges beschäftigte, keine Zeit, an die traurigen Zustände seines Reiches auch nur zu denken. Ganz gewiß also hatten sie einen guten Grund, den Monarchen in seinem einmal gefaßten Entschlusse zu bestärken, besonders auch, wenn sie ihre Gedanken weiter ausspinnend, sich der Sterblichkeit desselben erinnerten. Traf ihn auf diesem Feldzuge ein feindlicher Pfeil oder verlor er auf sonstige Weise sein Leben, so starb ja mit ihm der uralte portugiesische Königsstamm aus und dann hatte Philipp II. von Spanien, der große Begünstiger der Societät Jesu, Aussicht, Portugal zu erben, oder besser gesagt, zu annexiren; dadurch aber wurde dem Aufbau der spanischen Universalmonarchie, von welcher bald ein Mehreres die Rede sein wird, ein neuer mächtiger Eckstein zugesügt und der Orden näherte sich seinem riesigen Ziele, der Herrschaft über die ganze Welt, immer mehr! Doch sei dem, wie ihm wolle, Sebastian blieb in Folge der immerwährenden jesuitischen Anstachelungen dabei, dem Muhamedanismus in Nordafrika ein Ende zu machen und fing im Jahre 1578 an, zu diesem Behufe ein Heer zu sammeln. Es standen ihm große Schwierigkeiten entgegen, denn seine Finanzen waren — Dank deren Ausbeutung durch die Societät Jesu — total erschöpft und nur durch die drückendsten

Erpressungen, welche den Wohlstand seines Reiches vollends ganz vernichteten, konnte er die nöthigen Summen aufbringen. Dazu kam noch, daß die Höchstgestellten des Landes ihm die dringendsten Vorstellungen machten, von einem so tollen Unternehmen, das nothwendiger Weise unglücklich endigen müsse, abzustehen, so wie auch, daß der König von Spanien, den er inständig bat, den großen Ruhm dieser Unternehmung mit ihm zu theilen, ihn mit einer unbedingt abschläglichen Antwort beschied. Es half jedoch alles nichts, denn er hatte einmal seinen Kopf darauf gesetzt, ein siegreicher Glaubensheld zu werden, und so wurde denn bis zum Juni des oben genannten Jahres eine kleine Armee von fünfzehntausend Mann zusammengebracht. Ein gutes Drittheil derselben bestand aus angeworbenen Ausländern, worunter merkwürdigerweise auch mehrere tausend kezerische Deutsche waren, von den übrigen zwei Drittheilen aber, den Inländern, hatte man die meisten mit Gewalt zum Kriegsdienst pressen müssen und nur der Adel des Landes betheiligte sich freiwillig. Von einem wirklich kriegsgeübten oder gar begeisterten Heere konnte also keine Rede sein und aus diesem Umstande schon, abgesehen von der geringen Anzahl der Streiter, durfte man den kläglichen Ausgang der Expedition mit Zug und Recht prophezeien. Am 24. Juni 1478 schifften sich die Truppen auf tausend meist kleinen Fahrzeugen ein, allein der Abschied war kein freudiger, sondern fast Alle bestiegen unter tiefem Stillschweigen die Schiffe und die Augen der Zuschauer flossen von Thränen über. Die Landung geschah zu Arzilla und von da rückte das Heer bis gegen Alcazar vor, ohne daß es den geringsten Widerstand erfuhr. Inzwischen hatte Mulei-Moloch eine große Armee von hunderttausend Mann zusammengebracht und am 3. August standen sich die beiden Heere nur durch einen Fluß getrennt gegenüber. Der Feind war offenbar im Vortheil, denn er hatte alle Anhöhen besetzt, und überdem herrschte im Lager Sebastians Mangel an Lebensmitteln. Die erfahrensten Kriegsmänner riethen daher zu einem Rückzuge nach Arzilla, und selbst Mulei-Mehemed erklärte sich hiefür, indem allda im schlimmsten Falle die Flotte Rettung gewähren könnte. Der tollkühne Sebastian aber beschloß trotz allem dem den Angriff und es begann also am Morgen des 4. jene unglückselige Schlacht, durch deren schlimmen Ausgang Portugal an den Rand des Verderbens

gebracht wurde. Nach ganz kurzer Zeit nämlich sah sich das kleinere christliche Heer von den unermesslichen Schaaren der maurischen Reiterei umzingelt, und in Folge der schlechten Kriegszucht, die in ihm herrschte, lösten sich sofort alle Bande der Ordnung auf. Jeder focht so zu sagen auf eigene Faust, und fand, wenn auch Einzelne tapfer kämpften, im Gedränge einen unrühmlichen Tod. Am längsten hielt sich noch der rechte Flügel, bei welchem sich Don Sebastian selbst befand, und es geschahen hier wirklich Wunder der Kraft und des Muthes. Endlich errang sich aber auch hier der Feind die Oberhand und der Tod hielt eine reiche Ernte. Tollkühnheit führte den christlichen Monarchen mitten unter einen großen Trupp maurischer Kavallerie hinein, und von hundert Lanzenstichen zumal durchbohrt sank er da nieder. Wie er jedoch endete, das kann jetzt noch nicht angegeben werden, denn keiner der Seinigen war Zeuge seines Todes und man fand auch später seinen Leichnam auf dem Schlachtfelde nicht auf. Thatsache ist nur, daß er für immer und ewig verschwunden war, gestrichen aus dem Buche der Lebendigen, und eben so gewiß ist, daß mit ihm sein ganzes Heer auf dem Wahlplatze blieb, wenige Hunderte ausgenommen, die sich gefangen gaben. So wurde mit einem einzigen Schlage die Blüthe der portugiesischen Jugend, so wie insbesondere auch des portugiesischen Adels vernichtet und im ganzen Lande gab es fast keine einzige Familie, welche nicht in die tiefste Trauer versetzt worden wäre; der größte Kummer aber erwuchs daraus, daß die Krone Portugal nunmehr in fremde Hände kommen mußte und die Nation dadurch in Gefahr kam, ihrer Nationalität verlustig zu gehen.

Der einzige noch lebende Sprosse des alten Königshauses nämlich war der greise Cardinal Don Henri, von dem, selbst wenn ihm der Pabst Dispens zur Verheirathung gegeben hätte, keine Nachkommen mehr erwartet werden konnten, und so regten sich denn gleich nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Prätendenten. Als solche traten auf Donna Katharina von Braganza mit ihrem Gemahl Johann, dann Emanuel Philibert Herzog von Savoyen, drittens Rainuzius Prinz von Parma, viertens Katharina von Medicis, Königin von Frankreich, endlich Philipp II. König von Spanien, und alle Fünfe bewiesen durch ihren Stammbaum, daß sie mit dem bisherigen Königshause mehr oder

minder nahe verwandt seien. Nicht genug aber an dem, sondern es wandten sich auch Alle an den greisen Don Henri, indem Jeder darauf bestand, von ihm adoptirt und zum Kronnachfolger ernannt zu werden. Den nächsten Anspruch an den Thron hatte offenbar Donna Katharina von Braganza, denn sie stammte in gerader Linie ab von Alfons I., dem Stifter des Hauses Braganza, welcher den berühmten König Johann I. seinen Vater nannte und auch von diesem als Sohn, obwohl nicht als legitimer, anerkannt worden war. Ueberdem konnte man nicht den geringsten Zweifel darüber hegen, daß die portugiesische Nation, also nicht bloß das niedere Volk und der Landmann, sondern auch der Adel und die reguläre Geistlichkeit, nie und nimmer einen der auswärtigen Prätendenten zum künftigen Regenten haben wollte, vielmehr das Haus Braganza, welches rein dem Inlande angehörte, für allein berechtigt hielt, und Don Henri selbst neigte sich, wie man gar wohl sah, zu dieser Ansicht hin. Ganz anders aber dachten die Jesuiten. Sie nämlich hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß dem unaufhaltbaren Strom der Reformation oder wie sie sagten, der Keterei mit ihren verhaßten Reformen kein nachhaltigerer und unüberwindbarer Damm entgegengesetzt werden könne, als wenn der jetzt schon so mächtige Philipp II. von Spanien, der Urenkel des Habsburger's Philipp I., welcher mit Johanna von Castilien und Arragonien die spanische Monarchie erheirathet hatte, alleiniger Regent der gesammten Christenheit würde, oder mit andern Worten, wenn eine Universalmonarchie gegründet würde, deren Träger die Könige von Spanien und ihre Vetter, die Beherrscher der österrichischen Erblande, wären, und darum setzten sie alle Hebel ein, um diese Universalmonarchie ins Leben zu rufen. — Natürlich jedoch immer mit der kleinen Nebenbedingung: „daß diese Könige und Herrscher sich von ihnen leiten ließen und somit die Oberdirektion jener Weltmonarchie faktisch niemanden Anderem angehörte, als ihnen.“ Das war der Grundgedanke, der sie leitete, und von diesem Gedanken ausgehend mußten sie natürlich nur allein dahin wirken, daß Philipp II. der Nachfolger Don Henri's auf dem portugiesischen Thron würde, dieweil ja die Annexion Portugals schon wieder ein Schritt weiter zur Realisirung der spanischen Universalmonar-

chie war. Welches Glück aber nun, daß Don Henri ganz in den Händen seines Beichtvaters Leon Henriquez war, und welches Glück ferner, daß dieser Beichtvater zu den klügsten seines Ordens gehörte! Wurde doch der altersschwache Regent förmlich durch ihn überzeugt, daß er sich die Pforten des Himmels geradezu verschließe, wenn er einen andern, als den gut katholischen Philipp II. zum Erben der portugiesischen Krone erkläre! Ließ er sich doch sogar so weit hinreißen, daß er dem Johann von Braganza mit seiner Gemahlin Katharina und ihrem Vetter Don Anton von Braganza den Hof verbot, um ihnen damit in den Augen des Volks alle rechtliche Anwartschaft auf den Thron zu nehmen! Selbstverständlich übrigens war Leon Henriquez bei diesen verschiedenen Aktionen nicht der einzige Mitspielende, sondern er wurde dabei von seinen vielen Mitbrüdern aufs trefflichste unterstützt und zwar insbesondere durch den äußerst einflußreichen Pater Georg Serrao, den Provinzial des Ordens von Portugal, so wie durch die beiden Pateres Rodrigo Vasquez und Ludovico von Molina, zwei äußerst gewandte Jesuiten, welche Philipp II. ausdrücklich zu seiner Beihilfe von Madrid nach Lissabon sandte.

Am 31. Januar 1580 starb König Don Henri, als der letzte seines Hauses, nachdem er während seiner ganzen anderthalbjährigen Regierung die Societät Jesu ganz unbeschränkt hatte schalten und walten lassen, und nun fragte es sich, wer den Thron erben sollte; allein kaum war das Leben Henri's erloschen, so schickte Philipp II. den blutgierigen Herzog von Alba an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach Portugal, um mit den Waffen in der Hand die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu beweisen. Allerdings erhob nun der Adel mit fast der gesammten einheimischen Geistlichkeit seine Stimme für das Haus Braganza und das Volk schrie laut über gewalthätige Usurpation, alle Jesuiten verwünschend. Doch — was half's? Was half es selbst, daß man sich da und dort den spanischen Waffen ebenfalls bewaffnet entgegenstellte? Die einzige Folge war, daß die widerspenstigen Städte geplündert, daß das ganze Land der Brutalität und der Grausamkeit der spanischen Soldateska überliefert und daß mehr als zweitausend der einheimischen Priester und Klostergeistlichen niedergemetzelt wur-

den. *) Auf diese Art pacificirte man das Land und am 11. September 1580 hatte Philipp II. die Genugthuung, sich die Krone von Portugal aufsetzen zu können, ohne ferneren Widerstand mehr zu erfahren.

Achtzig Jahre lang stand nun Portugal unter der Herrschaft der spanischen Krone und wurde von dieser ganz und gar wie eine eroberte Provinz behandelt. In Folge dessen gerieth das Land mehr und mehr in Zerfall und man kann sich also wohl denken, welche Verzweiflung die Portugiesen über dieses ihr Elend ergriffen haben mag. Wenn nun aber auch die ganze Einwohnerschaft jenes früher so hoch stehenden Reiches durch das träge, unfähige Regierungssystem der Spanier, so wie noch mehr durch ihre Habsucht und Grausamkeit zu Grunde gerichtet wurde, so schwamm das Schiff der Jesuiten um so flotter daher und sowohl Philipp II. (1556—98), als Philipp III. (1598—1621) überhäufte sie mit Gunstbezeugungen. Ja man darf wohl sagen: sie fuhren unter diesen beiden Herrschern und deren Statthaltern fort, in Portugal so mächtig zu sein, als sie nur je unter den frühern portugiesischen Königen gewesen waren und als wie außergewöhnlich groß diese Macht angesehen werden muß, ersieht man am besten aus einem Memoriale des königlichen Generalprokurators, Don Seabra da Sylva, welcher später unter König Joseph I. die jesuitischen Akten zu prüfen hatte. Bei Gelegenheit eines Prozesses nämlich, der im Jahr 1617 bei dem Krongerichte in Lissabon anhängig gemacht worden

*) „Man konnte,“ schreibt der gutkatholische Ludwig von Menezes, „nicht einmal ungestraft über die neue Regierung reden, sondern wer dem Könige (Philipp II.), als er das Reich angriff, nicht behülflich war, mußte diesen Mangel an Dienstleistung mit dem Leben büßen und man schonte dabei nicht einmal der Geistlichkeit. Im Gegentheil, wer immer eines Verdachts beschuldigt ward, daß er die Tyrannei nicht begünstigt hatte, wurde heimlich und unversehens ergriffen und in das Meer versenkt. Darum fingen auch die Fischer lange Zeit anstatt Fischen die Leichen dieser Unglücklichen, und es war dieß gleichsam ein besonderes Verhängniß der Vorsehung, so ungeheure Schandthaten nicht in Dunkelheit zu lassen.“ Ganz dasselbe berichten auch der Franzose Mezeray und der Spanier Emanuel Rodriguez Leitao, so wie der durchaus wahrheitsgemäße Thuan, welcher letzterer noch hinzusetzt, daß Philipp später vom Papste Gregor XIII. dafür, daß er während der Besitznehmung von Portugal über 2000 Geistliche hinrichten ließ, ein Abolutionsbrevé verlangt und erhalten habe.

war und in welchem die Jesuiten als Beklagte erschienen, bemerkt der besagte Generalprokurator wörtlich folgendes über sie: „Es war nun so weit gekommen, daß man, ohne ins Meer geworfen, oder meuchelmörderisch hingerichtet, oder wohl gar als Feind des Königs und der Regierung bestraft zu werden, es nicht mehr wagen durfte, sich über die Jesuiten auch auf dem erlaubten Rechtsweg zu beschweren, und wenn es nur noch kurze Zeit so fortgegangen wäre, so würden sie sich die Alleinherrschaft über ganz Portugal angemaßt haben.“ Eine solche Sprache ist, dünkt mich, deutlich genug, und ich brauche also kein Wörtlein mehr hinzuzusetzen. Etwas anders gestaltete sich die Sache unter dem Könige Philipp IV. (1621—65), denn während der Regierung dieses eben so schwachen, als ausschweifenden Regenten sank die Macht Spaniens so tief herab, daß die Jesuiten sich es nur zu klar bewußt wurden, wie es unmöglich sei, mittelst dieses Herrschergeschlechts die projektirte Universalmonarchie zu gründen, und somit begann ihr bisher so großes Interesse an Spanien sich in etwas abzukühlen. Noch kühler wurden sie, als sie zu ihrem nicht geringen Aerger die Bemerkung machen mußten, „daß sich“ — es sind dieß die Worte eines Schriftstellers aus jener Zeit — „die Sonne der königlichen Gunst nicht selten für die guten Väter verfinstere, um ihre herrlichsten Strahlen auf den heiligen Dominikus und seine Kinder niederfallen zu lassen“, und da sie nicht gewohnt waren, auch nur die geringste Beleidigung oder Hintansetzung geduldig zu ertragen, so sannnen sie sofort auf Rache. Freilich nicht auf eine solche, wo man dem Feind mit offenem Visir entgegentritt, sondern auf eine heimliche und versteckte, deren Urheberchaft man öffentlich abläugnen konnte, denn es stand doch allzuviel auf dem Spiel, als daß sie dem Könige Philipp IV. geradezu und vor aller Welt hätten entgegentreten können. Worin bestand nun aber ihre geheime Rache? Einfach darin, daß sie in anonymen Schriften den Despotismus der Spanier aufs heftigste angriffen und zugleich im Beichtstuhl die Portugiesen versicherten, König Philipp habe kein Recht auf die portugiesische Krone, sondern diese gehöre dem Hause Braganza. Durch solche und ähnliche Machinationen gelang es ihnen nun zwei Absichten zumal zu erreichen, nämlich einmal die, daß sie, während sie am Hofe von Madrid laut versicherten, es geschehe

von ihrer Seite Alles, um in Portugal das Volk in der Unterwürfigkeit gegen Spanien zu erziehen, heimlich das unter der Asche brennende Feuer des Hasses der Portugiesen gegen Spanien zu immer helleren Flammen ansachten, und zum andern die, daß das portugiesische Volk ihnen den Verrath, welchen sie dereinstens zu Gunsten Philipps II. begangen, wenigstens zu verzeihen anfing.

Am 1. Dezember 1640 brach die von den portugiesischen Großen mit großer Klugheit entworfene und mit eben so großer Kraft durchgeführte Verschwörung aus, welche den Herzog Johann von Braganza, einen direkten Nachkommen der weiter oben viel genannten Donna Katharina von Braganza, als Johann IV. auf den portugiesischen Thron brachte *), und der Jesuitenpater Caspar Correa war der Erste, welcher den Herzog mit dem Titel eines Königs begrüßte. Johann IV. sollte damit daran erinnert werden, welcher großen Antheil die Jesuiten an dieser Revolution genommen hätten, und der schwache furchtsame Monarch erinnerte sich dessen auch nur zu gut, denn er schaffte sofort seinen bisherigen Beichtvater, den Weltgeistlichen Barthelemy de Quental, ab und ernannte zu diesem Posten den Jesuitenpater Anton de Vieira, welcher durch seine fanatischen Predigten einen großen Einfluß auf die Lissaboner ausübte. Sobald übrigens Vieira königlicher Beichtiger geworden war, ließ er das Predigen sein und machte sich dafür seinem Herrn als politischer Rathgeber unentbehrlich. Vor allem ließ er's sich angelegen sein, den Staatsminister Fraz Lucena, einen Feind seines Ordens, zu entfernen, und er machte sich sogar kein Gewissen daraus, diesen redlichen Mann durch die schwärzesten Verläumdungen dem Schaffot zu überliefern. Bald kam es dann so weit, daß ihm der Monarch alle Beschlüsse des Geheimenraths zur obersten Durchsicht anvertraute, und wenn somit Vieira auch nicht den Titel eines Premiers erhielt, so wurde doch das Ministerium faktisch seiner Kritik und seinem Machtpruch unterworfen. Schließlich wuchs das Vertrauen Johanns IV. so sehr, daß ihn derselbe mit gesandtschaftlichen Aufträgen an verschiedene Höfe Europas sandte, und der schlaue Jesuit

*) Das Nähere hierüber, so wie über den darauffolgenden Krieg mit Spanien möge gefälligst in irgend einer allgemeinen Weltgeschichte nachgelesen werden.

fungirte von dort an geradezu als königlicher Plenipotentiarus. Uebermals war also die Societät Jesu die thatsächliche Beherrscherin Portugals und, damit sie es bliebe, brachte sie es dahin, daß die Erziehung der königlichen Prinzen den beiden Patribus Cosmader und André Fernandez anvertraut wurde. Diese machten sich natürlich sofort mit allem Eifer an ihre Aufgabe, und wenn sie auch die zwei Jüngeren, den Don Alfons und Don Pedro als die Zweit- und Drittgeborenen ziemlich vernachlässigten, so gelang ihnen dagegen die Heranbildung des Kronprinzen Theodosius desto besser, das heißt, sie machten ihn zu einem Jesuitenfreunde vom reinsten Wasser. „Kein Sohn“ — so schreibt der Jesuit Franco in den Annalen, die er über seinen Orden herausgab — „kann seiner Mutter zärtlicher anhängen, als Don Theodosius seinem Erzieher Fernandez, und überhaupt hatte dieser Prinz eine solche Vorliebe für unsern Orden, daß ihm weiter nichts als der Rock fehlte, um einer der Unserigen zu sein.“ Freilich, in allen andern Dingen blieb der Kronprinz sehr unwissend, die Astrologie und die Mystik ausgenommen, und er würde daher einen ganz eigenthümlichen Regenten abgegeben haben, wenn er je auf den Thron gelangt wäre. Doch — was lag hieran? Die Hauptsache war, daß der Societät Jesu das Regiment über Portugal in den Händen blieb, auf das Wohl des Landes und der Unterthanen aber kam es, wie sich von selbst versteht, nicht an!

Mit dem Jahre 1656 segnete Johann IV. das Zeitliche und gleich darauf starb auch der Kronprinz Theodosius, so daß nun der vernachlässigte Alfons des Throns Erbe wurde. Ueber ihn, als einen Minderjährigen, übernahm die Königin Wittwe, Donna Luisa, eine geborene Guzman von Medina-Sidonia, die vormundschaftliche Regierung, und über diese Regentschaft konnten sich die Herren Jesuitenpatres wahrhaftig ebenfalls nicht beklagen. Die Weiberregimenter waren der Pfaffenherrschaft, wie die Geschichte zeigt, von jeher günstig und nun vollends das Regiment e'ner Donna Luisa! Sie hatte früher einen Kapuzinermönch zum Beichtvater, so wie aber Vieira — noch zu Lebzeiten ihres Gemahls — den Jesuitenpater Johann Kunnez an den Hof berief, da wollte sie von keinem andern Geistlichen mehr etwas hören, sondern vertraute ihm allein ihr Seelenheil an. Ach er war ja ein wahrer

Heiliger! Er zerfleischte sich ja im Angesichte aller Hofdamen den entblößten Rücken so grausam, daß das Blut in Strömen floß, und überdem wer konnte so inbrünstig mit ihr beten, als Er, der Nunnez? So wurde denn bald der neue Beichtiger allmächtig und es kam dann unter ihrer Regentschaft so weit, daß gar keine Beamtung im ganzen Lande mehr vergeben wurde, außer durch den Mittelweg der Jesuiten. Sie bildeten das Alpha und Omega, den Anfang und das Ende, und um Gnade zu erhalten, Ungnade zu vermeiden, huldigte ihnen Jeder ohne Maß. Ja wahrhaft sklavisch beugte man sich vor ihnen: „den Aposteln“, wie man sie nannte, im Staube, und der beste Beweis hiefür ist, daß, wie Nunnez — natürlich im Gerüche der Heiligkeit — starb, die ersten Edelleute des Königreichs den Leichnam auf ihren Schultern in die Todtengruft des Professhauses zu Lissabon trugen, wo er mit fürstlicher Pracht beigesetzt wurde.

War nun aber die vormundtschaftliche Regierung Donna Luissas eine durch und durch jesuitische, so drohte dem Orden dagegen ein herber Stoß, so bald der Thronerbe volljährig wurde und als Alfonso VI. den königlichen Thron bestieg. Dieser junge Prinz nämlich fühlte sich, so lange sein Bruder Theodosius lebte, sehr zurückgesetzt und warf daher einen gründlichen Haß auf die Jesuitenpatres. Auch steigerte sich dieser Haß noch, als durch den Pater Nunnez der Bigottismus und die Selbstpeinigung am Hofe eingeführt wurde, denn er glaubte Ursache zu haben, den heiligen Mann für einen großen Heuchler zu halten, und verheimlichte auch diese seine Gesinnung ganz und gar nicht. Ja er hatte sogar in seinem achtzehnten Jahre den Muth, statt eines Jesuiten einen Benediktinermönch zum Beichtvater zu nehmen und überdem sprach er sich ganz offen dahin aus, daß seine künftigen Minister ganz andern Schlags sein würden, als die bisherigen! In diesem Allem nun lag eine große Gefahr für die Gesellschaft Jesu und man kann sich also wohl denken, daß die Herren Jesuitenpatres der Zukunft keineswegs mit Gleichmuth entgegensehen. Zum Glück aber besaß Alfonso keineswegs die geistige Kraft und noch weniger die Willensenergie, welche zur Durchführung der von ihm in Aussicht gestellten Projekte nöthig gewesen wäre, und überdem — woher sollte er denn die zu seiner Unterstützung nöthigen aufgeklärten und freisinnigen

Männer nehmen, da es ja dorten unter den Gebildeten und Höhergestellten gar Niemanden gab, den nicht die Jesuiten erzogen gehabt hätten? Gewiß also brauchten diese guten Väter keine so große Angst zu haben und sie sagten sich dieß auch selbst; allein um allen Eventualitäten vorzubeugen, beschloßen sie, den Versuch des Fürsten, sich von der Gesellschaft Jesu zu emancipiren, schon im Keime zu ersticken und denselben gar nicht zur Regierung kommen zu lassen. Dem gemäß verbreiteten sie im ganzen Lande das Gerücht, seine Lebensweise sei eine solch zügellose, daß er sich an Leib und Seele ruinirt habe, und stellten, um ihn in den Augen des Volkes wie des Adels recht gründlich zu beschimpfen, überall in allen Kirchen des Landes öffentliche Andachten an, in denen für seine Besserung gebetet wurde. Später ließen sie ihn von ein paar bestochenen Aerzten für halbverrückt erklären und brachten die Regentin-Mutter dazu, daß sie den Sohn vor den versammelten Großen wie einen Geistesunfähigen behandelte. Kurz ihre Absicht ging dahin, die Portugiesen glauben zu machen, daß Alfons unfähig sei zu regieren und daher zu Gunsten des Don Pedro, seines Bruders, der ihnen gänzlich ergeben war, zurücktreten sollte; allein diese Absicht gelang ihnen nur halb und sie mußten, um ihr bisheriges Intriguenspiel nicht zu verrathen, am Ende mit süßer Miene zusehen, wie der von ihnen so gründlich verlästerte Prinz, nachdem er majorenn geworden war, nicht nur den Thron bestieg, sondern sich sogar (anno 1666) eine als aufgeklärt geltende Gemahlin nahm, nämlich die Fürstin Maria Franziska Isabella von Savoyen-Remours. Doch eben dieser letztere Aktus, der ihnen anfangs als besonders gefährlich erschien, schlug zu ihrem vollständigsten Glück aus und brachte sie unerwartet schnell an das längst angestrebte Ziel ihrer Wünsche. Die junge Königin nämlich war sehr sinnlicher Natur und fand in den Umarmungen ihres ziemlich unkräftigen Gemahls keineswegs die Befriedigung, welche sie sich versprochen hatte; umgekehrt aber glaubte sie sich versichert halten zu dürfen, daß der jüngere Bruder des Königs, Don Pedro, ein zwar geistig sehr wenig begabter, körperlich aber sehr reich ausgestatteter Jüngling, alle jene Capacitäten besitze, welche dem ersteren abgingen, und somit sehnte sie sich je mehr und mehr darnach, den letzteren zu besitzen. Natürlich blieben diese ihre Regungen ihrem Beichtvater Franz von Bille, den

sie aus der Heimath mitgebracht hatte, nicht lange verborgen, und dieser theilte sie seinem Freunde, dem Jesuitenpater Verjus mit, welcher als der Beichtiger des Herzogs von Estrées, des Begleiters der Fürstin, nach Lissabon gekommen war; diese beiden listigen Pater aber setzten sich sofort mit der Jesuitenparthei am Hofe in Verbindung und nun ward alsbald ein so schwarzer Plan, wie die Welt noch nicht leicht einen zweiten gesehen hat, zur Entfernung des Königs Alfons geschmiedet — ein Plan übrigens, der nur durchgeführt werden konnte, wenn Donna Maria, die Königin, und Don Pedro, ihr Schwager, bei der Vollziehung desselben mithalfen. Doch — sie halfen gerne, sogar sehr gerne mit, denn Donna Maria sollte ja durch denselben in das ersehnte schwägerliche Ehebett kommen, und Don Pedro erhielt eine Krone, um deren Besitz er schon ein Verbrechen wagen konnte.

Am 21. November 1667 ging die Komödie los. Am Morgen dieses Tages nämlich erklärte die Königin plötzlich, in einen Thränenstrom ausbrechend, vor ihrem ganzen Hofstaat, daß ihr Gemahl, der König, unfähig sei, ihr ehelich beizuwohnen, und daß sie sich daher, weil sie seine eckelhaften Liebkosungen nicht mehr ertragen könne, sofort in ein Nonnenkloster flüchten werde. Auch führte sie letzteres Vorhaben alsobald aus und gefolgt von ihren sämtlichen Damen verließ sie sofort den Palast, um sich zu den Franziskanerinnen zu begeben. Hier wiederholte sie unter heftigen Thränenausbrüchen ihre Mähr, und die schnellstens herbeigeholten Jesuiten beeilten sich mit einer Geschäftigkeit ohne Gleichen, das große Ereigniß des Tages in ganz Lissabon zu verbreiten. Natürlich gerieth die Stadt darüber in einen mächtigen Aufruhr und alle Welt sprang auf die Straßen oder zum Nachbar oder ins Wirthshaus, um die Skandalgeschichte zu besprechen. Die Meisten übrigens ergriffen die Parthei der Königin, denn die Jesuiten hatten, wie ich bereits erzählte, längst dafür gesorgt, daß man den König verachtete, und selbstverständlich fügten sie ihren früheren Lästereien nunmehr den Vorwurf der Unmannbarkeit als eine feststehende Thatsache bei. Vergebens befahl Alfons, als man ihm den für ihn so schimpflichen Hergang der Sache hinterbrachte, seiner Gemahlin, in den Palast zurückzukehren — sie weigerte sich dessen entschieden. Vergebens trug er bei seinem Staatsrath, den er sogleich versam-

melte, auf einen Augenschein an, um durch denselben zu beweisen, daß die Königin keine Jungfrau mehr sei — das Schamgefühl, erklärte sie, verbiete ihr dieses, wohl aber sei sie bereit, durch einen feierlichen Eidschwur zu bekräftigen, daß der König diese ganze Zeit über noch nicht im Stande gewesen sei, seine Pflicht als Gemahl an ihr zu erfüllen. Vergebens versuchte es endlich der zur Verzweiflung gebrachte Monarch, seinem Verlangen durch Anwendung von Gewalt Nachdruck zu geben — stürmend drangen einige Duzend Edelleute mit gezogenen Schwertern und von dem Gebrüll Tausender, die ihnen folgten, begleitet, ins königliche Schloß, schlossen den König in sein Cabinet ein und nöthigten ihn da, nachdem sie den Don Pedro im Triumph herbeigeführt, zwei Dokumente zu unterzeichnen, in deren einem er an Eidesstatt versicherte, die Königin, seine Gemahlin, sei noch Jungfrau, während er in dem andern „aus eigener Bewegung und in Kraft seiner königlichen unbeschränkten Macht der Regierung über seine Lande zu Gunsten seines Bruders Don Pedro entsagte.“ Was nun folgte, kann man sich denken. Don Pedro versammelte die Reichsstände, um ihnen in einer von dem Jesuitenpater Nuna da Cunha verfaßten Schrift die Beweggründe aus einander zu setzen, warum man gegen Alfons VI. nicht anders habe verfahren können, und die von dem Einfluß der Jesuiten total beherrschte Ständeversammlung dekretirte die Absetzung des unglücklichen Monarchen als eines Sinnlosen und Unmannes. Darauf bestieg Don Pedro als Pedro II. den Thron und theilte sofort mit seiner bisherigen Schwägerin, nachdem der Pabst Clemens IX. den nöthigen Dispens ertheilt und zu der neuen Heirath seinen Segen gegeben hatte, das blutschänderische Ehebett; den armen Alfons dagegen, der jetzt aus einem Gemahl ein Schwager geworden war, brachte man zuerst nach Terceira, dann nach Cintra ins Gefängniß und hier starb er endlich am 12. September 1683 in großem Elend.

Welche Vorrechte nun die Jesuiten unter einem Könige, der ihnen allein den Thron zu verdanken hatte, in Anspruch genommen und genossen haben werden, darüber wird wohl kein Mensch auf Erden im Zweifel sein; insbesondere aber concentrirte sich die Gewalt in dem Pater Emanuel Fernandez, welcher dem Pater Vieyra, dem früheren Beichtvater Pedro's, mit dessen Thronbesteigung, im

Amte folgte. Ihn machte sein hoher Gönner zum Geheimenrathe und später gar zum Vorsitzenden des Staatsraths, so daß alle Geschäfte, so wie alle Ernennungen durch seine Hand gingen. Ja sogar das Kriegsdepartement wurde ihm untergestellt, obwohl man meinen sollte, ein solches Feld schicke sich nicht für einen Gewissensrath und Prediger, allein es gehörte nun einmal in den Plan der Jesuiten, sich nach und nach aller höchsten Tribunale zu bemächtigen, um total unumschränkt und despotisch herrschen zu können. Kurz Pedro II. war, so lange Emanuel Fernandez lebte, nichts als ein blindes Werkzeug in seinen Händen, und wie der allmächtige Mann anno 1693 starb, so nahm der Pater Sebastian von Magellan seine Stelle mit allen ihren bisherigen Vorrechten ein. Natürlich aber war die Regierungslast allzugroß, als daß er sie hätte allein auf seine Schultern nehmen können, und somit theilte er redlich mit seinen Genossen. Insbesondere ragten hervor Nuna da Cunha, der Provinzial der Societät in Portugal, so wie Franz de Bille, der Beichtiger der Königin, und man nannte diese Drei, nämlich Fernandez, Cunha und Bille, nur das „Triumphirat“. Doch war es kein Triumphirat der Liebe, sondern eines des Schreckens und es machte sich allen denen furchtbar, welche nicht blindlings die Befehle befolgten, die aus dem Professhaus des Ordens in Lissabon hervorkamen.

Genug übrigens nun über die Machtstellung der Jesuiten in Portugal, über welche ich mich fast allzu weitläufig ausgelassen habe. Allein in keinem einzigen Reiche der Welt gelang es der Societät Jesu auch so vortrefflich, alle Stände ihrem Machtpruch zu unterwerfen, wie hier. An keinem Hofe verstanden sie es besser, den Charakter des Seelsorgers mit der Gewalt eines Staatsministers zu vereinigen. Nirgends sonst hatten sie die Erziehung des ganzen Volkes so sehr in Händen und nirgends sonst begünstigte ihren Despotismus die Schwäche der Regenten mehr, als gerade hier in Portugal, welches Jahrhunderte lang nichts war als eine slavisch gehorchende Provinz ihrer angestrebten Universalmonarchie.

III. Die Machtstellung der Jesuiten in Spanien.

Die ersten Jesuiten, welche gleich nach der Stiftung ihres Ordens, also noch unter der Regierung Kaiser Karls V. von ihrem General nach Spanien geschickt wurden, um dort den Orden einheimisch zu machen, waren der Pater Araoz, der sich Barcellona, und der Pater Villanova, der sich Saragossa zu seinem Gastspiel auserlas; das erste Jesuiten-Collegium aber, das in dem Vaterlande Loyola's entstand, wurde in Gandia gegründet und zwar durch den Herzog Franz von Borgia und Gandia, den nachmaligen dritten General des Ordens. Bald übrigens vermehrte sich die Anzahl sowohl der Mitglieder, als ihrer Collegien und sonstigen Niederlassungen sehr bedeutend, denn bei einer Nation, welche so sehr zum Aberglauben und zur Schwärmerei geneigt war, wie die spanische, konnten die frommen Patres ihr Ziel natürlich weit leichter erreichen, als bei einer nüchternen und klar denkenden. Mußte ja doch schon die Art und Weise, wie sie auftraten, den bigotten Spaniern imponiren, wie denn auch in der That das Volk sie für ganz außerordentliche Menschen, wenn nicht gar für Heilige ansah! Sie erschienen nämlich, wohin sie auch kamen, stets in ärmlichem, schmutzigem und zerrissenem Gewande; sie nahmen ihren Aufenthalt im Spital und bettelten sich ihren Unterhalt zusammen; sie begannen den Unterricht mit einigen Gutleuthauskindern und zum Predigen war ihnen jeder Eckstein gut genug; sie zerfleischten ihren Leib vor aller Welt mit Geißelstieben und trieben dieses Rasen gegen sich selbst meist so weit, daß man von Obrigkeitwegen einschritt, weil man befürchtete, sie könnten sich zu Tode peinigen; mit einem Worte, sie trieben den Fanatismus auf die Spitze, indem sie zugleich der Menschheit den Glauben heizubringen suchten, es sei dieses ihr ganzes Thun und Treiben nichts anderes als eine richtige und reelle Nachahmung der apostolischen Weise, das ist des Auftretens der Apostel und ihrer Jünger.

Trotz dem nun aber das Volk von Spanien, ich meine die große Masse und besonders die Weiber, förmlich für die Societät Jesu schwärmte, so wollte es derselben doch nicht gelingen, sich in diesem schönen Lande so schnell und stabil niederzulassen, wie dieß in Italien und besonders in Portugal der Fall gewesen war, und

es haben sich schon viele Leute hierüber gewaltig gewundert. Allein mit Unrecht, und zwar aus folgenden Gründen. Einmal nämlich ließ sich Kaiser Karl V., der damalige Regent von Spanien (1516 bis 1556), durchaus nicht dazu bewegen, einen Jesuiten zum Beichtvater zu nehmen, obwohl er der Gesellschaft sich sonst durchaus nicht feindselig erzeigte. Er wählte sich seine Gewissensräthe vielmehr meist aus dem Dominikaner- oder einem sonstigen längst accreditirten Orden, ohne Zweifel, weil der Einfluß seines ersten Beichtigers, des berühmten Ximenes Cisneros, der Großinquisitor, Cardinal, Erzbischof von Toledo und Staatsminister zumal war, bei ihm das ganze Leben hindurch nachwirkte, und als die berühmtesten von ihnen werden außer Ximenes genannt: Peter von Soto, ein großer Gelehrter, Garcias de Loaysa, Bischof von Osma, Carranza, späterer Erzbischof von Toledo, Johann von Regla, ein Hieronymit, Juan de Ortega, ein halber Heiliger, und Constantin Ponce de la Fuente, Domherr von Sevilla. Wenn nun aber Nicht-Jesuiten das Gewissen des großen Monarchen zu berathen hatten, wie wäre es dem Orden Jesu möglich gewesen, eine so große weltliche Macht in Spanien zu erlangen, wie in Portugal, wo seine Mitglieder das Herz der Könige nach Belieben lenken konnten?

Ein zweites, nicht minder großes Hinderniß für die schnelle Entwicklung und Ausbreitung des Ordens in Spanien lag in dem Widerstande, welchen ihm theils einzelne Theologen und Priester, theils insbesondere auch die gesammten übrigen Orden, den Dominikanerorden an der Spitze, leisteten. Letzterer Orden war, wie jedweden sattsam aus der Geschichte bekannt sein wird, seit vielen, vielen Decennien tonangebend in Spanien; er hatte das Herz des Volks bis lang durch den Beichtstuhl in Händen gehabt und vermittelst der Inquisition beherrschte er Groß und Gering, Arm und Reich, Weiblich und Männlich mit eiserner Strenge; ihm floßen seither die Reichthümer des Landes zu, und aus der Mitte seiner Mitglieder wurden die meisten bischöflichen und erzbischöflichen Stellen besetzt — wie konnte er es nun ruhig hinnehmen, daß auf einmal ein anderer Orden sich in seinen Sprengel eindrängte, daß Andere da zu erndten versuchten, wo er allein gesäet hatte und die Sichel zu schwingen gewohnt war? Darum bewog er auch allüberall,

wo sich die Jesuiten bleibend niederlassen wollten, besonders in Salamanca, Alcalá und Saragossa, die Bischöfe, ihnen das Recht, die Jugend zu unterrichten, streitig zu machen, sowie vor allem den Beichtstuhl zu verbieten, und es kam darüber in den genannten drei Städten zu den ärgerlichsten Auftritten. Auch zogen die Jesuiten, wenigstens im Anfang, überall den kürzeren, und es nahm, von den übrigen Mönchen aufgestachelt, nicht selten sogar das Volk Partei gegen sie, wie denn z. B. in Saragossa im Jahre 1555 ihr Collegium beinahe erstürmt worden wäre und sie nur durch die schnellste und heimlichste Flucht ihr Leben retten konnten. Noch mehr fast, als dieser auf äußere Gewalt gestützte Widerstand, schaden ihnen die einzelnen Theologen, welche ihnen mit den Waffen des Geistes und der Wissenschaft entgegentraten und unter diesen ist besonders zu nennen der berühmte Doktor der Gottesgelehrsamkeit Melchior Cano aus dem Orden der Dominikaner. Dieser eben so gebildete als scharf sehende Priester nämlich hatte auf einer Reise nach Rom den Ignaz von Loyola nebst seinen Schülern nicht gerade von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt, und als daher anno 1548 die ersten Jesuiten mit Pater Favre und dem Doktor Ortiz in Salamanca, wo er selbst als Universitätsprofessor wirkte, einrückten, wandte er ihnen sofort seine besondere Aufmerksamkeit zu. Da überzeugte er sich nun bald, daß dieselben keineswegs die „Narren und Thoren um Gotteswillen,“ welche sie spielten, seien, sondern daß vielmehr die zur Schau getragene Armut, Demuth und Selbstpeinigung als eine reine Verstellung, als ein bloßer Kunstgriff, um sich einzubürgern, betrachtet werden müsse, und darum schilderte er sie ungescheut sowohl auf der Kanzel, als im Lehrstuhle „als falsche Apostel, so wie als gefährliche Menschen, denen man weder den Beichtstuhl noch die Erziehung der Jugend anvertrauen dürfe.“ Auch hätte er es durch das hohe Ansehen, das er genoß, gewiß so weit gebracht, daß die Loyoliten aus Salamanca gänzlich vertrieben worden wären, wenn ihn nicht ein Befehl des Papstes Paul III., welcher bekanntlich der Gesellschaft Jesu alles zu Gefallen that, auf das Tridentinische Concil berufen haben würde. Hiedurch bekamen die Söhne Loyola's freie Hand und auch später konnte er ihnen wenig mehr schaden, da ihn der römische Stuhl nach Beendigung des Concils zum Bischof der Canarischen

Inseln ernannte. Wie ungemein richtig er übrigens schon damals die Gesellschaft Jesu beurtheilte, ersieht man aus einem Sendschreiben von ihm, das an den Pater Johann von Regla, den Beichtvater Karl's V., gerichtet und noch vorhanden ist, denn in diesem kommt wörtlich übersezt, nachfolgender merkwürdige Passus vor: „Wollte Gott, daß mir dasjenige nicht begegne, was der Cassandra, wie die Geschichte sagt, widersuhr, der man nicht eher glaubte, als nachdem Troja erobert und verbrannt war! Wenn die Jesuiten so fortfahren, wie sie angefangen, so möge Gott verhüten, daß nicht einmal eine Zeit komme, in welcher die Könige ihnen gerne widerstehen wollten, aber es nicht mehr in ihrer Gewalt sein wird, ihnen widerstehen zu können.“

Im Jahre 1555 dankte Karl V. als König von Spanien — ein Jahr später auch als Kaiser von Deutschland — ab und hinterließ seinem damals achtundzwanzig Jahre alten Sohne Philipp II. außer Amerika die Kronen von Spanien, Neapel, Mailand, Sardinien und den Niederlanden, zusammen also eine Macht, immerhin groß genug, um unbedingt das Uebergewicht in Europa zu behaupten, besonders auch weil das auf's engste verwandte und befreundete Haus Oesterreich in keinerlei Weise gewillt war, die spanischen Pläne zu durchkreuzen. Ueberdem standen dem jungen Könige die geübtesten Heere, die berühmtesten Feldherren zur Seite und das Geld der neuen Welt, die Spanien erobert hatte, floß damals noch in Hülle und Fülle. Fast noch mehr aber brachten die niederländischen Handelsflotten ein, und mit einem Worte, Philipp II. besaß Alles, was einem Herrscher nur immer Macht und Glanz verleihen konnte, er besaß Alles, was nöthig ist, um einen Monarchen zum Herrn der Welt zu machen. War nun dieser Regent ein weiser, schöpferischer und für das Wohl der Menschheit begeisterter Mann — wahrhaftig welch' Außerordentliches hätte er damit leisten können! Doch ein solcher Regent war Philipp II. nicht. Im Gegentheil — der Gedankenkreis, der ihn beherrschte, hatte gar enge Grenzen und beschränkte sich auf einen starren Bigottismus. Glaubenseinheit, Vertilgung der Ketzerei, Unterdrückung aller Volksrechte,

— so hießen die Zielpunkte, nach denen er strebte, und er suchte sie zu erringen durch den schroffsten, starrsten und grausamsten Despotismus, den je ein Gesalbter des Herrn ausgeübt hat. Nun aber, wenn dem so war, darf man sich noch darüber wundern, wenn die Jesuiten ihn, den Philipp II., ausersahen, um durch ihn die römisch-jesuitische Universalmonarchie zu gründen — wenn sie ihn und seinen Stamm, wie ich es im vorhergehenden Abschnitt näher geschildert habe, zum Oberdespoten von Europa machen wollten?

Nachdem einmal zwischen den Jesuiten unter ihrem General Jakob Lainez und dem Könige Philipp II. dieser Vertrag abgeschlossen worden war, ging es mit der Ausbreitung des Ordens Jesu in Spanien wahrhaft mit Riesenschritten, und es entstanden nach einander eine ganze Legion von Collegien, von denen viele, wie die zu Saragoza, Cordova, Sevilla, Cadix, Malaga, Granada, Murcia, Valencia, Maloria, St. Jago die Compostella, Leon, Cuenca, Belmont, Plasencia, Montillia, Trigueros, Toledo, Logronno, Ocanna, Omate, Salamanca, Talavera, Monterey, Burgoz, Medina del Campo und Madrid durch universitätlichen Glanz sich auszeichneten. Die höchste Stufe der Macht erlangte der Orden aber erst, als Franz von Borgia anno 1568 zum Nachfolger des Lainez berufen wurde, denn ihm, einem gebornen Granden von Spanien und früheren Vizekönig von Catalonien, schlug Philipp II. keine Bitte ab und dem Beispiele des Monarchen folgten natürlich die Großen des Reichs mit Devotion nach. Doch soll ich nun alle die Besitzungen, die den Orden in Spanien so allmächtig machten, einzeln aufzählen? Ich denke, es genügt, wenn ich eine allgemeine Uebersicht gebe und sage, wie es damit am Ende des 16. Jahrhunderts stand. Damals war Spanien jesuitischerseits in vier Provinzen abgetheilt, in die von Toledo, die von Aragon, die von Castilien und die von Sevilla, und jede derselben wetteiferte mit der andern sowohl in Beziehung auf die Anzahl der Etablissements, als in Beziehung auf die Anzahl der Ordensmitglieder. So zählte die Provinz Toledo zwei Professhäuser (Toledo und Madrid), zwei Novizhäuser (Madrid und Villarejo), zweiundzwanzig Collegien und Seminarien, vier Residenzen und nicht weniger als siebenhundert

Ordensmitglieder; so die Provinz Aragon ein Professhaus (Valencia), ein Novizhaus (Terragona), vierzehn Collegien und Seminarien, drei Residenzen und etwa fünfhundert Jesuiten; so die Provinz Castilien ein Profess- und Novizhaus (je zu Garcia), neunundzwanzig Collegien, zwei Residenzen und gegen sechshundert Jesuiten; so die Provinz Sevilla ein Professhaus (Sevilla), zwei Novizhäuser (Sevilla und Baega), siebenundzwanzig Collegien und Seminarien, zwei Residenzen und siebenhundert wirkliche Ordensmitglieder. Nicht minder großartig entwickelten sich die Jesuiten in den damals zu Spanien gehörenden Nebenländern, welche Philipp II. von seinem Vater geerbt hatte, und sie zählten nur allein in der Provinz Neapel ein Professhaus, zwei Noviziate, sechsundzwanzig Collegien, eine Residenz nebst wenigstens sechshundert Loyaliten. Im Mailändischen hatten sie zwei Professhäuser, drei Noviziate, sechzehn Collegien, sechs Residenzen und fünfhundert Ordensmitglieder. Noch zahlreicher waren ihre Besitztümer in Sicilien, und zwar bestanden sie aus zwei Professhäusern, zwei Noviziaten, zwei und zwanzig Collegien nebst sieben hundert Jesuiten; in Sardinien dagegen gab's nur sechs Collegien nebst zwei Professhäusern, einem Probekloster und etwa zwei hundert Ordensmitgliedern. Am fruchtbarsten erwies sich der belgisch-niederländische Acker, denn die Söhne Ignatii erwarben dort in kurzer Zeit zwei Professhäuser, drei Noviziate, fünf und zwanzig Collegien und sechs Residenzen mit etwa sieben hundert Jesuiten und würden unstreitig noch mehr erworben haben, wenn die leidige Rebellion der Generalstaaten von Holland nicht der Herrschaft Philipps II. in der Hälfte seines dortigen Territoriums ein Ende gemacht hätte. Doch sieht man nun nicht, schon aus dieser bloßen Uebersicht, wie ungeheuer die Macht der Societät Jesu unter Philipp II. in Spanien und seinen Nebenländern anschwoll?

Trotz allem dem aber darf man nicht glauben, daß die übrige Geistlichkeit Spaniens und besonders der Dominikanerorden sich der Uebermacht, welche die Jesuiten in so kurzer Zeit gewonnen, ruhig und ohne Gegenwehr gefügt hätten. Im Gegentheil wandten sich verschiedene Bischöfe und Universitätsprofessoren unmittelbar an König Philipp II., um ihn über das unheilvolle Gebahren des Ordens aufzuklären, und der berühmte Doktor der Theologie, Benito

Arias, genannt Montanus, widmete dem Monarchen schon anno 1571 eine Denkschrift, worin er ihm bewies, daß nothwendig das größte Unheil daraus entstehen müßte, wenn man den Jesuiten erlaube, sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen. Noch weiter gingen die Dominikaner, denn sie zogen nicht nur einzelne Mitglieder des Ordens Jesu vor das furchtbare Tribunal der Inquisition, dessen Gewalt ihnen anvertraut war, sondern sie drangen sogar anno 1590 mit allem Nachdruck in den damals regierenden Pabst Sixtus V., daß er die Statuten des Jesuitenordens einer näheren Prüfung unterwerfe und namentlich der grenzenlosen Herrschsucht desselben eine Grenze setze. In der That ging auch Sixtus auf die Beschwerden der Dominikaner ein und es hatte allen Anschein, als ob er die gefährliche Societät einer gründlichen Reform unterwerfen wolle. Vor allem befahl er, daß die Jesuiten sich künftig „Ignatier“ — nach ihrem Stifter Ignatius — zu nennen hätten, indem der Name „Jesuit“ allen Anhängern Jesu, also allen Christen zukäme. Weiter verlangte er von ihnen, daß sie sich künftig nicht mehr mit weltlichen Geschäften abgeben und namentlich von der höheren Politik absehen sollten. Schließlich meinte er, es wäre das beste, wenn die Söhne Loyola's sich bescheiden würden, Mönche zu werden, wie die Mitglieder der übrigen Orden, und das Lob des Herrn in der stillen Zurückgezogenheit von Klöstern zu singen. Das waren gräßliche Zumuthungen — Zumuthungen, welche so viel hießen, als „Vernichtung der Societät, so wie sie bisher bestand,“ und der General des Ordens, Claudio Aquaviva, ließ daher in allen Jesuitenkirchen Litaneien beten, in welchen Gott um Beistand gegen die Reformprojekte des Pabstes Sixt V., jenes „Greisen mit dem eisernen Kopf“, angefleht wurde. Auch halfen die Litaneien in der That, denn der Pabst starb bereits den 27. August des genannten Jahres, ohne daß er seine Reform hätte durchführen können, und es entstand deshalb das Sprüchwort: „Wenn der Orden Jesu eine Litanei betet, so wird der heilige Stuhl erledigt.“ Der Nachfolger Sixti aber, Gregor XIV., der unter Aquaviva's Einfluß gewählt wurde, annullirte sogleich alles, was sein Vorgänger gegen die Söhne Loyola's angeordnet hatte, und die Dominikaner konnten also für diesmal wenigstens mit ihren Klagen nicht durchdringen.

Derſelbe Kampf um die Oberherrſchaft, der ſchon unter Philipp II. begonnen hatte, ſetzte ſich unter ſeinem Nachfolger Philipp III. (1598—1621) und Philipp IV. (1621—1665) fort und das eine Mal waren es die Dominikaner, das andere Mal die Jeſuiten, welche über das Herz und den Scepter des Monarchen zu gebieten hatten. Nicht in Abrede ziehen läßt es ſich jedoch, daß die Söhne Loyola's unter dieſen beiden Regenten eher an Terrain verloren, als gewannen, und daß ſie ſogar zeitweiſe viele Mühe hatten, am Hof das Feld nicht ganz räumen zu müſſen. *) Ganz anders wurde dieß, als nach Philipps IV. Tod ſeine Wittwe Maria Anna von Deſterreich über ihren minderjährigen Sohn, den künftigen König Karl II. (1665—1700) die vormundſchaftliche Regierung übernahm, denn ſie war ſo ſehr in den Händen der Jeſuiten, daß ſie ſofort ihrem Beichtvater, Everard Nitard, den Titel eines Großinquiſitors übertrug, und überhaupt gar nichts that, ohne ihn vorher um Rath gefragt zu haben. Natürlich ſpieen

*) Inſbeſondere war dieß im Jahre 1636 der Fall. Damals nämlich verlangte Philipp IV., oder vielmehr ſein erſter Miniſter, der Graf Olivarez um den Krieg gegen Frankreich fortſetzen zu können, von der Geſamtgeiſtlichkeit Spaniens eine gewiſſe Geldbeſteuer und machte den Anfang damit bei den Jeſuiten. „Wir verpflichten uns,“ erwiderte der Provinzial, „allein eben ſo viel Geld anzuschaffen, als die übrigen Körperschaften zuſammen; darum beginne man mit dieſen und wende ſich zuletzt an uns.“ Dies geſchah und alle Orden, ſowie alle Weltgeiſtlichen thaten das ihre, oft über ihre Kräfte. Nun erneuerte Olivarez ſein Verlangen, den Provinzial an ſein Verſprechen erinnernd. Allein was erwiderte dieſer? „Die verſchiedenen Univerſitäten Spaniens,“ meinte er, „hätten ein Grundvermögen von mindedeſtens acht Millionen Dukaten und aus den Zinſen dieſes Vermögens beſtreite man die Beſoldungen der Profeſſoren. Nun aber erbiete ſich der Orden Jeſu, alle Lehrſtühle an den Univerſitäten gratis, alſo ohne irgend einen Beſoldungsanſpruch, zu übernehmen, und ſomit könne der König die acht Millionen Dukaten einziehen, ohne daß dem Staat Schaden erwachſe. Nicht minder viel Geld könne der König dadurch gewinnen, wenn er mit Genehmigung des Papſtes die ſämmtlichen Beſitzthümer der geiſtlichen Brüderrſchaften in Spanien und Indien einziehe, und auch dieß könne ohne Schaden geſchehen, denn ſie, die Jeſuiten, ſeien zahlreich genug, um alle Predigtſtühle ſo wie alle Beichtväterſtellen zu übernehmen.“ — Das war die Rückantwort der Jeſuiten, und auf was ſie es dabei abgeſehen hatten, liegt nur zu deutlich am Tage; allein dafür bekamen ſie auch die Geſamtgeiſtlichkeit neſt allen Univerſitäten Spaniens auf den Hals, und ſie hatten lange Zeit große Mühe, ſich ihrer zu erwehren.

Die Jeſuiten. I.

die Dominikaner Feuer und Flammen und zu ihnen hielt nicht nur die gesammte weltliche Geistlichkeit, sondern auch fast der gesammte Adel. Wie man aber vollends herausbrachte, daß Nitard ein geborner Deutscher, so wie daß dessen beide Eltern protestantische Ketzer gewesen seien, da stieg der Unwille noch viel höher und es fehlte nur eines Zünders, um eine Revolution auszubrechen zu machen. Nun stellte sich der Feldmarschall Don Juan d' Austria, ein unehlicher Sohn Philipps IV., den ihm die Schauspielerin Maria Calderma geboren hatte, an die Spitze der Mißvergnügten, und verlangte, gestützt auf die Armee, welche ihm unbedingt anhing, am 23. Februar 1669 kategorisch die Absetzung des Großinquisitors. „Wenn der Pater Nitard — erklärte er der Regentin — nicht binnen einer Stunde die Thore Madrids hinter sich habe, so werde er ihn zu denselben hinauswerfen,“ und sowohl Nitard als Maria Anna sahen ein, daß es ihm mit dieser Erklärung blutiger Ernst sei. Somit nahm Nitard sofort französischen Abschied und ging nach Rom, wo ihn die Regentin bei Clemens X. als ihren Gesandten accreditirte. An seine Stelle in Madrid aber trat der Pater Moya, einer der berühmtesten Jesuiten, die es je gab, und die Gegenparthei hatte also durch die Revolution nicht viel gewonnen.

Mit Karl II. starb die Linie der spanischen Habsburger aus und es kam nun nach einem zwölfjährigen Krieg ein Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, der zweite Sohn des Dauphin, unter dem Namen Philipps V. auf den Thron. Auf ihn bauten die Jesuiten die größten Hoffnungen, denn er war ja wie gesagt ein Enkel Ludwigs XIV., und in der That schlugen auch ihre Hoffnungen nicht fehl. Er brachte nämlich aus Frankreich den Pater Guillaume d'Aubenton, eines der verschlagensten Ordensmitglieder, als Beichtvater mit und dieser beherrschte sowohl ihn als die Königin Marie Gabriele von Savoyen, die „Freundin“ Madame de Orsini ebenfalls nicht zu vergessen, verschiedene Jahre lang so vollkommen, daß alle Gnaden nur von ihm ausgingen. Nach d'Aubentons Tod wurde der Pater Juan Marino zum Gewissensrath des Monarchen erhoben und derselbe verschlagene Jesuit, der von Ludwigs XIV. Beichtvater Le Tellier herangebildet worden war, berieth auch noch seinen schwachen und ge-

müthsranken Nachfolger, Ferdinand VI. (1746—1759). Mit einem Worte also: unter den spanischen Bourbons stieg die Macht der Jesuiten höher, denn je, und nur ganz wenige Spanier — so schreibt Morente in seiner Geschichte der spanischen Inquisition wörtlich — hatten den Muth, ihrer Parthei entgegenzutreten, die weil man, wenn man dieß that, auf jedes öffentliche Amt und jede geistliche Würde unbedingt verzichten mußte.

IV. Die Machtstellung der Jesuiten in Frankreich.

Weit schwerer als in den drei genannten Ländern Italien, Portugal und Spanien wurde es den Jesuiten, sich in Frankreich bleibende Niederlassungen zu gründen, obschon sie auch hier nichts unversucht ließen, was ihnen anderswo Geltung verschaffte. Schon Loyola gab sich alle Mühe, die Franzosen mit seinem neu gegründeten Orden zu beglücken, und sandte gleich im Anfang seines Generalates sechzehn seiner Schüler, meist Spanier, nach Paris, unter dem Vorwand, daß sie auf der dortigen Universität ihre theologischen Studien vollenden sollten, in Wahrheit aber, damit sie das dortige Terrain sondirten und dem Jesuitismus Freunde gewannen. Sie hatten aber entweder sehr wenig Geschick oder sehr viel Unglück, denn kein Mensch nahm Notiz von ihnen und Loyola mußte ihnen sogar das zum Lebensunterhalt nöthige Geld von Rom aus senden. Eine andere Wendung schien ihre Sache zu nehmen, als die berühmten Pätres Lainez und Salmeron anno 1546 auf dem Concil zu Trident den Bischof von Clermont, Guillaume Du-Prat, kennen lernten und so sehr für ihren Orden zu interessieren wußten, daß ihnen dieser außerordentlich reiche Prälat (er war der Sohn des früheren Kanzlers von Frankreich) ein ihm eigenthümliches Haus nebst anstoßender Kapelle in der Straße St. Jacques zu Paris schenkte. Nun hatten sie doch einmal ein Besitzthum, von welchem aus sie weiter operiren konnten, und selbstverständlich zog sofort eine Anzahl von Pätres daselbst ein, um die Operationen alsbald zu beginnen. Allein was half sie ihr Herum-

laufen in den Spitälern und ihr fanatisches Predigen an den Straßenecken? Was half sie das Selbstauspeitschen und ihr ganzer sonstiger Apparat? Die Pariser waren weder Spanier noch Italiener und somit lachte man ihnen ins Gesicht, wo sie sich nur blicken ließen. Ueberdem bekamen sie alsbald mit der Geistlichkeit Händel, und diese versäumte nicht, ihnen öffentlich den Titel von Heuchlern zu geben. Ja ein Doktor der Sorbonne, das ist ein Professor an der theologischen Fakultät zu Paris,*) gab sogar ein Flugblatt gegen sie heraus, in welchem er der Regierung bewies, daß es das Beste wäre, wenn man sie sofort als Bettler und Vagabunden mit Schimpf und Schande aus dem Lande jagte.

Das war ein schlimmer Anfang und eine grobe Abfertigung dazu, doch es sollte bald besser kommen. Im Jahr 1549 nämlich machte der Cardinal Karl von Lothringen, einer der einflußreichsten Männer des damaligen Frankreichs und dem eben so mächtigen als reichen Hause der Guisen angehörig eine Reise an den päpstlichen Hof zu Rom, und hier wußte Ignaz von Loyola seinen Leidenschaften so sehr zu schmeicheln, daß derselbe versprach, bei seiner Zurückkunft nach Frankreich die Societät in seinen besondern Schutz zu nehmen. Das that er denn auch redlich und ehrlich, natürlich aber nicht aus purem Freundschaftsgefühl gegen den heiligen Ignatius, sondern vielmehr aus rein eigennütigen Beweggründen, weil er sich von den Jesuiten eine kräftige Unterstützung zur Durchsetzung seiner Pläne gegen das verhaßte hugenottische Ketzertum versprach und auch versprechen durfte. Genug übrigens — er verwandte sich aufs eifrigste bei König Heinrich II. von Frankreich für den Orden, und letzterer erhielt in Folge dessen durch einen Patentbrief vom Januar 1550 die königliche Ermächtigung, in seinem Hause zu Paris ein Collegium zu errichten, welches dieselben Rechte

*) Ums Jahr 1250 stiftete Robert, gebürtig von Sorbonne in der Champagne, der Kanzler Ludwigs des Heiligen, in Paris ein „Collegium pauperum magistrorum studentium in theologica Facultate“, d. i. eine Bildungsanstalt für arme, junge Weltgeistliche, und diese Anstalt nannte man nach ihrem Stifter „die Sorbonne“. Weil aber das Lehramt daselbst von den Professoren der theologischen Fakultät an der Pariser Universität versehen wurde, ging der besagte Name endlich auf die theologische Fakultät selbst über, und man hieß diese seit dem vierzehnten Jahrhundert nie mehr anders, als „die Sorbonne“.

haben sollte, wie die sonstigen Jesuitencollegien im übrigen Europa. Nun jubelten die frommen Väter, allein sie jubelten zu frühe, denn es fehlte noch etwas, nemlich die Einwilligung des Parlamentes, das ist des obersten Gerichtshofs von Paris.*) Der König von Frankreich war nemlich keineswegs ein so unumschränkter Monarch, wie sein Colleague von Spanien oder von Portugal, sondern es galt seit Jahrhunderten als ein unantastbarer Brauch, daß die königlichen Ordonnanzen, Erlasse und Edicte nur dann Gesetzeskraft hätten und von der französischen Nation befolgt werden müßten, wenn dieselben vom Parlament, als dem obersten richterlichen Tribunal, in sein Protokoll eingetragen oder, wie man sich ausdrückte, „einregistriert“ seien, und somit vertrat das besagte Tribunal so zu sagen die Stelle einer Ständekammer. Wohlverstanden übrigens einer Ständekammer nur für „Altfrankreich“, das ist für den Theil des französischen Reichs, der von Alters her zum Kronegebiet der französischen Könige gehörte. Die übrigen, allerdings weit kleineren Theile des Reichs, welche erst später entweder durch Einziehung der Lehen oder durch Eroberung gewonnen wurden, hatten wieder ihre eigenen Obertribunale oder Parlamente**), und es mußte also ein königliches Decret, wenn es für ganz Frankreich gültig sein sollte, von allen Parlamenten registriert

*) „Parlament“ kommt her von „parler, sprechen“ und bedeutete ursprünglich eine zu öffentlicher Berathung dieses oder jenes Actes zusammenberufene Versammlung. Später, im 12. Jahrhundert, legte man dem französischen aus dem höchsten Adel bestehenden Reichsrath diesen Namen bei, und noch später dem von diesem Reichsrath ernannten Ausschusse, welcher die Prozesse der Pairs verhandelte. Aus diesem Ausschusse aber wurde nach und nach eine stehende Gerichtscommission, eine Art von Obertribunal, in das nur geprüfte Rechtsverständige gewählt werden durften, und um die Unabhängigkeit dieses Gerichtes zu sanktioniren, setzte man anno 1468 fest, daß ein Mitglied desselben seine Stelle nur durch richterliches Urtheil verlieren könnte. Somit war das Parlament von Paris, wie es im 16. Jahrhundert bestand, ein sehr gewichtiges Tribunal, aber ein rein richterliches, und hatte mit dem, was wir jetzt unter Parlament verstehen, keine Aehnlichkeit.

**) Solche Parlamente bestanden seit 1302 zu Toulouse, seit 1451 zu Grenoble, seit 1462 zu Bordeaux, seit 1476 zu Dijon, seit 1499 zu Rouen, seit 1501 zu Aix, seit 1553 zu Rennes, seit 1620 zu Pau, seit 1633 zu Metz, seit 1656 zu Douai und seit 1775 zu Nancy.

sein. Doch stellten sich die Provinzialparlamente nur selten mit dem von Paris in Widerspruch, weil dieses eines besondern Ansehens genoß, und wenn es je geschah, so traten die sämtlichen Gerichtshöfe in eine Corporation zusammen, auf der dann die Mehrheit der Stimmen entschied.

Selbstverständlich übermachte König Heinrich II. seinen den Jesuiten ertheilten Patentbrief sogleich dem Parlamente von Paris und verlangte dessen Einregistrierung; allein der hohe Gerichtshof ließ den Fall von seinen Prokuratoren Bruéart, Marillac und Segnier prüfen, und diese erklärten frischweg, Frankreich bedürfe keines neuen Ordens, insbesondere keines solchen, der von Rom mit Exemptionen so curioser Art begünstigt sei, wie die Societät Jesu. „Die Herren Supplicanten, d. i. die Jesuiten, möchten also nur immerhin zu den Mauren und Muhammedanern reisen, um diese zu bekehren; in Frankreich könne man sie nicht gebrauchen.“ Diese abschlägige Antwort nahm der stolze Cardinal von Lothringen als eine Beleidigung auf, und er drang also von neuem in den König, seinen Patentbrief beim Parlamente durchzusetzen. Auch gelang es ihm richtig, den Regenten zu einer stärkeren Willensmeinung aufzustacheln, und Heinrich II. befahl sofort dem Gerichtshof, den Brief augenblicklich zu registriren. Da zeigte nun aber letzterer seine Unabhängigkeit von der königlichen Willkür und übergab, statt dem Befehle zu gehorchen, die sämtlichen Acten, also die Supplik der Jesuiten, den Patentbrief Heinrichs II. und die verschiedenen päpstlichen Bullen, welche die Societät Jesu betrafen, sowohl dem Erzbischofe von Paris, als auch der Sorbonne, um sie des Näheren zu prüfen und zu begutachten. Eustach du Bellay — so hieß der Erzbischof — nahm sich Zeit, und eben so that, trotz allem Drängen des Königs, die theologische Facultät der Pariser Universität, welche damals von keiner andern in der Welt an Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Talent übertroffen wurde. Endlich nach zwei Jahren wurden sie fertig und merkwürdiger Weise stimmte ihr beiderseitiges Urtheil so ziemlich überein, obwohl allerdings das des Erzbischofs viel gemäßiger ausfiel, als das der Sorbonne. Ersterer erklärte nehmlich, daß die den Jesuiten von den Päbsten ertheilten Privilegien nicht nur dem gemeinen Rechte, sondern insbesondere auch der Würde und dem Ansehen der Bischöfe und Universitäten zuwider

feien, und gab schließlich seine Meinung dahin ab: „es sei rathfamer, den Supplicanten an der türkischen Grenze Häuser zu bauen, von wo aus sie die Heiden bekehren könnten, als ihnen in mitten der Christenheit Niederlassungen zu gestatten.“ Die Sorbonne aber sagte — und notabene dieses Urtheil wurde in der Schlußsitzung vom 1. Dezember 1554 einstimmig gefaßt — wörtlich so: „Diese Gesellschaft, welche sich, ohne irgend ein Recht dazu zu haben, den Namen Jesu anmaßt, welche ohne Unterschied strafbare, ehrlose und infame Leute aufnimmt, deren Mitglieder in keinem Stücke, weder in Gebräuchen, noch im Gottesdienste, noch in der Lebensweise und Kleidung, wie doch Mönche sonst thun, sich von den Weltpriestern unterscheiden — diese Gesellschaft, welcher im Predigt- und Lehramte sowie in Beziehung auf die Austheilung der Sacramente im geraden Widerspruch mit den Rechten der Bischöfe und Ordinariate, im Widerspruch mit der ganzen bisherigen hierarchischen Ordnung und zum größten Nachtheil sowohl der übrigen Orden, als der Fürsten und weltlichen Herren, so wie auch zur Beeinträchtigung der Universitätsfreiheiten und zur großen Beschwerde des Volks so viele und verschiedene Privilegien, Indulgenzen und Freiheiten von Seiten des päpstlichen Stuhles ertheilt worden sind — diese Gesellschaft schändet den ganzen übrigen Mönchsstand, entkräftet die mühsame und fromme Übung der Tugend in der einsamen Zelle, veranlaßt die Mitglieder anderer Orden, ihr Gelübde zu entheiligen, entzieht die Gläubigen dem Gehorsam und der Unterwerfung, welche sie ihren rechtmäßigen Seelsorgern schuldig sind, beraubt geistliche wie weltliche Obrigkeiten ihrer Rechte und verursacht in beiden Ständen Unruhen, so wie bei dem Volke viele Beschwerden, Streitigkeiten, Spaltungen und eine Menge von andern Unordnungen. Ja, wenn man mit einem Worte alles zusammennehmen will, so scheint diese Gesellschaft zur Gefährdung des Glaubens, zur Störung des Kirchenfriedens, zur Untergrabung der Mönchs- zucht und überhaupt mehr zum Niederreißen als zum Aufbauen bestimmt zu sein.“

Also lautete das hochberühmte Urtheil der theologischen Facultät zu Paris und in Folge dessen weigerte sich das Parlament unbedingt, dem Patentbrief des Königs Folge zu geben. Gustach du

Bellay aber, der Erzbischof von Paris, ging noch weiter und verbot den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu von der Stunde an jedwede priesterliche Berrichtung in seinem ganzen Sprengel. Nun waren die guten Patres schlimmer daran, als je, denn die Gewalt des Königs konnte sie gegen den bischöflichen Befehl nicht schützen, und somit erwartete alle Welt, dieselben werden nun Paris und Frankreich für immer den Rücken kehren. Dieß thaten sie aber keineswegs, sondern sie wußten vielmehr eine Hinterthüre zu finden. Ihr Haus nehmlich in der Straße St. Jaques zu Paris schlossen sie allerdings zu, nur einige Wenige aus ihrer Mitte zu seiner Verwaltung zurücklassend; sie selbst aber zogen in corpore, wie man zu sagen pflegt, nach dem nahen St. Germain des Pres, einer großartigen von dem Bischof zu Paris unabhängigen Abtei, wo man sie mit Freuden aufnahm und ihnen eine eigene Kapelle anwies, um darin den Gottesdienst zu halten und andere priesterliche Berrichtungen vorzunehmen. Zu gleicher Zeit ließ sich auch ihr alter Freund, der oben erwähnte Wilhelm Du-Prat, Bischof von Clermont, zu einer weitem Gefälligkeit herbei, und schenkte ihnen neben vierzigtausend Thalern baar Geld ein großes Besizthum in dem Städtchen Billon, damit sie daraus ein Collegium machten. Somit blieben sie in Frankreich und hatten jetzt sogar ein Besizthum daselbst; allein eingestehen mußten sie sich doch, daß diese Errungenschaft gegenüber von den Errungenschaften in den andern romanischen Ländern eigentlich gleich Null sei. Ueberdieß fand nicht das öffentlich ausgesprochene Urtheil der Sorbonne einen Widerhall im ganzen gebildeten Europa und war der ihnen hieraus erwachsende Schaden nicht ein viel größerer, als man für den Augenblick nur berechnen konnte?

Doch — „kommt Zeit, kommt Rath“ ist ein altes Sprüchwort, und an dieses hielten sich die Jesuiten. Wie bekannt, verbreitete sich in jener Zeit der Protestantismus oder eigentlich Calvinismus in Frankreich mit reißender Schnelligkeit und wenn es noch lange so fortging, so mußten die Hugenotten — so nannte man in Frankreich die Anhänger der Reformation — nothwendig die Uebermacht gewinnen. Solches der katholischen Kirche drohende Mißgeschick wußten die frommen Väter aufs trefflichste für sich auszubenten, indem sie allerorten, besonders am Hofe, unter der Hand

durch ihre Agenten austreuten, daß zur Bekämpfung der verhassten Ketzerei Niemand geschickter wäre, als die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, und mit dem ausnehmendsten Erfolge that dieß vor allem der Pater Pontius Gogordan, der in weltlicher Kleidung überall herumreiste. Viele Franzosen fingen daher an, den Orden mit freundlicheren Blicken zu betrachten, und nach und nach schwand wenigstens bei den Gutpäpstlichgesinnten der schlimme Eindruck, den das Decret der Sorbonne gemacht hatte. Nun trat mit anno 1559 ein neuer günstiger Umstand für sie ein, denn in selbigem Jahre kam nach dem Tode Heinrichs II. dessen erstgeborener, an Maria Stuart verheiratheter Sohn Franz II. an die Regierung, und nun wurden die Oheim der Königin, die Lothringenschen Prinzen von Guise, allmächtig am Hofe*); sie aber, den Cardinal v. Lothringen an der Spitze, bewogen den schwachen König zu Ausfertigung von neuen Patentbriefen für die Jesuiten und drangen, darauf gestützt, mit aller Macht in das Parlament, nun endlich einmal die Registrirung der königlichen Befehle vorzunehmen. Doch merkwürdig — der Gerichtshof blieb halbstarrig, trotzdem er sehr gut katholisch gesinnt war, und diese seine Gesinnung durch viele damals über die hugenottischen Ketzer verhängten Bluturtheile hinlänglich bestätigte. Er mußte aber auch halbstarrig bleiben, wenn es ihm darum zu thun war, die Freiheiten der gallikanischen Kirche und die Unabhängigkeit der Landesregierung in allen weltlichen Dingen zu retten, denn die Söhne Loyolas setzten die Pabstmacht über die Kirchenversammlungen sowie über die Fürsten, Könige und Kaiser, und ihr einziges Dichten und Trachten ging, wie wir wissen, nach einer römisch-jesuitischen Universaldespotie. Franz II. erlangte also die gesetzliche Zulassung der Jesuiten eben so wenig, als Heinrich II., und nicht anders schien es, als er anno 1560 schnell starb, unter seinem Nachfolger Carl IX., über welchen die Mutter,

*) Das Haus Guise, ein Nebenweig des Hauses Lothringen, wurde anno 1527 durch Claude, einen jüngern Sohne des Herzogs René von Lothringen, gestiftet, indem er die Herrschaft Guise erheirathete. Claude hinterließ sechs Söhne, worunter die berühmtesten Franz von Guise und Charles, Erzbischof von Rheims und Cardinal (gewöhnlich nur Cardinal von Lothringen genannt), sowie fünf Töchter, deren älteste, Maria, den König Jacob II. von Schottland heirathete und der unglücklichen Maria Stuart das Leben gab.

Katharina von Medicis, die Vormundschaft führte, werden zu wollen. Zwar allerdings zeigte auch sie sich von Anfang an ungemein für die frommen Väter eingenommen, und einzelne Schriftsteller behaupten sogar, daß sie insgeheim den Pater Guillaume Petit zu ihrem Beichtvater erkoren gehabt habe. Allerdings ging auch sie in zwei scharfen Schreiben dem Parlamente zu Leib, und forderte von demselben, daß es doch endlich seinen Starrsinn gegen die Väter Jesu aufgeben solle. Allerdings scheute sie sich nicht, öffentlich zu erklären: „man müsse sich beeilen, die Jesuiten in dem Königreiche aufzunehmen, denn sonst könnten dieselben, über so viele Zögerungen und einen so hartnäckigen Widerstand in eine böse Laune versetzt, am Ende vielleicht gar bewogen werden, Frankreich zum großen Nachtheile der Religion und des gemeinen Wesens aus freien Stücken wieder zu verlassen.“ Allein das Parlament blieb hartnäckig auf seiner Weigerung, und das einzige, wozu es endlich gebracht werden konnte, war die Erklärung, daß die Kirchenversammlung, welche die Königin-Regentin im Begriffe sei, nach Poissy zusammenzurufen, über die Aufnahme oder Nichtaufnahme der Societät Jesu entscheiden solle.

Besagte Kirchenversammlung, oder besser gesagt, besagtes Religionsgespräch zwischen Hugenotten und Katholiken war in der That damals eine beschlossene Thatsache und man wollte damit, wie man sich zum Voraus denken kann, den Versuch machen, ob sich nicht zwischen den beiden Religionspartheien, in welche sich Frankreich spaltete, eine friedliche Einigung herstellen ließe, denn so viel ließ sich jetzt schon voraussagen, daß es ohne eine solche Einigung nothwendig zum Bürgerkriege kommen müsse. Pabst Pius IV. versuchte es auf alle Weise, die Versammlung zu hintertreiben, denn der Stuhl zu Rom war ein geschworener Feind aller solcher Vermittlungsversuche, durch welche in Folge der geschickten Angriffe der Protestanten sein und der römischen Kirche Ansehen immer Noth litt; allein umsonst. Die katholischen Prälaten, sechs Cardinäle, vierzig Bischöfe nebst sechsundzwanzig Doctoren der Theologie folgten der Einladung der Regentin und stellten sich zu Anfang des Jahres 1561 in Poissy, wo das Gespräch stattfinden sollte, ein. Zu gleicher Zeit erschienen auch dreizehn hugenottische Geistliche, den berühmten Theodor Beza nebst dem

scharfsinnigen Petrus Martyr an der Spitze, und an einer Menge von vornehmen weltlichen Herren, welche dem Convent beiwohnen wollten, fehlte es ohnehin nicht. Sofort begann unter dem Vorsitz des Cardinals von Tournon die Disputation, und die katholischen Prälaten, der Cardinal von Lothringen allen voran, gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Hugenottischen Prediger zu ihrer Ansicht zu bekehren. Doch — der Pabst hatte Recht gehabt; das heißt, es kam gerade umgekehrt, und die beiden gefeierten Führer der Hugenotten, Beza und Martyr gewannen täglich neuen Anhang durch ihre Gedankenschärfe und ihre hinreißende Beredsamkeit. Wenn also dem Ansehen des römischen Katholicismus und besonders des Pabstthums nicht eine tiefe unheilbare Wunde geschlagen werden sollte, so mußte schleunigst Abhilfe getroffen werden, und darum sandte Pius IV. sofort einen eigenen Legaten, den Fürsten Hyppolyt von Este, Cardinal von Ferrara, nach Poissy ab, um für den römischen Stuhl und seine Rechte einzutreten; als Begleiter aber gab er dem Legaten den Pater Lainez, den damaligen General der Jesuiten, mit, denn diesen, als den besten Dialectiker unter den damals Lebenden, hielt er allein für befähigt, die gründlichen Hiebe der hugenottischen Fechter mit meisterhaften Schlangenwendungen der Rede zu pariren. In der That rechtfertigte auch der General die hohe Meinung, welche der Pabst von ihm hatte, vollkommen, und seiner großen Wortschärfe allein verdankte es die katholische Parthei, daß sie nicht nur nicht unterlag, sondern daß sie vielmehr, als das Collegium im Herbst wegen seiner Nutzlosigkeit — es gab kein Theil auch nur um ein Jota nach — abgebrochen wurde, mit eben demselben Rechte, wie die Hugenotten, sich den Sieg zuschreiben konnte. Lainez war also unter den Katholiken zu Poissy der gefeierte Held des Tages und selbstverständlich hatte ein so hoch gepriesener Mann auch Ansprüche auf Dankbarkeit zu machen. Darum, wie er nun durch die Patres Brouet und Pontius bei dem Convente zu Poissy die sorgfältig ausgearbeitete Eingabe der Societät Jesu um gesetzliche Zulassung derselben in Frankreich einreichte, unterstützten dieses Gesuch nicht bloß die gut römisch-gesinnten Prälaten, wie der Cardinal von Lothringen und seine Freunde, sondern

es stimmte vielmehr die ganze Versammlung — natürlich ohne die Protestanten, die bereits ihrer Wege gegangen waren — bei und das betreffende Decret wurde sofort am 15. Septbr. 1561 ausgefertigt. Doch — eigenthümlich — die Zulassung geschah nicht „unbedingt“, so wie in Spanien, Portugal und Italien; vielmehr machten die Herren Prälaten allerlei Clauseln und Reservationen, um die Freiheiten der gallikanischen Kirche zu wahren, und überdem wurden die zu Gunsten der Jesuiten erlassenen päpstlichen Bullen der schärfsten Beschnüpfung unterworfen. „Vor allem müssen die Söhne Loyolas“ — so lauteten die Ausnahmsbedingungen — „den Namen Jesuiten oder Gesellschaft Jesu ablegen, denn sie sind dazu nicht mehr berechtigt, als jedes andere Christenkind auch. Ferner haben sie darauf zu verzichten, sich einen religiösen Orden zu nennen, wie die Benedictiner, die Augustiner, die Dominikaner u. s. w., sondern sie haben bloß die Rechte einer Societät oder Gesellschaft, deren Statuten sich nach den bestehenden Gesetzen richten müssen. Weiter versprechen sie, sich unter die Gerichtsbarkeit der Diöcesanbischöfe zu stellen, und letzteren kommt es zu, jedes strafbare Mitglied der Societät mit den üblichen Censuren zu belegen. Ueberhaupt sollen sie weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen je etwas zum Nachtheil der Bischöfe, Stifter, Pfarrer, Universitäten oder geistlichen Orden unternehmen, und die päpstlichen Bullen, welche sie hievon eximiren, haben keine Geltung. Schließlich erklären sie sich damit einverstanden, daß die gegenwärtige Ausnahmsbewilligung sogleich außer Kraft tritt, sobald sie irgend einmal die ihnen gestellten Bedingungen übertreten, oder sich vom päpstlichen Stuhle andere Privilegien verschaffen, die mit dem oben Gesagten im Widerspruch stehen, und so und nicht anders darf dieser heute mit ihnen abgeschlossene Vertrag verstanden werden.“ Das waren die Bedingungen, welche der Convent von Poissy an die Zulassung der Jesuiten in Frankreich knüpfte, und man sieht hieraus, mit welchem großem Mißtrauen selbst die ultrakatholisch gesinnten französischen Prälaten den Orden betrachteten; allein man hätte den frommen Vätern der Societät Jesu selbst noch schwerere Auflagen machen dürfen, sie wären sie doch eingegangen. Es handelte sich ja für jetzt nur darum, festen Fuß in Frankreich zu fassen und sich daselbst mächtig zu machen; hatte man aber einmal

diese Absicht erreicht, ei, was war dann leichter, als die Bedingungen zu brechen und sich an den eingegangenen Vertrag nicht mehr zu kehren? „Wozu hat man denn Meineide, wenn man sie nicht schwört?“ sagte jener Jude.

Die Wichtigkeit dieser Schlußfolgerung trat schon in der aller-nächsten Zeit zu Tage. Kaum nehmlich hatten die frommen Patres das Decret ihrer gesetzlichen Zulassung in der Tasche, so rissen sie ihr Haus in der Jacobsstraße zu Paris ein, um ein neues prächtiges, palastartiges Collegium dafür zu errichten, und kaum stand dieß herrliche Gebäude, so setzten sie an die Fronte desselben mit Frakturbuchstaben die Inschrift: „Collegium der Gesellschaft vom Namen Jesu.“ Ja so thaten sie, obwohl sie vor erst zwei Jahren auf diesen Namen für Frankreich feierlich hatten Verzicht leisten müssen; doch — das war noch bei weitem nicht alles. Vielmehr beeilten sie sich nun in allen gut katholischen Städten des Landes, wie z. B. in Avignon, Rhodes, Morioc, Bordeaux, Lyon, Rouen, Marseille, Clermont, de la Fleche, Rennes, Moulins, und wie sie alle heißen, ebenfalls Collegien zu errichten, und für alle diese Unterrichtsanstalten verlangten sie dieselben Rechte und Privilegien, welche die Universitäten besaßen. Sie wollten, um deutlicher zu sprechen, so gut befähigt sein, Magistres der Philosophie und Doctores der Theologie zu creiren, als die Sorbonne zu Paris, und da man bei ihnen „gratis“ studierte, so hofften sie so viele Studiosen zu bekommen, daß sie bald ganz Frankreich mit Priestern „ihres Zuschnitts“ und „ihrer religiösen Denkungsweise“ versorgen könnten. Gegen solche Annäherung erhob sich aber die Universität von Paris mit aller Kraft und mit ihr machten der Erzbischof von Paris, die Prevots und Bürgermeister der Stadt, der Cardinal von Chatillon als Curator der Sorbonne, die sämmtlichen Mönchsorden und alle Weltgeistlichen gemeinschaftliche Sache. Trotzdem beharrten die Jesuiten, vom Hofe und besonders von den Guisen begünstigt, auf ihrer Forderung, und da sie dieselbe vor das Parlament brachten, so entstand nun ein Proceß, der über zwei Jahrhunderte lang dauerte, ohne je endgiltig entschieden zu werden — ein Proceß zugleich, durch welchen, weil ihnen die Advokaten der Universität die bittersten Vorwürfe ungeschminkt ins Gesicht sagten, das Ansehen der Societät

mehr und mehr untergraben wurde. Doch was lag den Streitern Jesu hieran? Sie erlangten ja durch den Proceß den Vortheil, daß ihnen die Königin-Regentin, von den Guisen gebrängt, die Erlaubniß gab, einstweilen bis zum gesetzlichen Austrag der Sache ihre Schulen zu eröffnen und mit dem Unterrichte zu beginnen, und eines solch ungeheuern Vortheils wegen, konnte man sich schon mehr oder weniger schmähen lassen.

Nunmehr stand der schnellen Ausbreitung des Ordens Jesu in Frankreich nur noch ein Haupthinderniß im Wege, nemlich das, daß fast die Hälfte der Franzosen dem Protestantismus anhing, und selbstverständlich wandten also die frommen Väter all ihren Einfluß an, um die Katholiken Frankreichs in den Kampf mit dem Ketzerthume zu jagen, denn nur wenn letzteres ganz aufhörte, konnten die Jesuiten allmächtig werden. Damit will ich übrigens keineswegs gesagt haben, daß die Ursache der bürgerlichen Kriege, die nunmehr in Frankreich ihren Anfang nahmen, rein bloß in den Machinationen der Societät Jesu zu suchen sei, dieweil eine solche Behauptung nicht auf Wahrheit gegründet wäre; das aber will ich sagen, daß jene Kriege nimmermehr so langwierig geworden und nimmermehr mit solcher Grausamkeit geführt worden wären, wenn keine Jesuiten in Frankreich existirt hätten. Betheiligten sich doch die frommen Väter sogar am Kampfe selbst, wie z. B. bei der Belagerung von Poitiers, wo der nachher zum Märtyrer erklärte Bruder Felio Sanguini die vom Pabste gesandten Hilfstruppen befehligte, und in der Schlacht bei Jarnac, in welcher der Pater Augnier die Ehre hatte, dem Herzog von Anjou Kürasß und Stiefel anzuziehen! War doch in der gräßlichen Bartholomäusnacht ihr Collegium zu Paris eines der hauptsächlichsten Bollwerke für jene Mörderschaaren, welche auf die armen Hugenotten losgelassen wurden, während in einem andern ihrer Pariser Besitzthümer, in ihrem Profeßhaus nemlich, der Anführer der Blutnachtstruppen, Heinrich, Herzog von Guise, unmittelbar nach dem Mordversuch auf den Admiral Coligny, also mehrere Tage zuvor, einen sichern Zufluchtsort gefunden hatte! Doch so viel auch die Jesuiten sich Mühe gaben, in dem großen Kampf zwischen Katholiken und Hugenotten nie einen Stillstand eintreten zu lassen und denselben bis zum Vernichtungskampf zu steigern, so wollte ihnen letzteres

doch nicht gelingen, so lange Karl IX. und seine Mutter Katharina regierten. Ihre weltliche Herrschaft lag dem Könige wie der Regentin viel zu sehr am Herzen, als daß sie im Ernste daran gedacht hätten, den halben Theil ihrer Unterthanen dem Glauben zu opfern, und so wurde zwar vier- oder fünfmal der Krieg mit den Hugenotten begonnen, aber jedesmal nach kurzem Kriege wieder Frieden geschlossen, ohne dem Kezenthum viel Terrain abgewonnen zu haben. Anders schien dieß unter Heinrich III. (1574—89), dem Bruder und Nachfolger Karl IX. werden zu wollen, denn dieser durch Wollust total entnerzte Fürst hatte sich schon als Kronprinz dazu bewegen lassen, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu mit Namen Edmund Nuger zum Beichtvater anzunehmen, und welchen Einfluß ein Gewissensrath auszuüben im Stande war, das zeigte ja die Geschichte von Portugal nur zu augenfällig. Aber leider hatte sich der schwache Heinrich längst daran gewöhnt, seiner ehrgeizigen und herrschsüchtigen Mutter in Allem zu gehorchen, und von dieser Gewohnheit ging er auch als Regent nicht ab. So kam nun allerdings durch die Bemühungen der Guisen und der mit ihnen so eng befreundeten Jesuiten zu einem neuen Hugenottenkrieg, und zwar zu einem furchtbar blutigem und verheerenden; doch als die Protestanten, an deren Spitze Heinrich von Navarra nebst dem großen Condé kämpfte, im Verlauf der Jahre 1575 und 1576 einen Platz nach dem andern eroberten, schloß der Hof am 8. Mai des letzten Jahres vom neuen Frieden mit ihnen, und verwilligte ihnen neben einer Menge von Sicherheitsplätzen uneingeschränkte Religionsfreiheit. Man bedenke — Religionsfreiheit! Religionsfreiheit den Kezern von einem katholischen Könige und in einem Lande, das sich die Societät Jesu zum Schauplatz ihrer Herrschaft auserlesen hatte! Dieß durfte in keinem Fall geduldet werden; allein, wenn es nun auch gelang, den König vom neuen in einen Hugenottenkrieg zu heben, war damit nachhaltig geholfen? Die Vorgänge hatten ja bewiesen, daß das Haus Valois — so hieß der jetzige Königsstamm — nie und nimmer sich herbeiließ, einen Vernichtungskampf mit den Hugenotten zu beginnen, und somit durfte man mit Gewißheit darauf zählen, daß auch ein neuer Krieg wieder mit einem Frieden endigen würde. Ueberdem — wie mußte es erst dann kommen, wenn Heinrich III., wie zu befürchten stand, ohne männ-

liche Erben starb, und der nächste Unverwandte, Heinrich von Navarra, auf den Thron kam? Wahrhaftig gegen solche Gefahren gab es nur eine einzige gründliche Abhülfe, nemlich die, wenn man die Idee der Universalmonarchie durchführte und dem spanischen Philipp II. wie die Krone von Portugal so auch die von Frankreich aufs Haupt setzte. Brachte mans so weit, dann durfte man sicher sein, daß das Schwert katholischerseits nicht mehr in die Scheide kam, bis alle Ketzer innerhalb der französischen Grenzen vertilgt waren, und darum thaten auch sofort die Jesuiten den Schwur, diesen Plan um jeden Preis durchzuführen. Doch hüteten sie sich, um das Nationalgefühl der Franzosen nicht zu verletzen, gar wohl, ganz offen und ungescheut mit ihren Absichten hervorzutreten, sondern sie gaben dem Kindelein vielmehr einen andern Namen, nemlich den der heiligen Ligue aller Katholiken gegen das hugenottische Ketzerthum.

Zu Hauptern dieser Ligue hatten die Jesuiten den Pabst, den König von Spanien und die Guisen ausersehen, und es gelang ihnen leicht, dieselben für die Sache zu gewinnen. Den Pabst — weil ihm alles daran gelegen sein mußte, das Ketzerthum vertilgt zu sehen; den König von Spanien — weil ihm die Krone eines mächtigen Reichs in Aussicht stand; die Guisen — weil sie hoffen durften, unter dem im fernen Madrid residirenden Philipp II. die ganze Herrschergewalt in Frankreich ausüben zu können. Aber damit war noch bei weitem nicht alles geschehen, sondern man mußte auch das katholische Volk, den katholischen Adel, die kleinen katholischen Fürsten, für den Plan gewinnen, wenn derselbe Hoffnung auf gründlichen Erfolg haben wollte, und es schien daher über menschliche Kräfte zu gehen, ein solches Resultat zu erzielen. Allein die Jesuiten unternahmen es und setzten es auch wirklich durch. Vom Jahre 1576 an nemlich — in dem besagten Jahre war die Ligue oder der Vertrag zur Entthronung der rechtmäßigen französischen Königsfamilie vom Pabst, vom König von Spanien und von den Guisen abgeschlossen worden — durchzogen sie ganz Frankreich als Emissäre und stifteten überall unter dem Volke „Associationen zur Vertheidigung der Religion“; was aber der Grundgedanke dieser Associationen war, ersieht man daraus, daß Jeder, welcher der Bruderschaft beitrug, sich eidlich verpflichten mußte, den König von

Navarra, den rechtlichen Nachfolger Heinrichs III. zu keinen Zeiten für den Thronfolger zu erkennen. Ueberdem wurde in den Versammlungen der Verbrüdereten — und diese hatten in den Städten, in denen die Jesuiten Collegien oder Professhäuser besaßen, stets bei den frommen Vätern, sonst aber in abgesonderten Lokalen statt — vor allem der Grundsatz gepredigt, daß ein guter Katholik die Religion schänden würde, wenn er je den Absichten des spanischen Hauses oder des päpstlichen Stuhles entgegenträte, und es waren also jene Associationen nichts anderes, als Verschwörungen gegen das regierende Königshaus und dessen Erben, das Haus Bourbon. Eine nicht minder große Thätigkeit entwickelten die Jesuiten gegenüber dem hohen katholischen Adel Frankreichs, sowie in Gewinnung der kleineren katholischen Höfe, und überall hatten sie ihre Emiffäre, welche sich gleich den geschicktesten Diplomaten zu benehmen wußten. So wird besonders gerühmt, der Pater Heinrich Sammier, ein Mann, dem kein Wagestück zu gefährlich war, und der mit einer ganz eigenthümlichen Geschicklichkeit alle Rollen der Gesellschaft zu spielen verstand. Bald erschien er als Soldat, bald als Priester, bald als einfacher Vergnügungsreisender, und mit Karten, Würfeln und Weibern war er mindestens eben so vertraut, als mit seinem Breviere. Dabei aber verlor er seine Mission: „Mitglieder für die Ligue zu gewinnen“, nie aus den Augen und operirte in Deutschland, Spanien, Italien und Frankreich, zwischen welchen Ländern er stets hin- und herreiste, mit solchem Geschicke, daß man ihn nur „den Director der Ligue“ nannte. Eine nicht minder bedeutende Rolle spielte der Pater Claudius Matthieu, welcher unter Heinrichs III. Regierung die Correspondenz der Guisen mit dem heiligen Vater besorgte, und sich daher beständig auf dem Weg von Paris nach Rom und von Rom nach Paris befand. Ihn nannte man daher gewöhnlich nur „den Courier der Ligue“ und seinem Eifer gelang es, den Papst dazu zu bewegen, daß er anno 1585 die berühmte Excommunicationsbulle gegen König Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé schleuderte. Ein weiterer berühmter liguistischer Emiffär war der Pater Odon Pigenat, ein Mann von fast stürmischer Beredsamkeit, weswegen er auch „der Trompeter der Ligue“ hieß, und überdem sind noch zu nennen die Patres Commolet, Mandoza, Aquillon und Feria,

welche alle der Ligue sehr wichtige Dienste leisteten. Kurz die Jesuiten waren die Seele der liguistischen Verschwörung und durch sie allein wuchs sie zu jener Bedeutung und Stärke an, durch welche sie in der französischen Geschichte bekannt ist. Ja es hätte wenig gefehlt, so wären sie siegreich durchgedrungen und dann — dann hätten die Mitglieder der Societät Jesu ganz Frankreich so gut zu ihren Füßen gesehen, als Spanien, Portugal und Italien. Darum jubelten sie auch damals in ihrem Innern hoch auf und streckten schon die Hände aus, die großartige Beute zu fassen, als eine einzige übereilte That ihnen alle bisher errungenen Vortheile wieder aus der Hand riß und ihnen das ganze französische Reich fast für ewige Zeiten verschlossen hätte. Doch gehört die Erzählung dieses Factums nicht hieher, sondern in das sechste Buch meines Werkes und auf letzteres verweise ich daher den Leser.

V. Die Machtstellung der Jesuiten in Deutschland und den angrenzenden Ländern.

In den vorhergehenden vier Abschnitten habe ich gezeigt, welcher unglaublich großen Einfluß die Societät Jesu bei den romanisch redenden Nationalitäten zu gewinnen wußte, und es hat sich aus obiger Darstellung ergeben, daß dieses Resultat eben wegen des romanischen Charakters der Italiener, Spanier u. s. w. meist sehr leicht und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zu erzielen war; als eine weit halzbrecherischere Aufgabe aber mochte es den Söhnen Loyolas erscheinen, sich im Lande der Germanen oder, wie man sich damals ausdrückte, „im heiligen römischen Reich deutscher Nation“ festzusetzen und dasselbe ihrem Scepter zu unterwerfen. Doch — was hatten sie gewonnen, wenn sie nicht auch das damals bei weitem größte und mächtigste Reich Europas gewannen? Was nützte ihnen ihre Machtstellung in Italien, Portugal, Spanien und selbst Frankreich, wenn derjenige große Staat ihnen nicht tribut-

pflichtig wurde, von dem aus das Kezer- und Lutherthum wie ein reißender Lavaström sich über die benachbarten Länder und Völker ergoß?

Schrecklich — wohlverstanden schrecklich für die Anhänger Roms und der katholischen Priesterobherrschaft — sah es, wie ich schon im ersten Buche dieses Werkes gezeigt habe, damals, das ist zur Zeit der Gründung der Societät Jesu und unmittelbar nachher, in Deutschland aus, denn die meisten seiner Provinzen waren ganz und vollständig vom Papiasmus abgefallen, und in den andern, wo der Katholizismus noch forteristirte, konnte man auf einen einzigen Römling immer ganz sicher zwanzig oder dreißig Kezerische rechnen. Die Klöster standen verlassen, weil die Mönche und Nonnen zum allgemeinen Spott geworden waren, und da man von der katholischen Weltgeistlichkeit kaum besser dachte, so wurde es den evangelischen Predigern ungemein leicht, die bei weitem große Mehrzahl der sämtlichen Kirchen in Besitz zu nehmen. Ueberdem minderte sich die Schaar der dem alten Kirchenglauben Treugebliebenen mit jedem Jahre mehr, und es ließ sich fast mit Gewißheit voraussagen, daß, wenn nicht dem Abfallstieber ein gewaltiges Hinderniß in den Weg gelegt werde, in wenigen Decennien ganz Deutschland dem päpstlichen Stuhle unwiderbringlich verloren gehen müsse. Darin lag aber noch nicht einmal die größte Trostlosigkeit, sondern diese mußte vielmehr in dem Verhältnisse der Duldsamkeit, wenn nicht gar der Freundschaft und Liebe, das sich zwischen Protestanten und Katholiken zu bilden angefangen hatte, gesucht werden. Nach der ersten Aufregung nehmlich, welche durch die Lehre Luthers hervorgerufen worden war, und besonders nach Abschluß des Augsburger Religionsfriedens fingen die Wellen des Glaubenshasses an, sich zu verlaufen, und weil „das Hezen und Schüren“ aufhörte, so hörte auch die schroffe Spaltung zwischen Katholicismus und Protestantismus auf. Beide Theile lernten sich ertragen und wohnten durcheinander, nebeneinander, untereinander, ohne sich zu schimpfen oder auch nur anzuseinden. „Ein Theil hat sich“ — so berichtet im Jahre 1564 der am Kaiserhofe accreditirte venezianische Gesandte an den Senat seiner Vaterstadt — „so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den Orten mit gemischter Bevölkerung wenig darauf geachtet wird, ob man katholisch oder protestantisch ist. Aber nicht allein

Ortschaften, auch die Familien sind auf solche Weise gemischt, und es gibt Häuser, wo die Kinder dieser, die Eltern der andern, wo Brüder einer verschiedenen Confession angehören. Ja, Katholiken und Protestanten verheiratheten sich unter einander und Niemand achtet darauf oder stößt sich daran.“ Solchartig waren die Verhältnisse in ganz Deutschland, und daß selbst die den Leuten und Bischöfen unterworfenen Herrschaften, die sogenannten „Krummstabgebiete“, hievon keine Ausnahme machten, ersieht man am besten daraus, daß noch im Jahre 1580, also in einer Zeit, wo der Segen der Duldsamkeit bereits zu schwinden begonnen hatte, der glaubenseifrige Wilhelm V. von Baiern den Bischöfen, deren Kirchsprengel sich bis in sein Herzogthum erstreckte, in einem Rundschreiben den Vorwurf machte, „sie ließen in den ihrer unmittelbaren fürstlichen Hoheit untergebenen Territorien gemischte Ehen ohne Anstand einsegnen.“ Und an diesem Act der Duldsamkeit war es noch nicht einmal genug! Nein — sondern viele der katholischen Priesterfürsten Deutschlands gingen noch weiter und stellten an ihren Hofhaltungen gar vollends Männer protestantischen Glaubens als Räte, Richter, Bögte oder sonstige Beamte ein, ohne daß irgend Jemand dieß anstößig gefunden hätte*). Ja sie ließen sich selbst durch die darüber erhaltenen Vorwürfe und Rügen, des apostolischen Stuhls nicht irre machen, wie dieß das Beispiel des Bischofs Johann Georg von Bamberg ganz klärlich darthut, denn er ernannte im Jahre 1577 den Lutheraner Johann Friedrich v. Hoffmann zu seinem Vicedom in den hochstiftlichen Besitzungen in Kärnthén und behielt ihn bis zu seinem Absterben anno 1587 bei, trotzdem seine Heiligkeit, der Papst Gregor XIII., in einem eigenen Sendschreiben eine Abänderung dieses Gräuels kategorisch verlangte. Das ging denn doch gar zu weit und es war also kein Wunder, wenn die Erbitterung und der Gram am Papststuhle zu Rom auf den Culminationspunkt stieg.

Aber wie war zu helfen? Alle Arzneien und Remedia, welche man bisher angewandt, hatten nicht angeschlagen, sondern das gräß-

*) Es sind darüber sehr viele päpstliche Erlasse, die in den bischöflichen Bibliotheken aufbewahrt wurden, noch jetzt vorhanden, und geht aus denselben hervor, daß derlei Anstellungen keineswegs zu den vereinzeltsten Fällen gehörten. (Siehe Dalham, Concilia Salisburgensia).

liche Pestübel vielmehr noch gesteigert, so daß von allem Volk ein kaum noch nennenswerther Theil, von allen Fürsten nur noch der Herzog von Baiern und der Gebieter der österreichischen Lande treu zum römischen Glauben hielten. Doch wie? Hatte denn nicht die neuereirte Societät Jesu den Kampf gegen das Abergthum als Devise auf ihre Fahne geschrieben? Hatten nicht die Streiter Christi, die Jesuiten, geschworen, nie und nimmer zu ruhen, als bis sie die sämmtlichen vom Glauben Abgefallenen dem Papste wieder gewonnen haben würden, und hatten sie nicht bereits vielfach bewiesen, daß sie eben so fähig als gewillt seien, diesen ihren Schwur zu halten? Ja, sie allein, sie, welche die Worte des Stifters unserer Religion: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ in ihrem Sinn deuteten, sie allein waren im Stande: „die Ungeheuer, welche den Weinberg verwüsteten,“ auszurotten, und das heilige römische Reich wieder in die alten Fesseln zu schlagen. Der Stuhl zu Rom bedachte sich also keinen Augenblick, ihnen diese schwere Aufgabe aufzubürden, und eben so eifrig erklärten sie sich bereit, sich derselben zu unterziehen. Auch wußten sie wohl, warum sie dieß thaten; sie wußten, daß wenn es ihnen gelang, dem Verlangen des apostolischen Stuhls zu entsprechen, dieser sie mit dem reichsten Born seiner Gnade überschütten müßte; sie wußten, daß sie alles Terrain, das sie anscheinend für Rom eroberten, für sich selbst gewannen, und daß ihre Machtstellung erst durch die Wiederbekehrung des abtrünnigen Germaniens eine universale werde. Somit gelobten sie sofort, die Ritter des Katholicismus zu werden, und wie sie dieses Gelübde gehalten haben, das mag uns die nachfolgende Erzählung zeigen.

Die ersten Jesuiten, mit denen unser Vaterland beglückt wurde, waren die drei Patres: Le-Jevre oder Faber, wie man ihn in Deutschland nannte, Le-Jay und Bobadilla. Sie sandte noch Ignaz selbst, wie ich bereits im ersten Buche berührte, und zwar den Faber bereits im Herbst 1540, die beiden andern aber das Jahr darauf. Als allgemeine Aufgabe bezeichnete er ihnen: Sondirung der deutschen Zustände, sowie Belauschung der Gemüther in ihrem Innersten. Insonderheit jedoch sollten sie sich Gönner und Freunde unter den katholisch geliebten Machthabern gewinnen und diesen die Vorzüge des neuen Ordens so anrühmen, daß der Auf-

nahme desselben kein Hinderniß in den Weg gelegt würde. Alle drei thaten, wie ihnen geheißen, natürlich aber jeder in seiner Art, und so gelang es ihnen einen Samen auszustreuen, der in kurzer Zeit zu einem wahrhaften Niesenbaum heranwuchs. Faber nehmlich wandte seine Schritte nach dem Rhein, d. i. nach Mainz und Köln, an die Höfe der zwei größten, mächtigsten und angesehensten Kirchenfürsten Deutschlands, um diese zu vermögen, daß sie Jesuitencollegien in ihren Territorien errichteten, und wenn er nun auch hierin nicht durchdrang, so machte er dagegen eine andere Eroberung, die einen weit größern Werth hatte. Diese Eroberung bestand darin, daß er den Candidaten der Theologie Peter Canisius, einen damals dreiundzwanzigjährigen Jüngling aus Nimwegen im Gelderland in Mainz kennen lernte, und sofort im Mai 1543 für den Orden gewann; einen so großen Werth aber hatte selbige Eroberung, weil Canisius wahrhaft außerordentliche Geistesgaben und neben der größten Gelehrsamkeit eine Beredsamkeit besaß, deren sich nicht viele Sterbliche rühmen können. Natürlich, übrigens trat Canisius dem Orden nicht bei, um Bußübungen zu thun, sondern weil er auf den ersten Blick ersah, Welch ungeheuren Spielraum die Societät Jesu dem Ehrgeiz gewähre, und weil er sich nach nichts mehr sehnte, als eine große Rolle in der Welt zu spielen. Auch gelang ihm letzteres fast über die Maßen, wie wir bald sehen werden, und kein einziges von allen früheren oder späteren Ordensmitgliedern hat — wenigstens in Deutschland — mehr geleistet als er.

Bobadilla trat zuerst in Regensburg auf, wo gerade ein Religionsgespräch zwischen protestantischen und katholischen Theologen stattfand; allein in einer seiner Reden zog er so fulminant gegen den Protestantismus los, daß ihn das erbitterte Volk bald in die Donau geworfen hätte, und in Folge dieses Auftritts mußte er bei Nacht und Nebel entweichen. Weit besser erging es ihm in München, wohin er sich von Regensburg aus wandte, denn er gewann durch den Unterricht, den er ertheilte, eine Menge von Schülern, und nach Verfluß von einigen Jahren wußte er sich sogar durch seine höfischen Künste bei dem Herzog Wilhelm IV. so einzuschmeicheln, daß derselbe gar nichts mehr ohne seinen Rath that. Ebendeshalb gelang es ihm auch mit leichter Mühe, den

Fürsten gegen das sogenannte „Interim“, welches Kaiser Karl V. anno 1548 überall in Deutschland einführen wollte, so aufzustacheln, daß es in Baiern nicht zur Geltung kam; weil er dagegen so unvorsichtig war, bei dieser Gelegenheit sich bis zu beleidigenden Aeußerungen gegen den Kaiser hinreißen zu lassen, machte der hievon benachrichtigte Karl V. kurzen Prozeß mit ihm und verbannte ihn ohne weiters aus dem ganzen deutschen Reiche.

Le-Jay, der gewandteste von den drei nach Deutschland gesandten Loyoliten lenkte alsbald seine Schritte der Hauptstadt der österreichischen Lande zu, und kaum war er dort angelangt, so gelang es ihm auch, die Wiener durch seine vortrefflichen Predigten zu bezaubern. Ja selbst der Bruder Karls V., der zum deutschen Könige erhobene Ferdinand I., ließ sich von seiner Beredsamkeit hinreißen und zeigte sich ihm nicht nur in allem hold und gnädig, sondern wollte ihn auch durchaus anno 1546 zum Bischof von Triest machen, was jedoch Loyola aus guten Gründen — dieselben sind bereits im ersten Buche entwickelt worden — hintertrieb. Somit blieb Le-Jay in Wien und ließ es sich vor allem angelegen sein, den König zu bewegen, mit der Errichtung eines Collegiums für den Orden in Wien voranzugehen, denn noch besaß dieser in ganz Deutschland keinen stabilen Sitz und nur wenn die Kaiserstadt den Reigen eröffnete, ließ sich hoffen, daß auch andere Städte nachfolgen würden. Allein trotz der Gunst, in welcher Le-Jay bei Hofe stand, und trotzdem er in seinem Vorhaben von seinem vertrauten Freunde, Urban Tector, dem Beichtvater und Hosprediger Ferdinands, eifrigst unterstützt wurde, zögerte letzterer doch längere Zeit und erst im Jahre 1551 übergab er dem Bittsteller ein verlassenes Dominikanerkloster, das während der Belagerung Wiens durch die Türken beinahe ganz in Trümmer geschossen worden war. Voll Freude ließ es Le-Jay nothdürftig herrichten, und erbat sich sofort von Loyola ein Duzend weiterer Jesuiten aus Rom, um mit diesen jüngeren Kräften den Collegialunterricht beginnen zu können. Auch entsprach der General diesem Ansinnen sogleich und schickte nicht nur eilf durch ihre Lehrgaben ausgezeichnete Patres, sondern ernannte auch den Le-Jay selbst „zum ersten Rector der ersten Jesuitencolonie auf deutschem Boden“.

Solches war der bescheidene Anfang der jesuitischen Wirksamkeit in

Deutschland; nun aber, als die Societät diesen ersten Schritt einmal überwunden und sich zugleich durch die Wirksamkeit der Patres Lainez, Salmeron und Couvillon auf der tridentinischen Synode*) einen bei den Anhängern Roms äußerst wohlklingenden Namen erworben hatte, nun ging es mit Riesenschritten vorwärts, und insbesondere zeigte sich Oesterreich als ein fruchtbarer Boden. Als nämlich Le-Jay schon ein Jahr nach seiner Ernennung zum Rector gestorben war, wurde Canisius zu seinem Nachfolger erkoren, und dieser kluge Kopf wußte sich in das Vertrauen König Ferdinands bald so sehr einzunisten, daß er, wenigstens in kirchlichen und religiösen Dingen, die einzige maßgebende Person am Hof wurde. Ja sogar zum Bischof von Wien wollte ihn der König ernannt wissen, und es kostete unendlich viel Mühe, den Monarchen von dieser Idee abzubringen. Allein, wenn nun auch Canisius in diesem Punkte auf Befehl seines Generals den Bescheidenen und Demüthigen spielen mußte, so griff er um so herzhafter zu, wenn es irgendwo etwas für den Orden zu erwerben gab. So bewirkte er unter anderem, daß Ferdinand im Mai 1554 der Societät das schöne geräumige frühere Karmeliterkloster in Wien schenkte, um das Jesuitencollegium dahin zu verlegen. So erhielt er zwei Monate später ein anderes großes Gebäude, um darin ein bürgerliches Convict einzurichten, und so entstanden vier Jahre später ein Seminar für ärmere Theologen, sowie eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge. Uebrigens nicht bloß in seiner Hauptstadt Wien verschaffte der strenggläubige König Ferdinand den Söhnen Loyola's behagliche Niederlassungen, sondern auch in andern Theilen seiner Erblände und zwar überall aus dem offen ausgesprochenen Grunde: „damit der immer weiter um sich greifenden Reformation Schranken gesetzt würden.“ Auch waren einige dieser Niederlassungen sehr großartig und vielbedeutend, und insbesondere wurden die zu Inns-

*) Der apostolische Stuhl zu Rom, in dessen Auftrag die genannten Patres „als Theologen des Papstes“ nach Trient gingen, besaß unter allen auf der Synode Anwesenden Niemanden, der seine Rechte — gleichviel ob wirkliche oder angemachte — mit mehr Geschick und Eifer verfocht, als Lainez und seine Genossen. Auch erwiesen sie sich als die abgesagtesten Feinde der kirchlichen Reformen und selbst die heilsamste Verbesserung bekämpften sie mit einer Entschlossenheit, die an Fanatismus grenzte. Das Nähere hierüber findet man in Wessenbergs Historie der großen Kirchenversammlungen.

bruck in Tyrol, die zu Tyrnau in Ungarn und die zu Prag (das frühere St. Clemenskloster) in Böhmen mit äußerst reichen Einkommenstheilen bedacht. Ja, das letztere Collegium erfreute sich sogar des Vortheils, schon nach siebenjährigem Bestand, anno 1562, zu einer förmlichen Akademie für die theologischen und philosophischen Wissenschaften erhoben zu werden, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, mit der alten hochberühmten Prager Universität in Concurrenz zu treten.

In Baiern hatte schon vor dem Jahre 1548 Bobadilla vom Herzog Wilhelm IV. das Versprechen erhalten, daß dem Orden ein Collegium erbaut werden solle; allein wegen Bobadilla's Verbannung blieb das Versprechen, so lange Wilhelm IV. lebte, unerfüllt, und noch weniger dachte der Nachfolger Wilhelms, Albrecht V., welcher sich im Anfange seiner Regierung in religiösen Dingen sehr duldsam erwies, daran, die Jesuiten bleibend ins Land zu ziehen. Diese Duldsamkeit war jedoch gar nicht nach dem Geschmacke der Söhne Loyola's, und so wurde denn unter der Hand der Herzog verdächtigt, er begünstige heimlich die Ketzer, weil er in seinem Innern selbst ketzerisch gesinnt sei. Nichts konnte unwahrer sein, allein was lag daran, wenn man durch die Lüge nur zu seinem Zwecke kam. Und die Loyoliten kamen dadurch zu dem ihrigen! Der Herzog wurde nämlich im höchsten Grade erbittert, als ihm Personen, die ihm sehr nahe standen, die Mittheilung machten, in welchem Geruch er bei seinen rechtgläubigen Unterthanen gekommen sei, und diesen Zorn benutzte der kluge Canisius, welcher eigens deswegen im Jahre 1555, mit vielen Empfehlungen des Königs Ferdinand in der Tasche, von Wien nach München reiste, um dem hohen Herrn vorzustellen, wie es kein wirksameres Mittel gebe, den schlimmen Verdacht zu widerlegen, als wenn er als Beschützer der vom Pabste und allen guten Katholiken mit so großer Auszeichnung behandelten Societät Jesu auftrate. Dieß leuchtete dem Herzog ein und er verpflichtete sich sofort, in einem am 7. Dezbr. 1555 mit Canisius abgeschlossenen Vertrag dem Orden der Jesuiten ein großartiges Collegium mit entsprechender Dotation in Ingolstadt zu erbauen. Auch hielt er sein Versprechen in allen Theilen und förderte den Bau so schnell, daß die Anstalt bereits das Jahr darauf mit zehn jesuitischen Lehrern, die von Rom herbeieilten, eröffnet

werden konnte. Damit gab sich jedoch der unersättliche Canisius nicht zufrieden, sondern es hungerte ihn auch nach einem bleibenden Wohnsitz in der bayerischen Hauptstadt selbst, und so ruhte er nicht, als bis Albrecht V. in München anno 1559 jenes prächtige Collegium gründete, dessen Bau noch jetzt ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstverständigen ist. Nun erst nachdem er auch diesen großen Erfolg erreicht und mit Genehmigung des Generals zu Rom seinen Stiefbruder Theodor Canisius zum ersten Rector der Anstalt ernannt hatte, kehrte Peter Canisius nach Wien zurück, um von nun an als „erster Provinzial der oberdeutschen Jesuitenprovinz“, in welche Oesterreich, Baiern und Schwaben eingerechnet wurden, zu wirken.

Von jetzt ab folgten sich die Gründungen neuer Collegien Schlag auf Schlag und zwar insbesondere in den Territorien der deutschen Kirchenfürsten, in welchen die Mehrzahl der Einwohner protestantisch geworden war. Es gelang nämlich den Einflüsterungen der jesuitischen Emissäre, welche auf Befehl ihres Generals an den verschiedenen Bischofsitzen herumreisten, mehreren der hervorragendsten Prälaten die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Herrschaft, oder wenigstens der dauernde Besitz derselben sehr in Frage stehe, wenn ihre Unterthanen ihnen nicht auch in geistlichen Dingen gehorchten, denn so gut sie sich hierin unabhängig gemacht hätten, so gut könne es ihnen eines Tages einfallen, sich auch in politischer Beziehung ihrem Scepter zu entziehen, und dieselben würden in einem solchen Falle sehr auf den Schutz der angrenzenden protestantischen Fürsten zu rechnen haben. „Gegen solche Gefahr aber — wurde dann immer hinzugesetzt — helfe kein Mittel, als die Zurückführung der Gesamtunterthanenschaft zur Katholicität, und die geeignetsten Männer hiezu seien offenbar die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche sich bekanntlich die Rekehrbefehrung zur Hauptaufgabe gesetzt hätten.“ Derartige Vorstellungen blieben selten ohne Wirkung und vor allen Andern sollte ihnen der Cardinalbischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, seinen Beifall. Er beeilte sich also, den Söhnen Loyola's in Dillingen (anno 1563) ein Collegium zu errichten und übertrug ihnen zugleich die Leitung der dortigen Hochschule, die er schon vierzehn Jahre vorher gestiftet hatte. Schwerer wurde es ihm, denselben die Thore von

Mugsburg selbst zu eröffnen, denn der Magistrat sowohl, als auch sein eigenes Domkapitel widersezten sich der Ansiedlung der Loyoliten aus allen Kräften. Endlich jedoch, obwohl erst verschiedene Jahre nach des Bischofs Otto Tode, nämlich anno 1579, gelang auch hier die Gründung eines jesuitischen Collegiums, obwohl unter sehr beschränkenden Bedingungen, und die sehr reichen sowie zugleich sehr bigotten Fugger sorgten dafür, daß es gut genug dotirt wurde. Weitere jesuitische Ansiedlungen entstanden anno 1564 in Würzburg durch den damaligen Bischof Friedrich von Wirzburg, sowie vier Jahre später in Mainz und Aschaffenburg durch den Erzbischof Daniel, der sie auch beide sehr reich ausstattete. Im Jahre 1570 that das Gleiche der Erzbischof Jacob III. von Trier oder vielmehr: er führte bloß aus, was sein Vorgänger Johann VI. bereits projektirt hatte, und dann folgten die Collegien von Fulda (1573), von Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, von Köln, von Koblenz sowie von Speier, die letzteren vier alle im Jahre 1581. Endlich führe ich noch an die Collegien, Seminarien und Residenzen in Regensburg (1589), in Münster (1589), in Hildesheim und in Paderborn (1596), welche sämtlich — außer Paderborn, das dem Bischöfe Theodor v. Fürstenberg sein Dasein verdankt — von Mitgliedern des bayerischen Herzoghauses, d. i. von nachgebornen Wittelsbachern, welche allda Bischöfe waren, ins Leben gerufen wurden.

Wir sehen also hieraus, daß die Jesuiten in wenigen Jahrzehnten recht tüchtige Fortschritte machten, obwohl allerdings keine solchen, wie in Spanien, Italien und Portugal. Auch machten sie diese Fortschritte keineswegs ohne Kampf und Streit, denn die jeweiligen Stadtbehörden, sowie auch sehr oft die weltlichen Geistlichen nebst den Domcapiteln pfliegten ihrer Sekthastmachung alle nur irgend erdenkbaren Hindernisse in den Weg zu legen und nicht selten wurde sogar die Hülfe des Kaisers, als der letzten Instanz im deutschen Reiche, in Anspruch genommen. Allein, wenns so weit kam, durften die Jesuiten, wenigstens so lange Ferdinand I. regierte, stets auf eine günstige Entscheidung rechnen, und selbst dessen Nachfolger und Sohn, Maximilian II. (1564—76), war ihnen nicht gerade entgegen. Dieser berühmte Monarch huldigte nämlich mehr als irgend ein Habsburger vor und nach ihm

dem Grundsätze der Duldsamkeit, und wenn er daher seinen protestantischen Unterthanen vollkommen freie Religionsübung gewährte, so dachte er aus demselben Grunde auch nicht entfernt daran, die Existenz der Societät Jesu irgendwie zu gefährden. Er wollte vielmehr gegen Alle und Jede gleichmäßig gerecht sein und darum erwiederte er den österreichischen Ständen, welche — sie waren fast durchweg protestantisch — anno 1566 die völlige Vertreibung der Jesuiten aus dem Erzherzogthume verlangten: „Das sei Sache des Papstes; ihm liege es ob, die Türken, nicht aber die Söhne Loyola's zu vertreiben.“ Kann man nun aber selbst die Regierungszeit Maximilians II. keine für den Orden Jesu ohne weiteres ungünstige nennen, wie viel weniger die seines Nachfolgers Rudolphs II., der von 1576—1612 regierte! Dieser Monarch war ja auf den besondern Wunsch seines hohen Verwandten, des Königs Philipp II. von Spanien, vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahre in Madrid erzogen worden, und man kann sich also wohl denken, wie die an jenem Hofe herrschenden Jesuiten es verstanden haben werden, auf den ohnehin schüchternen, schwachen und unselbstständigen Prinzen einzuwirken. Sie bekamen ihn ganz in ihre Gewalt und wie sie seine Jugend lenkten, so führten sie ihn, den Pater Lorenz Magius an der Spitze, auch im Mannesalter und während seiner ganzen Regierungsperiode am Gängelbände. Demgemäß schenkte er ihnen gleich nach seiner Thronbesteigung, anno 1580, das vacante St. Annenkloster in Wien mit allen seinen reichen Besitzungen; deswegen bedachte er anno 1581 das von dem Bischof Wilhelm Prussiniowski von Kiczlowa zu Olmütz gestiftete Jesuitencollegium mit großen Vorrechten und eben deswegen ließ er es sich angelegen sein, in Brünn in Mähren eine weitere Jesuitencolonie ins Leben zu rufen. Deswegen unterstützte er die Bemühungen des Ordens, sich in Olmütz in Schlesien, sowie in Thurocz in Ungarn anzusiedeln, und verwarf alle deßfalls von den Ständen Schlesiens und Ungarns geführten Beschwerden, obwohl diese die unstatthafte Weise, wie sich die Jesuiten ins Nest setzten, genau nachwiesen. Eben deswegen aber machten auch die Söhne Loyola's dem erhabenen Gönner keine Vorwürfe, wenn er die verschiedenen Damen des Hofes, die Gnade vor seinen Augen fanden (und er stieg dabei bis in die untersten Schichten herab), oft mit brutaler Gewalt zu seinen Buhlerinnen

preßte, sondern sie ermunterten ihn vielmehr, in diesem seinen wüsten Gebahren, und verstanden es sogar, seine Augen gar oft auf neue Reize zu lenken, wenn sie sich von deren Inhaberinnen besondere Vortheile versprachen.

Doch mit der Gründung von jesuitischen Collegien und mit der Erwerbung von Niederlassungen in den ganz oder halb katholisch gebliebenen Territorien Deutschlands wurde das große Ziel, welches sich die Söhne Loyola's gesetzt hatten, keineswegs erreicht, denn trotz dieser Collegien und Niederlassungen blieben die Deutschen in ihrer überwiegenden Mehrzahl doch protestantisch und so lange dieß der Fall war, konnte auch von einer eigentlichen Machtstellung des Ordens im römischen Reiche keine Rede sein. Es mußten vielmehr „Bekehrungen im Großen“ erfolgen, wenn etwas Erkleckliches zu Stande gebracht werden sollte, und um diese anzubahnen, mußte man es vor allem dahin bringen, daß das bisherige freundschaftliche Zusammenleben von Protestanten und Katholiken ein Ende nehme. Der alte, seit einigen Decennien zu Grabe getragene Glaubenshaß war wieder anzufachen und das Gespenst des religiösen Fanatismus durfte nicht länger in der Hölle, wohin man es gejagt, angefettet bleiben. Hatte man es aber so weit gebracht, hatte man die Katholiken erst zum Ingrimme aufgehetzt und besonders die Machthaber unter ihnen so wüthend gemacht, daß sie nach der Vertilgung der Ketzerei lechzten, dann durfte man das Visir öffnen, dann war die Zeit zum gewaltsamen Bekehren gekommen, und dann durfte man auch hoffen, schließlich den Sieg zu erringen, dieweil ja das getreue Haus Habsburg die zwei mächtigsten Throne der Welt, Spanien und Oesterreich mit einer Menge von Nebenprovinzen inne hatte. Ueberdem stand nicht auch das starke Baiern, standen nicht die sämtlichen katholischen Kirchenfürsten auf seiner Seite, und was noch weit höher angeschlagen werden mußte — waren nicht die Protestanten unter sich in zwei Parthien getheilt, die sich gegenseitig so anfeindeten, daß ihre große, numerische Uebermacht keineswegs eine wirklich reelle, sondern eher eine papierne genannt werden konnte? Sicherlich, die große Spaltung der Evangelischen in Lutherische und Calvinisten mußte der Katholicität von ungeheurem Vortheil sein, denn wenn man den einmal bestehenden Haß nur recht anzuschüren, oder wenigstens zu unterhalten wußte, so kam nie und nimmer eine

Einigung unter den Kezern zu Stande, und dann hatten diese sich selbst um die Hälfte geschwächt!

Das war der überaus kluge Calcul, den die Jesuiten machten, und die Ehre, ihn wenn nicht erfunden, doch wenigstens praktisch ausgebildet zu haben, gehört vor allen andern jenem vortrefflichen Kopfe Peter Canisius, dessen ich oben schon mehrmals gedachte. Auch schritt er sogleich zur That, obwohl nicht offen und geradeaus, sondern leise und heimlich, gleichsam mit Kazentritten. Es befand sich nämlich damals, als die Wirksamkeit des Jesuitenordens in Deutschland begann, fast aller Religionsunterricht in den Händen der Protestanten und dieselben hielten sich hierin vorzüglich an den von Luther verfaßten Katechismus, welcher die Grundanschauungen des evangelischen Glaubens in kurzen, klaren Zügen wiederpiegelte. Jedermann, selbst der gewöhnlichste Laie, konnte diesen Katechismus verstehen, und deshalb befand er sich auch in jeder Schule, fast in jeder Familie. Ja, man durfte sich sogar mit Recht sagen, daß die große Verbreitung, deren der Protestantismus sich erfreute, zum nicht geringen Theil jenem populär geschriebenen Religionsbüchlein zuzuschreiben sei! Wie stand es nun aber in dieser Beziehung bei der katholischen Welt? Ach, sie besaß nichts der Art, auch nicht einmal etwas Aehnliches, sondern der ganze Religionsunterricht beschränkte sich auf die äußerlichen Andachtsübungen, welche die Geistlichkeit vorschrieb, auf die Messen, die Credos, die Paternoster. Da kam Canisius auf dem Gedanken, diesem offenkundigen Mangel dadurch abzuhelpen, daß er nach dem Muster des großen lutherischen Katechismus ein Handbuch der katholischen Glaubenslehren herausgebe und es erschien sofort im Jahre 1554 seine lateinisch geschriebene: »Summa doctrinae christianae« das ist „Die Zusammenfassung der christlichen Lehre.“ Weil aber diese »Summa« ziemlich weitläufig abgefaßt war, so veranstaltete er gleich darauf — nach Form des kleinen lutherischen Katechismus — einen Auszug unter dem Titel: »Institutiones christianae pietatis seu parvus Katechismus Catholicorum,« und sorgte auch zugleich für eine deutsche Uebersetzung dieses „kleinen katholischen Katechismus.“ Beide Schriften fanden sofort, weil sowohl Ferdinand I. von Oesterreich (12. August 1554), als auch König Philipp II. von Spanien (6. Dezember 1557)

deren allgemeine Einführung in allen Schulen und Unterrichtsanstalten ihrer Staaten befahlen, eine ungeheure Verbreitung, und der beste Beweis hiefür ist, daß die »Summa« hundert und dreißig Jahre nach ihrer erstmaligen Erscheinung bereits die vierhundertste Auflage erlebte, während der „kleine Katechismus“ um jene Zeit in fast keinem katholischen Hause auf dem Lande wie in der Stadt fehlte. Welcher Geist wehte nun aber in diesen „Lehrsätzen der christlichen Frömmigkeit“? Etwa der Geist des Christenthums und der christlichen Liebe? Nein, o Nein, und dreimal Nein! Es wehte darin vielmehr der Geist der Unduldsamkeit, der Geist des Glaubenshasses, der Geist des religiösen Fanatismus. „Nur der war (nach der Lehre Canisii) ein Christ, der den Pabst als Christi Stellvertreter anerkannte; der aber das nicht that, verfiel den ewigen Höllestrafen. Schon den bloßen Umgang mit Kettern verdammt er als etwas höchst Strafbares und — der Ansteckung wegen — noch obendrein Gefährliches; Freundschaft mit Abtrünnigen aber, oder gar noch eheliche Gemeinschaft mit ihnen führte unmittelbar zur Verdammniß, und der gute Katholik sollte also jeden Protestanten wie einen Ausfägigen meiden. Ja nicht bloß meiden sollte er ihn, sondern auch bekämpfen, gleichwie man das Böse zu bekämpfen hat, und je gewaltiger man kämpfe, je mehr man dazu beitrage, das Ketzerthum zu vernichten, um so herrlicher strahle der Glorienschein um das Haupt des geliebten Sohnes der allein seligmachenden Kirche.“ So lehrte Canisius, und man kann also den Endzweck seines Religionshandbuches keinen andern nennen, als den: Haß gegen die Katholischen unter den Katholischen zu verbreiten. Auch erreichte er diesen Zweck vollkommen, denn nie hat eine Drachensaat giftiger gewirkt, als die seinige, indem die ganze heranwachsende katholische Jugend nunmehr im genannten Geiste des Glaubenshasses erzogen wurde.

Doch wie nun der Glaubenshaß Platz zu greifen begann, mußte ihm natürlich auch Gelegenheit gegeben werden, sich zu äußern, und die Jesuiten beschloßen deshalb bereits im Jahre 1570 mit willkürlicher Brechung des Religionsfriedens eine kleine Protestantenhaß anzufangen. Diese Haß sollte gleichsam der Probirstein sein, ob sich die Evangelischen dieselbe gefallen ließen, ohne sofort zu den Waffen zu greifen, und je nachdem die Probe ausfiel, konnte

man sofort zu Größerem vorgehen oder aber geduldig noch eine Zeit lang temporisiren. Auch brauchte man sich nicht lange zu besinnen, wo man die zu beginnende Tragödie spielen lassen wolle, sondern die Gelegenheit bot sich so zu sagen von selbst, nämlich in der gefürsteten Abtei Fulda, einem der kleinsten geistlichen Fürstenthümer Deutschlands. Hier war zu Anfang des Jahres 1570 Balthasar von Dernbach, ein im protestantischen Glauben erzogener und erst später zum Katholicismus übergetretener Priester zum Abte gewählt worden, und er berief sogleich nach seiner In-
stallirung die Jesuiten an seinen kleinen Hof, trotzdem er sich vor seinem Regierungsantritt eidlich hatte verpflichten müssen, das Stift nicht mit fremden geistlichen Personen zu beschweren. Die Söhne Loyola's kamen natürlich sogleich und fingen an, sich häuslich einzurichten; zugleich aber drangen sie auch in ihren Beschützer, als Glaubensheld aufzutreten, und seinen protestantischen Unterthanen, die nun schon seit mehreren Generationen als solche unbeanstandet gelebt hatten, die fernere freie Religionsübung zu untersagen. Balthasar, zelotisch, wie alle Convertiten, ging sogleich darauf ein, und verjagte nicht bloß die paar evangelischen Pfarrer seines Sprengels, sondern überwies auch deren Kirchen den Jesuiten, um von nun an darin Gottesdienst zu halten. Dieses gewaltthätige Vorgehen des Abtes machte natürlich einen ungeheuern Rumor in Deutschland, und die angesehensten evangelischen Stände nahmen sich der armen Unterdrückten an, indem sie ihrem Dränger schrieben, daß er die Jesuiten entfernen und seine Gewaltmaßregeln aufgeben solle. Umgekehrt aber fand er den reichlichsten Beifall beim Pabste sowie bei den Römlingen auf deutschem Grund und Boden, und sowohl Albrecht V. von Baiern, als Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Tyrol sagten ihm ihre thatkräftigste Unterstützung zu. Endlich wandten sich beide Partheien an den Kaiser, und da zu jener Zeit Maximilian II. diese Würde inne hatte, so ließ sich erwarten, daß strenge Gerechtigkeit werde geübt werden. Doch kam es nicht bis zum kaiserlichen Urtheilsspruch, denn das Stiftscapitel von Fulda, welches über die Berufung der Jesuiten ebenfalls im höchsten Grade erbost war, zwang Herrn Balthasar unter Beihülfe der verbündeten Ritterschaft von Hessen im Juni 1576 zur Abdankung und übertrug die Administration der Abtei dem Bischof Julius von Würzburg,

welcher dem Unwesen durch Entfernung der Jesuiten ein Ende machte *).

Weil es nun aber gleich von vornherein als unzweifelhaft erschien, daß die Protestanten wegen der Vorgänge im Fuldaischen nicht zu den Waffen greifen würden, hielten es die Söhne Loyola's für passend, in einigen andern Krummstabsterritorien dasselbe Spiel zu beginnen, und sie wählten sich hierzu das Erzbisthum Mainz. In diesem nämlich hatte sich der Protestantismus nach und nach so eingebürgert, daß manche Dörfer und Städte — unter den letzteren besonders Duderstadt und Heiligenstadt — nur noch wenige katholische Familien zählten, und man erlebte daher daselbst das merkwürdige Schauspiel, lutherische Pfarrer von einem katholischen Patronatsherrn eingesetzt zu sehen. Niemand nahm übrigens hier Anstoß daran, und die Bürger beider Confessionen lebten verschiedene Decennien lang ganz einträchtiglich bei einander. Das sollte aber mit dem Regierungsantritt des Erzbischofs Daniel anders werden, denn dieser nahm den Jesuiten Ludwig Bacharell zum Beichtvater an, und überdem gewann noch Pater Tyreus, der Provinzial der jesuitischen Provinz Niederrhein, den größten Einfluß auf ihn. Daniel erklärte sich also auf Bacharell's und Tyreus' Andrängen bereit, sein ganzes Erzbisthum von der Kezerei zu reinigen, und da letztere besonders auf dem sogenannten Eichsfeld zu Hause war, so ernannte er zum Oberamtmanne dieses Distrikts einem gewissen Leopold von Stralendorf, welchen der Jesuit Lambert Muer vom Protestantismus zur alleinseligmachenden Kirche bekehrt hatte. Den konnte man nun einen Mann nach dem Herzen des Ordens Jesu nennen, und seinem Eifer wäre noch mehr gelungen, als die Austreibung der protestantischen Pfarrer aus allen Dörfern seines Bezirks. Stand ja doch stets eine bewaffnete Rotte zu seiner Disposition, welche mit etwaigen Widerspenstigen kurzes

*) Uebrigens nicht auf lange, wie ich gleich jetzt bemerken will. Nach langem Streit und Kampf wurde nämlich der abgesetzte Abt im Jahr 1602 unter Kaiser Rudolph II. restituirt, und nun rief er sogleich seine geliebten Jesuiten wieder herbei. Auch gelang es ihm dann mit ihrer Hülfe, sein ganzes Ländchen zum Katholizismus zurückzuführen und er erhielt eigens deshalb ein Danksagungsschreiben des Pabstes Clemens VIII.

Federlesen machte, und durfte er doch sicher sein, daß alle seine Maßregeln, selbst die härtesten, die Billigung seines Oberherrn oder vielmehr der Jesuiten, als der Beherrscher des Oberherrn, erhalten würden! Nur allein die Duderstädter weigerten sich entschieden, ihre Hauptkirche den Jesuiten für den katholischen Cultus zu überlassen und erklärten, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen. Was that nun der Erzbischof auf Stralendorf's und seines Beichtvaters Rath? Er verbot allen seinen Unterthanen (April 1576), fernerhin Bier aus der widerspenstigen Stadt zu beziehen und schnitt damit dieser eine Hauptnahrungsquelle ab. Ueberdem belegte er alle städtischen Einkünfte auf den benachbarten Dörfern mit Beschlag und nöthigte die Bürger auf diese Weise endlich, nach dreijährigem Widerstande (Juli 1579), zum Nachgeben.

Im Erzbisthume Mainz gelang also den Jesuiten die Unterdrückung des Ketzerthums ohne allzuvielle Mühe, und dieß ermutigte sie, in den Bisthümern Trier und Worms auf dieselbe Weise zu verfahren. Auch ging ihnen hier ebenfalls Alles oder wenigstens das Meiste nach Wunsch, und der Muth schwoll ihnen deshalb zu immer größeren Dimensionen an. Doch hätten sie wohl nie gewagt, in der allernächsten Zeit schon mit noch eclatanterer Frechheit dem Protestantismus gegenüber aufzutreten, wenn sich nicht eben jetzt ein besonderer Fall ereignet hätte, der ihnen zeigte, daß sie ohne Furcht vor diesen ihnen numerisch so gar sehr überlegenen Gegnern Alles wagen dürften, auch das Berwegenste, und dieser besondere Fall war der berühmte Abfall des Erzbischofs Gebhard von Cöln vom katholischen Glauben. Gebhard, entsprossen aus dem berühmten Hause der Truchessen von Waldburg, hatte sich, um die Geschichte mit wenigen Worten zu erzählen — wer sie weitläufiger und in allen ihren Details wissen will, mag Wirth's oder eines andern Historikers Geschichte der Deutschen darüber nachlesen —, mit vieler Mühe, weil Herzog Ernst von Baiern, damals Domprobst, sein Mitbewerber war, anno 1570 zum Erzbischof emporgeschwungen und faßte kurz nach seiner Erhebung eine so glühende Leidenschaft zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld, daß er nicht mehr ohne sie leben konnte. Was nun thun? Abdanken, wie sein Vorgänger Salentin von Jfenburg, der mit Bewilligung des Papstes in den Laienstand zurücktrat, um zu hei-

rathen? Abdanken und wieder ein armer Graf werden, statt eines Reichs- und Kurfürsten mit fast königlichem Ansehen und Einkommen? Nein, das wäre zu viel gefordert gewesen und somit entschloß sich Gebhard zu einem andern Ausweg. Er trat nämlich anno 1782 offen zum Protestantismus über und heirathete seine geliebte Agnes; das Erzbisthum Cöln trat er aber deswegen doch nicht ab, sondern fuhr vielmehr fort dasselbe wie bisher zu regieren, mit der offen ausgesprochenen Absicht, ein weltliches erbliches Kurfürstenthum daraus zu machen. Bei diesem seinem kühnen Unterfangen rechnete er natürlich auf die Unterstützung der großen protestantischen Parthei in Deutschland, denn diese hatte das größte Interesse dabei, wenn es einen katholischen Kurhut weniger im Reiche gab, und überdies ließ sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß die meisten Einwohner des Erzbisthums, dem Beispiele ihres Gebieters folgend, zum evangelischen Glauben übertreten würden. Welcher Gewinn also für die protestantische Sache und zugleich welcher Schlag für den Katholicismus, wenn Gebhard sein Vorhaben durchsetzte!

Alle Freunde Roms, vor allen die Jesuiten, erfaßte also Schrecken und Grimm zugleich, und Eilboten gingen sofort nach Italien ab, um den Pabst Gregor XIII. zu bestimmen, daß er augenblicklich seinen Bannfluch auf den abtrünnigen Kirchenfürsten schleudere. Dieß geschah und sogar noch mehr, denn Gregor excommunicirte nicht nur den Gerhard, sondern sprach auch — den Rechten der Deutschen damit ins Gesicht schlagend — dessen Absetzung als Kurfürst aus. Nun schritt das Domcapitel, das sich außerhalb Cölns sammelte, anno 1583 zu einer neuen Wahl, und daraus ging Herzog Ernst von Baiern hervor. Dieser aber brachte sofort, weil Gebhard freiwillig nicht wich, sondern es offenbar aufs äußerste ankommen lassen wollte, ein mächtiges Heer auf die Beine, wobei ihm seine Brüder und Bettern, so wie viele andere katholische hohe Herren auf das Drängen der Jesuiten mit Geld und Mannschaft an die Hand gingen, und schickte sich an, das Erzbisthum mit Gewalt zu erobern. Was geschah nun von Seiten der protestantischen Fürsten? Sie sahen, daß die ganze pabstfreundliche Welt Deutschlands sich für Ernst von Baiern betheiligte, und es konnte ihnen also nicht entgehen, daß Gebhard, wenn man ihm nicht kräftigen Beistand leistete, nothwendig unterliegen müsse. Nicht

minder hätten sie blind gewesen sein müssen, wenn ihnen die großen Vortheile, welche der Sieg Gebhard's der protestantischen Kirche in Aussicht stellte, entgangen wären, und somit zweifelte kein Vernünftiger auf der Welt, daß sie dem katholischen Heere ein protestantisches entgegenstellen würden. Allein wie ganz anders kam's in der Wirklichkeit! Der arme Gebhard hatte nämlich nicht die Lehre Luther's, sondern die Calvin's ergriffen und kaum wurde dieses Factum unter den lutherischen Fürsten bekannt, so zogen sie sich gänzlich von ihm zurück. Haßten sie ja doch in ihrer geistigen Beschränktheit den Calvinismus ärger, als die papistischen oder gar türkischen Gräuelp; wie hätten sie es also über sich bringen können, einen Anhänger jener Glaubensform zu unterstützen? Darum, Gebhard mochte bitten und flehen so lange er wollte; er mochte selbst das Versprechen ablegen, alle seine Unterthanen dem Lutherthume zuwenden zu wollen; nichts konnte den Glaubenshaß der Herzoge von Sachsen, von Brandenburg und wie sie alle hießen, brechen, und sie sahen mit größtem Gleichmuth, ja sogar mit Hohn zu, wie der Wittelsbacher immer weiter vordrang. Es war dieß eine „mehr als viehische Dummheit“ — *belluina stupiditas*, schreibt ein Zeitgenosse, der schweizerische Historiker Gualtherus —, allein die Engherzigkeit der lutherischen Fürsten sah dies selbst dann nicht ein, als Gebhard nach Verlust seiner letzten Festung, Bonn, sich anno 1584 genöthigt sah, nach Holland zu flüchten und der neue Erzbischof Ernst alle seine inzwischen protestantisch gewordenen Unterthanen mit Gewalt zum Katholicismus zurückführte. Die Katholiken aber, und insbesondere die Jesuiten — ei, wie jubelten diese, und mit welcher herzinnigen Geringschätzung sahen sie nicht auf die Querköpfe von Lutherischen herab, deren Verblendung, Zerrissenheit und Schwäche nun recht offen vor Jedermanns Augen lag!

Die natürliche Folge dieses großen in Cöln erworbenen Sieges war die, daß nur die sämmtlichen zunächst vacant werdenden Bischofsitze mit lauter Männern jesuitischen Sinns besetzt wurden, wie z. B. namentlich Freisingen, Hildesheim, Lüttich, Stablo, Münster, Snabrück, Minden und Paderborn. Ja, erstere fünf vereinigte der genannte Ernst von Baiern, der Erzbischof von Cöln, alle in seiner Hand und man kann sich denken, wie dieser von den Söhnen Loyola's durchaus beherrschte,

total kraft- und geistlose Wüßling das Regiment daselbst führte;*) in den andern drei geistlichen Fürstenthümern aber ging es um kein Haarbreit anders, sondern die Jesuiten hatten vollkommen freies Spiel und konnten mit ihrem Befehrwerk vorwärts schreiten, ohne daß ihnen von oben herab das geringste Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre. Auch gelang es ihnen in der That, alle Evangelischen dieser Territorien, selbst da, wo diese weitaus die Mehrheit bildeten, in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit zum römischen Katholicismus zurückzuführen, und man wäre versucht, sie wegen solch großartiger Resultate anzustaunen, wenn nicht die Mittel und Wege, deren sie sich bedienten, uns augenblicklich den Nimbus nehmen würden. Am besten ist's wohl, die Sache durch ein Beispiel klar zu machen, und als solches mag uns der Bischofs- sitz Paderborn dienen. Hier hatte der Protestantismus schon sehr frühe tiefe Wurzeln geschlagen und als im Jahre 1585 der Jesuiten- freund Theodor von Fürstenberg auf den Thron — wenn man so sagen darf — erhoben wurde, gehörte sowohl auf dem Lande, als auch in der Hauptstadt kaum noch der zehnte Theil der Einwohner- schaft dem alten Glauben an. In Folge dessen huldigte die ganze Obrigkeit, welche vom Volke erwählt wurde, dem Ketzertum, und der regierende Herr mußte sich also wohl hüten, irgend einen Befehl zu ertheilen, welcher antiprotestantisch klang, denn in einem solchen Fall hätte man ihm nicht nur nicht gehorcht, sondern ihn auch noch gehöhnt und mit Verachtung gestraft. Demgemäß sagten sich auch die Söhne Loyola's, als sie mit Theodor von Fürstenberg in sein kleines Reich eingezogen und von ihm die nöthigen Locali- täten und Geldmittel zur Errichtung eines Collegiums bekamen, sogleich, daß hier, für den Anfang wenigstens, mit dem bei ihnen sonst so beliebten Mittel der Gewalt nichts auszurichten sei, sondern daß „der dürre Acker“ — so nannten sie das Paderbornsche Ge- biet — „vielmehr vorher gut gedüngt werden müsse, ehe man mit der Pflugschaar darüber hinfahren könne.“ Die protestantischen Fürsten und Stände waren allerdings, wie der Vorgang in Cöln

*) Der Beweis für diese Behauptung kann nachgelesen werden in Aretin's Geschichte Maximilian's I., in welcher die Erbärmlichkeit Ernst's und seine verkommene Sittenlosigkeit urkundlich belegt wird.

hinlänglich gezeigt hatte, nicht zu fürchten; aber die Paderborner selbst — konnten sie sich nicht empören und am Ende den Bischof nöthigen, entweder abzudanken, oder den Loyoliten den Laufpaß zu geben? Die Klugheit gebot also, die Leute vorher in ihrem protestantischen Glauben wankend zu machen, ehe man ihnen den katholischen anbot, und um dieß bewerkstelligen zu können, durfte man nicht mit den Fäusten drein schlagen. Im Gegentheil, man mußte subtil auftreten, so subtil, bescheiden und demüthig, als ob man nicht Fünfe zählen könnte; man mußte sich wie ein unschuldiges Kind hinstellen, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen; man mußte einen Heiligenschein um den Kopf winden, um dem Katholicismus dadurch das Ansehen des Alleinseligmachens zu geben. Also thaten denn auch die Söhne Loyola's, und zwar mit einer Geduld und Ausdauer, die wirklich bewundernswürth ist. Sie hatten aber auch einen äußerst schwierigen Stand, denn die Paderborner empfingen sie nicht nur mit dem tiefsten Mißtrauen, sondern sogar mit dem grimmigsten Hasse, und es fehlte wenig, daß man sie nicht mit Steinwürfen verfolgte, wenn sie sich nur auf der Straße zeigten. Viele lebten sogar der Ueberzeugung, die frommen Patres seien keine Menschen von Fleisch und Blut, wie die übrigen Lebenden, sondern vielmehr Dämonen, welche die Hölle ausgespieen, und die Frauen insbesondere schreckten ihre kleinen Kinder mit dem Namen der schwarzen Bruderschaft. Nach und nach aber änderten sich diese Ansichten und Stimmungen. Ach, die Herren Patres benahmen sich ja so harmlos, so liebenswürdig, so herzensgut, daß es in der That ein Verbrechen gewesen wäre, noch fernerhin schlimm von diesen Engeln zu denken. Von freien Stücken und ohne eine Belohnung dafür zu verlangen, standen sie den Kranken bei. Ja, sie verpflegten sie nicht bloß, sondern lieferten ihnen sogar Speise und Trank, wenn es nöthig war. Von freien Stücken und ohne eine Belohnung dafür zu nehmen, unterrichteten sie die Jugend. Ja, sie unterrichteten dieselbe nicht nur, sondern sie reicheten den Bedürftigen sogar Aufenthalt und Kleidung, und nahmen damit den weniger bemittelten Familienvätern einen schweren Stein vom Herzen. Dazu kamen dann noch die wunderschönen Prozessionen, welche die Herren Patres von Zeit zu Zeit veranstalteten, sowie überhaupt das Schaugepränge und der Pomp und Glanz, bei ihrem Gottes-

dienste, durch den sie das Auge selbst des eifrigsten Katholiken bestachen. Endlich aber und zuletzt wußten sie auch die Leichtgläubigkeit der Menge, besonders der Weiber, aufs schlauste zu benützen, und von der Zeit an, daß einmal eine Frau, die sich bisher als eine ihrer schlimmsten Feindinnen erwiesen hatte, eine Mißgeburt zur Welt brachte — ein Ereigniß, das sie natürlich als eine Strafe des Himmels hinstellten, wagte es keine Tochter Eva's mehr, ihnen entgegenzuarbeiten. Kurz, sie wußten die Paderborner nach und nach so sehr umzustimmen, daß sie nach einem Zeitraum von wenigen eilf Jahren nicht mehr von allzuvielen gehaßt wurden, und überdem war es ihnen in dieser Zeit gelungen, nicht weniger als siebenhundert und fünfzig Proselyten zu machen. Nun aber, nachdem sie so weit gekommen waren, dünkte ihnen der Boden gedüngt genug, um, wie ich oben sagte, mit der Pflugschaar darüber hinzufahren, und somit zogen sie die Schafskleider aus, um dagegen ihre wahre Tracht, die Wolfspelze, herauszukehren. Mit andern Worten, sie drängten ihren Beschützer, den regierenden Fürstbischof, das Befeuerungswerk durch Gewaltmaßregeln zu fördern, und Theodor von Fürstenberg entsprach natürlich ihrem Willen in allen Stücken. Somit ließ er anno 1596 das Gebot ergehen, daß alle protestantischen Landpfarrer entweder zum Katholicismus zurückzukehren oder das Land zu verlassen hätten, und zwar sofort ohne irgend welchen Aufschub; wer aber nicht gehorchte, der wurde so lange bei Wasser und Brod eingesperrt, bis er hinlänglich mürbe geworden war. Natürlich wurden zu gleicher Zeit auch die sämtlichen protestantischen Kirchen den Jesuiten übergeben und diese versuchten es nun mit allen Kräften der Ueberredung, den Leuten den alten Glauben einzutrichtern. Bei Vielen ging es, aber bei weitem die Mehrzahl widerstand hartnäckig, und nach sechszjährigem Abmühen mußten es sich die Söhne Loyola's gestehen, daß sie mit den bisherigen Mitteln nicht zum Ziele gelangen würden. Somit griff jetzt der Bischof auf ihren Rath zu einer andern Maßregel, welche etwas durchgreifenderer Natur war: zu der Maßregel nämlich, daß er seinen sämtlichen evangelischen Unterthanen nur die Wahl ließ: entweder das Land zu verlassen oder katholisch zu werden. Auch blieb es nicht beim bloßen Befehl, sondern er hatte schon zum Voraus eine gehörige Anzahl von Truppen aufgestellt, mit denen die Jesuiten den

bischöflichen Worten Nachdruck zu geben wußten. Wie nahmen nun aber die Bürger von Stadt und Land diese furchtbar grausame Verfügung auf? Ei nun, ein Theil fügte sich und wurde entweder katholisch oder wanderte in die benachbarten Länder aus; ein anderer Theil jedoch verlor die bisher beobachtete streng gesetzmäßige Haltung und stürmte in seiner Wuth gegen das jesuitische Collegium an, drohend, dessen Insassen insgesammt dem Tode zu überliefern. Das war aber ein arger Fehler, denn nunmehr schrien die Jesuiten „Rebellion!“ und überzeugten den Bischof, daß er in seinem vollsten Rechte sei, wenn er mit diesen Aufwieglern kurzes Federlesen mache. Es kam also zum Kampfe und in diesem unterlagen die in den Waffen ungeübten Bürger, die noch zudem Niemanden hatten, der im Stande gewesen wäre, das Steuerruder im Sturm zu lenken. Kurz, die Rebellion wurde unterdrückt, und das Ende vom Liede war, daß im Jahre 1604 die sämtlichen Paderborner ihrem Landesherrn unter Abschwörung des Protestantismus von neuem huldigten.

Auf diese Art erlangten die Söhne Loyola's im Paderbornschen ihren Zweck, und ganz auf ähnliche Weise setzten sie auch in den übrigen von mir genannten geistlichen Fürstenthümern die Converting der Protestanten durch. Allein von allzugroßer Bedeutung waren diese Resultate doch nicht, weil die genannten Territorien einen verhältnißmäßig nur sehr kleinen Theil Deutschlands ausmachten, und somit darf es uns nicht wundern, wenn die frommen Patres Tag und Nacht darüber brüteten, ob es ihnen nicht möglich wäre, einmal eine ganze Provinz, ein Herzogthum, oder gar Königreich mit Hülfe seines weltlichen Regenten vom evangelischen Glauben zu säubern. Insbefondere richteten sie in dieser Beziehung ihr Augenmerk auf das sogenannte „Innerösterreich“, weil dieses von einem Manne ihres Herzens regiert wurde, und siehe da — ihr Vorhaben glückte ihnen auch hier. König Ferdinand I. hatte nämlich in seinem Testamente die österreichischen Erbstaaten so unter seine drei Söhne getheilt, daß der älteste, Maximilian, der zugleich sein Nachfolger im Reiche wurde, das Erzherzogthum Oesterreich nebst Böhmen und Ungarn, der zweitgeborne, Ferdinand, Tyrol nebst Vorderösterreich, der drittgeborne, Karl, aber Innerösterreich, das ist Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Istrien und Triest

erhielt, und eben auf diesen Erzherzog Karl, den Stifter der steierischen Linie Habsburg, hielten die Loyoliten besonders hohe Stücke. Auch wußten sie wohl warum, denn derselbe hatte sich anno 1571 mit Marien, der Tochter des Baiernherzogs Albrecht V. vermählt, und diese Marie, eine mehr als überfromme Katholikin, verehrte die Jesuiten mit innigster Hingebung ihres Herzens. Darum, wie sie sich überzeugte, daß der größere Theil der Innerösterreicher sich zu der evangelischen Lehre bekannte, lag sie ihrem Gemahl beständig mit der Vorstellung in den Ohren, daß es kein anderes Mittel gebe, dem völligen Untergange des ächten Glaubens in seinem Lande vorzubeugen, als wenn er die frommen, schwarzen Väter berufe, und bald glaubte der Herr Gemahl, was sie ihm vorsagte. Somit wandte er sich an den Ordensgeneral zu Rom, und dieser sandte ihm anno 1573 fünf Mitglieder der Gesellschaft, zugleich versprechend, noch mehrere nachsenden zu wollen, wenn ein Bedürfnis vorhanden sei; die fünf aber richteten sich sofort in Grätz, der Hauptstadt des Landes, häuslich ein, und erhielten von ihrem hohen Gönner so viele Gebäulichkeiten nebst Geld und Gut, daß sie es schon in wenigen Jahren zu einem Collegium, einem Priesterseminar und einem adeligen Convicte brachten. Trotzdem jedoch gelang es ihnen keineswegs, großartige Erfolge „im Befehren“ zu erzielen, sondern es schien eher, als ob sich seit ihrer Anwesenheit der Protestantismus noch mehr ausdehne, denn zuvor, und die Chroniken melden einstimmig, daß ums Jahr 1580 nicht bloß die Bürgerschaften der meisten Orte, Märkte und Städte, sondern auch fast die sämtlichen Stände, sowie bei weitem die meisten Staatsdiener, sowohl im Civil als Militär, zum evangelischen Glauben gehört hätten. Dieß grämte natürlich die Söhne Loyolas gar gewaltig, und der Beichtvater des Erzherzogs, der fromme Pater Johannes, sagte daher seinem Beichtkinde stets vor, daß weit strengere Maßregeln gegen die Protestanten ergriffen werden müßten. Dasselbe that in ihren Gardinenpredigten die Gemahlin Marie, und deren Bruder, der fanatische Herzog Wilhelm V. von Baiern, reiste einmal (anno 1581) eigens deswegen nach Grätz, um seinen Schwager persönlich zu bearbeiten. Letzterer nahm nun auch wirklich einen Anlauf, und erließ einige Verfügungen, welche die freie Religionsübung der Evangelischen beschränken sollten; allein, da er stets in

Geldverlegenheiten war, von denen ihn nur seine Stände befreien konnten, und da diese Stände keine ernstliche katholische Uebergriffe duldeten, so reducirte sich all' sein Vorgehen gegen den Protestantismus auf nicht viel mehr als Null. Dagegen suchte er seine Freunde, die Jesuiten, für diese seine Unthätigkeit durch große Gnadengeschenke zu entschädigen, und das bedeutendste derselben war, daß er ihr Collegium zu Grätz im Jahre 1585 zu einer Universität mit allen Freiheiten und Rechten einer solchen erhob.

So blieben also die Wünsche der Söhne Loyola's in Beziehung auf die religiösen Verhältnisse Innerösterreichs unerfüllt, so lange Erzherzog Karl lebte, allein ganz anders gestaltete sich die Sache, als ihm im Sommer 1590 sein Erstgeborener, der Erzherzog Ferdinand — der nachherige Kaiser Ferdinand II. — auf dem Throne nachfolgte. Dieser anno 1578 zu Grätz geborene Prinz nämlich wurde schon in sehr zartem Alter den Jesuiten zur Erziehung übergeben, wie denn auch sein Name in die Matrikel der neugestifteten Universität Grätz eingetragen ist; doch war er damals — das Datum der Matrikel lautet vom 25. November 1586 — noch zu jung, um als wirklicher Studiosus gelten zu können. Wie aber der Junge in das Alter von zwölf Jahren trat, sandte ihn sein Vater auf das Andrängen seines Schwagers, Wilhelms V. von Baiern, des großen Jesuitenfreunds, nach der hohen Schule von Ingolstadt, dem Hauptlager der Söhne Loyola's in Deutschland, und hier wurde er nun in Gemeinschaft mit Wilhelms V. erstgeborenem Sohn Maximilian, welcher ihn jedoch im Alter um fünf Jahre überragte, unter der immerwährenden speciellen Aufsicht Herzogs Wilhelm sechs volle Jahre lang in den Grundsätzen jesuitischer Staatsweisheit so vortrefflich unterrichtet, daß man ihn in seinem achtzehnten Jahre als ein Muster eines ächt katholischen Herrschers hinstellen konnte. „Alles Glück und aller Segen einer jeweiligen guten Regierung“, so lehrten die Jesuiten, „sei an die Herstellung der Einheit des katholischen Glaubens geknüpft, denn Religionszwiste hätten von jeher nichts als Unordnung in einen Staat gebracht und die Bürger gegen einander aufgehetzt. Eben deswegen habe ein Regent, welchen die Vorsehung zur Zeit der Zerrüttung seiner Länder durch Glaubensstreitigkeiten auf den Thron berufe, es als seine erste Pflicht anzusehen, den Kezern durchaus keine

Nachsicht, Duldung oder Schonung zu gewähren, und es dürfe kein Mittel zu streng, kein Opfer zu theuer erscheinen, um die durch die Religionstrennung erschütterte Grundlage der Gesellschaft wieder zu befestigen." *) Man sieht, es waren dieselben Grundsätze, in denen auch Philipp II. von Spanien aufwuchs, und die Historiker haben daher ganz recht, wenn sie berichten, Ferdinand sowohl als sein lieber Vetter und Freund Maximilian seien nichts anderes gewesen, als getreue Copien des großen spanischen Vorbilds. „Derselbe glühende, alles natürliche Gefühl von Recht und Sittlichkeit erwürgende Haß gegen die neuen religiösen Ueberzeugungen; dieselbe Verläugnung aller Treue und alles Glaubens und dasselbe frevelhafte Spiel mit der Heiligkeit des Eides und den feierlichsten Verträgen; dieselbe Fühllosigkeit gegen das unsägliche Elend der im Todeskampfe sich krümmenden Völker; dieselbe geistige Energie, verbunden mit einer fast stupiden Hartnäckigkeit in Verfolgung einmal gefaßter Vorsätze und endlich derselbe maßlose Uebermuth im Glück, welcher den Zorn des Himmels beinahe herausforderte; kurz, ganz dieselben vergifteten Grundsätze und Eigenschaften, welche im spanischen Philipp wucherten, beseelten auch die Brust Ferdinands und Maximilians, und die beiden Jünglinge verließen anno 1596 Ingolstadt's hohe Schule mit dem festen Entschlusse, der glorreichen Aufgabe der Ketzervertilgung ihr ganzes Leben zu widmen. **)“

Im Jahr 1596 übernahm Ferdinand die Regierung seiner Länder, die seit dem Tode seines Vaters vormundschaftlich verwaltet worden waren, und alsbald meldete er seinem Vetter, dem Kaiser Rudolph II., daß er die bisherige Religionsfreiheit in seinen Territorien fernerhin nicht mehr dulden werde. Weil aber der Kaiser

*) Man vergleiche „Eugenheim's Geschichte der Jesuiten in Deutschland.“
Bd. I. pag. 119/120.

**) In einem noch vorhandenen Briefe (s. Hormayr's Archiv für Geographie und Geschichte, Jahrg. 1812, pag. 540) vom 25. Jan. 1594 schreibt der Rector der Universität zu Ingolstadt an den Rector des Collegiums zu Grätz: „Der Erzherzog Ferdinandus hatt allhie schon das vierdte Jahr im Studieren zugebracht und zwar mit nit kleinem Nutz. Es verdirbt nichts, was in diesem so fruchtbaren Acker gepflanzt wird, denn gewiß das Gemueht des gueten Fürschten ist also geschaffen, daß kein bessers gewünscht mag werden.“

in seiner Rückantwort ihn an die große Uebermacht der Protestanten erinnerte und ihm zugleich zu verstehen gab, daß gar leicht ein herber Verlust an Land und Leuten daraus entspringen möchte, so wurde doch in den ersten zwei Jahren von großartigeren Gewaltmaßregeln noch Abstand genommen. Dagegen benützte man diese Zeit, um die Protestanten durch geringere Bedrückungen zu sondiren, ob sie wohl Muth genug hätten, der Gewalt — Gewalt entgegenzusetzen, und siehe da, die frommen Vaters, welchen natürlich das Geschäft des Pulsfühlers übertragen wurde, fanden aus, daß die evangelischen Innerösterreicher einen allzu großen Respekt vor der Legitimität ihres Fürsten, oder besser gesagt, eine allzu eingesessene Unterthanentreue besäßen, als daß sie je zu revoltiren wagen würden. Auf diesen Bericht hin beschloß Ferdinand, sein großes Vorhaben nicht länger mehr hinauszuschieben; doch reizte er noch vorher, anno 1598, nach Rom, um sich den Segen des heiligen Vaters zum Gedeihen des Werks zu erbitten, und überdem pilgerte er nach Loretto, woselbst er vor dem Bilde der Mutter Gottes, seiner „Generalissima“, das Gelübde: alle seine Lande gründlich vom Ketzerthum zu säubern, feierlichst erneuerte. Kaum war er aber von Rom, woselbst er im Profeßhause der Gesellschaft Jesu sein Absteigequartier genommen hatte, zurückgekehrt, so berief er seine drei hauptsächlichsten jesuitischen Rathgeber, ohne die er damals nie etwas unternahm, nämlich seinen Beichtvater, den Pater Bartholomäus Viller, sowie die beiden Rectoren Hauer und Neukirch in sein Cabinet, und hier wurde nun, nachdem man noch den katholischen Stadtpfarrer zu Grätz, mit Namen Lorenz Sunabenter, herbeigezogen hatte, der Feldzugsplan gegen die Evangelischen besprochen. Es war dieß ein sehr einfacher (denn was braucht man mit Ketzern viel Federlesens zu machen?) und derselbe eröffnete sich damit, daß Sunabenter in einer wohlstylisirten Eingabe sich beim Erzherzog darüber bitter beschwerte, wie die evangelischen Prädicanten sich erdreisteten, in seinem Pfarrbezirke zu taufen, zu copuliren und andere seelsorgerische Handlungen vorzunehmen. Solche Behauptung fußte durchaus auf Wahrheit; nur vergaß der Stadtpfarrer beizufügen, daß die evangelischen Prädicanten diese Befugnisse seit vielen Jahren der Religionsfreiheit gemäß ganz unbehindert ausgeübt hatten. Wie beantwortete nun

aber der Erzherzog die Eingabe Sunabenters? Einfach damit, daß er die Handlungsweise der Prädicanten für einen Friedensbruch und zur Strafe hiefür die den Protestanten früher bewilligte Religionsfreiheit für erloschen erklärte. Demgemäß erging sofort (am 13. September 1598) ein Befehl an den Landeshauptmann von Steiermark, alle protestantischen Kirchen und Schulen innerhalb vierzehn Tagen zu schließen, sowie ein fernerer Befehl (am 23. Sept.) an die Prediger und Schulmeister selbst, alles Predigen und Unterrichten sogleich einzustellen und innerhalb acht Tagen bei Todesstrafe das Land zu verlassen. Ganz gleichlautende Erlasse erfolgten den Monat darauf für die übrigen Provinzen Innerösterreichs und zwar mit der weiteren Verfügung, daß sofort alle Evangelischen und Kezer zur katholischen Religion zurückzutreten oder aber augenblicklich ihre Habe zu verkaufen und nach Entrichtung des zehnten Theils vom Erlöse das Land zu verlassen hätten.

Man sieht, Erzherzog Ferdinand führte eine ganz unverblünte Sprache und verhehlte seinen großen Zweck auch nicht im geringsten; allein was thaten nun die Protestanten, als sie sahen, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handle? Sie bildeten, wie ich weiter oben schon auseinandergesetzt habe, die große Mehrzahl der Einwohnerschaft und konnten also mit Leichtigkeit Widerstand leisten, wenn sie nur wollten, besonders da auch der meiste Besitz in ihren Händen war. Doch — leisteten sie Widerstand? Ja, einzelne Landgemeinden thaten es und auch einzelne Städte, wie zum Beispiel Klagenfurt, die Hauptstadt von Kärnthen. Die andern alle aber beschränkten sich aus lauter Unterthanendemuth auf flehentliche Bitten oder höchstens auf heftige Demonstrationen, und so wurde es dem Erzherzog leicht, die gewaltsame Opposition der wenigen vereinzeltten Gemeinden mit seinen angeworbenen Truppen zu brechen. Ich will mich über diese entwürdigende Unterwürfigkeit der protestantischen Innerösterreicher, welche sich auf die Lehre fußte, daß es Pflicht des Christen sei, lieber das größte Unrecht zu dulden, als sich dem göttlichen Rechte des Landesherrn zu widersetzen, nicht weiter auslassen, und wiederhole daher nur die Bemerkung, daß der Sieg ihnen sicher und gewiß gewesen wäre, wenn sie auch nur „die Wiene angenommen hätten“, sich „in Masse“ gegen ihre Unterdrücker zu erheben; unter benannten

Umständen aber erging sofort ein Strafgericht über sie, wie noch selten eines über eine im Sturm eroberte Stadt ergangen ist. Sobald nämlich die Jesuiten — und diese waren nunmehr die alleinig dirigirenden Personen in Innerösterreich — zu ihrer eigenen Verwunderung sahen, daß sich die Hunderttausende ihrer kezerischen Gegner ganz demüthig alles gefallen ließen, bewogen sie ihr Werkzeug, den Erzherzog, ein großes Inquisitionstribunal zu errichten und die Abgesandten dieses Tribunals durchzogen unter dem Titel von landesherrlichen Kommissären das ganze Land von Ortschaft zu Ortschaft, von Stadt zu Stadt, um die verirrtten Lämmer in den Schafstall der Alleinseligmachenden zurückzuführen. Diese Zurückführung geschah aber natürlich nicht durch das Mittel der sanften Ueberredung oder gar durch die Ueberzeugung aus der Bibel und dem Worte Gottes, sondern vielmehr durch das Schwert der Krieger, von denen sich die Kommissäre begleiten ließen und insbesondere durch die Furcht vor dem Galgen. Ja vor dem Galgen, denn vor jedem Dorfe, vor jeder Stadt ward ein solcher errichtet, und wer nicht alsbald auswanderte oder den Protestantismus abschwor, der durfte des Baumelns gewärtig sein. Auf diese Weise triebens die Jesuiten fünf volle Jahre lang in den innerösterreichischen Provinzen und während dieser Zeit verbrannten sie mehr als vierzigtausend lutherische Bibeln, wie sie auch der Kürze halber eine Menge von protestantischen Kirchen entweder mit Kanonen zusammenschossen oder mit Pulver in die Luft sprengten. Mit dem Eintritt des J. 1600 aber durften sie sich rühmen, mit alleiniger Ausnahme der Dreißigtausend und mehr, die ausgewandert waren, die sämtlichen Kezer wenigstens äußerlich neu bekehrt und dem ganzen Lande die Ruhe des Kirchhofs gegeben zu haben.

So endete der erste umfangreichere Kezervertilgungskampf, den die Jesuiten in Deutschland unternahmen, und daß sie dabei sich selbst, das ist ihre eigene Machtvergrößerung, nicht vergaßen, das ist wohl etwas, welches sich von selbst verstand. So erhielten sie gleich zu Anfang von Ferdinands Selbstregierung ein großes Collegium zu Laibach, der Hauptstadt Krains; so ferner anno 1598 die einem Fürstenthum gleichende Herrschaft Müllstadt in Kärnten mit allem, was drum und dran hing, insbesondere mit den umfassendsten Souveränitätsrechten; so weiter anno 1607 ein neues

prächtiges Collegium zu Klagenfurt und ein anderes nicht minder großartiges zu Leoben; so endlich anno 1609 einen wahren fürstlichen Palast von einem Universitätsgebäude in Grätz selbst und noch eine Menge kleinere Güter oder Einkommenstheile, die speciell mit Namen anzuführen viel zu viel Raum hinwegnehmen würde. Weit größeren Werth aber als alles dieß hatte die Thatsache, daß sie seit der Keizerbefehring in ganz Innerösterreich so zu sagen als gebietende Herren regierten und alle Zustände daselbst nach ihrem eigenen Gutdünken ordneten.

Mit großer innerer Entrüstung sahen die protestantischen Fürsten Deutschlands den Vorgängen im Innerösterreichischen zu; aber sie sahen zu, ohne weder Hand noch Fuß zu rühren, und somit stützten nun die Jesuiten, ausgehend von dem Grundsatz, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm ist, dem Kaiser Rudolph II. beständig in's Ohr, daß jetzt der wichtige Zeitpunkt sei, um in allen österreichischen Staaten die Glaubenseinheit wieder herzustellen. Rudolph zeigte sich auch durchaus nicht abgeneigt, diesem Rathe Folge zu leisten, und ernannte z. B. für sein Erzherzogthum Oesterreich einige Commissäre, welche in den Jahren 1599 — 1603 das ganze Land durchzogen, um die protestantischen Geistlichen zu verjagen. Auch schenkte er den Söhnen Coyola's einen großartigen Wohnsitz nebst einigen den Protestanten entrißenen Kirchen in *Linz*, der Hauptstadt Oesterreichs „ob der Enz“, und es entstand daraus ein so prächtiges Collegium, wie es sonst nur wenige gab. Dagegen mußte er davon absehen, in seinen beiden Königreichen Ungarn und Böhmen ähnliche Maßregeln durchzusetzen, dieweil dieselben sich sonst, unterstützt von den Türken, seinem Scepter ganz entzogen haben würden, und in dieser Richtung konnten also die vier Jesuitenpatres, welche den schwachen Monarchen im letzten Jahrzehnte seines Lebens fast ganz beherrschten, nämlich *Georg Scherer*, *Wilhelm Lamormain*, *Jakob Geranus* und *Johannes von Mellen*, nicht durchdringen. Wenn nun aber auch der Orden Jesu vorderhand wenigstens auf besagte Gewaltmaßregeln verzichten mußte, so entschädigte er sich damit, daß er nunmehr anfang, die Katholischen durch Schmähchriften aller Art zu einem wahrhaft teuflischen Haß gegen die Evangelischen aufzureizen, und die Thatsache steht fest, daß es derselbe hierin zu

einer wahrhaften Virtuosität brachte, obwohl auch die Protestanten die Antworten nicht schuldig blieben. Auch wäre es sicherlich sehr ergötzlich, dem Leser eine Parthie solcher Schimpfchriften aufzutischen, allein aus guten Gründen muß ich hierauf verzichten und der Leser erhält daher nur einige wenige Brocken statt einer ganzen Mahlzeit. So schrieb der Pater *Andreas*: „Es sei besser sich mit dem Teufel, als mit einem lutherischen Weibe zu verheirathen, dieweil man den Teufel mit geweihtem Wasser und Exorcismus vertreiben könne, während bei lutherischen Weibern Kreuz, Chrysam und Taufwasser verloren seien.“ So meinte der Pater *Gretser*: „Daß wer das Abendmahl unter beiderlei Gestalt von den Lutherischen empfangt, geradezu den Teufel in den Leib bekomme,“ und an einem andern Orte behauptete er, „daß evangelische Religionsverwandte, wenn sie heirathen wollten, nicht würdig seien, von einem Priester, sondern nur von einem Scharfrichter oder Henker proklamirt zu werden.“ So pflegte der Pater *Conrad Better* die Evangelischen nie anders als „Schelme, Bösewichter und Verräther“ öffentlich zu tituliren und der Luther selbst war ihm „ein verloffener Apostate, ein Dieb und Räuber, eine unflätliche Sau und eine unsinnige Bestie oder gar des Teufels Spießgeselle.“ So gab der Pater *Christoph Ungerzdorf* in einer anno 1610 herausgekommenen Brochüre, den evangelischen fürstlichen Reichsständen beifolgende schmeichelhafte Beinamen: dem Kurfürsten von Sachsen den „der durchlauchtig Saue“; dem von der Pfalz den „der Bestie zu Heidelberg“; dem Landgrafen von Hessen den „des hochgelehrten Schweins“; dem Herzog von Württemberg den „des reichen Tempelräubers zu Stuttgart“, dem Markgrafen von Brandenburg den „des Büttels von Ansbach“ und dem Pfalzgrafen von Neuburg den „eines sinnlosen und rasenden Narren.“ Ja, es genügte den Söhnen Loyola's nicht einmal, die Lutherischen mit Schmach und Hohn aller Art zu überhäufen, sondern sie forderten sowohl von der Kanzel herab, als in Druckwerken, die Katholiken ungeschminkt zur Vertilgung der Ketzer mit den Waffen in der Hand auf, und *Anton Bosselin*, eines ihrer angesehensten Mitglieder, ging sogar so weit, daß er dem Kaiser Ferdinand I. die ewige Seligkeit absprach, weil derselbe so gottlos gewesen sei, den Protestanten den Religionsfrieden zu gewähren.

„Wozu — so riefen die Patres Adam Tanner, Paul Windaek und Vitus Ebermann — wozu haben wir Gelder, wozu Soldaten, Säbel und Kanonen, als um sie gegen unsere Feinde zu gebrauchen? Was zaudern wir also, den Kettern auf den Leib zu rücken; was zaudern wir, das Lutherthum und den calvinischen Gräuel mit Stumpen und Stielen auszurotten? Tödtet sie, schlägt sie nieder, reißt sie zu Boden, macht ihnen den Garauß, zündet ihnen die Häuser über dem Kopf an und überhäuft sie mit Allem, was nur Schlimmes erdacht werden kann, daß die verhaßte Brut endlich vom Erdboden verschwinde!“ Also riefen die Loyaliten und es konnte also in Deutschland kein Zweifel darüber sein, wie sie nichts anderes bezweckten, als einen großen allgemeinen Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus.

Solches mußte Jedem noch klarer werden, der das Gebahren der frommen Väter in ihrem geliebten Baiern eines eindringlicheren Blickes würdigte. Hier waren dieselben schon unter Albrecht V., wie wir gesehen, zu großer Macht gelangt, und noch mehr geschah dieß unter seinem Sohne und Nachfolger Wilhelm V., der von 1579 bis 1596 regierte. Auf dessen Erziehung hatte nämlich der Pater Hoffäus einen so bedeutenden Einfluß gehabt, daß man dem Orden schon deswegen unter dem zukünftigen Wilhelmschen Regimente die glänzendste Zukunft prophezeihen konnte; allein diese Erwartungen wurden dadurch noch bedeutend übertroffen, daß der Erbprinz anno 1568 die überfromme Renata, die Tochter des Herzogs Franz I. von Lothringen, heirathete und deren Beichtvater, den Pater Dominikus Mengin, auch zu dem seinigen machte, denn dieser innerlich zwar ungemein anmaßende, äußerlich aber überaus geschmeidige und hofmännische Jesuit wußte sich nach kurzem schon seines vornehmen Beichtsohns vollkommen zu bemeistern. Ja, Wilhelm ließ sich, nachdem er an die Regierung gelangt, wie ein Kind von ihm leiten und wetteiferte von da an mit seiner Gemahlin in der tollsten Verschwendung zu Gunsten des Ordens Jesu, wovon die Prachtbauten in München selbst das beste Zeugniß geben! Weil aber diese Verschleuderung des Landesvermögens nach und nach in's Ungeheuerliche ging und weil der Regent zuletzt für nichts mehr Sinn hatte, als für jesuitische Angelegenheiten — insbesondere liebte er es, mit seinem geliebten Beichtvater bei

der ärgsten Sonnenhitze in der ärmlichsten Pilgrimskleidung zu Fuße nach Duntzenhausen oder auch nach Altötting zur schwarzen Maria zu wallfahrten und dort bedeutende Opfer zu bringen —, so entstand endlich eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke und der Herzog sah sich in Folge dessen genöthigt, anno 1596 zu Gunsten seines Sohnes Maximilian abzutreten *). Nunmehr, meinten die Baiern, werde das goldene Zeitalter für sie beginnen, denn man wußte aus vielen Aeußerungen des jungen Regenten, daß es sein eifrigstes Bestreben sein werde, sein Land zur höchsten Blüthe zu bringen; allein — man hatte die Rechnung ohne die Jesuiten gemacht.

Maximilian I., Herzog von Baiern von 1596—1651, war, wie wir wissen, mit Erzherzog Ferdinand in Ingolstadt von den Vätern der Gesellschaft Jesu erzogen worden, und hatte ganz dieselben Grundsätze eingesogen, welche jene erfüllten. Man kann sich also wohl denken, daß der Einfluß der Jesuiten mit seinem Regierungsantritt kein geringerer wurde, als er unter seinem Vater gewesen; nur äußerte er sich auf eine andere Weise, weil Maximilian ein Mann ganz anderen Schlags war und sich eines energischen Geistes, so wie einer nicht geringen Bildung rühmen konnte. Wie und worin aber äußerte sich nun der jesuitische Einfluß? In nichts Geringerem, als darin, daß sie ihm die Ueberzeugung beibrachten, Gott habe ihn zum Nützzeug ausersehen, um ganz Deutschland zur Glaubenseinheit zurückzuführen und dem verhaßten Ketzerthum ein für alle Mal ein Ende zu machen. In Baiern selbst gab es für den glaubenseifrigen **) Fürsten in dieser Beziehung nichts zu thun, denn das ganze Land war, Dank der Fürsorge seiner Vor-

*) Wilhelm V. zog sich nach seiner Abdankung in das Collegium der Jesuiten zu München zurück, um von nun an ganz der Andacht zu leben, und starb daselbst als eine Art Heiliger erst anno 1626 mit Hinterlassung einiger Gebetbüchermanuskripte.

**) Um dem Leser einen Begriff von dieser Glaubenseifrigkeit zu geben, will ich nur das einzige Curiosum anführen, daß er der erste katholische Regent war, welcher seinem Erstgeborenen in der Taufe den weiblichen Namen der Maria und zugleich den Namen des Jesuitengenerals Ignatius beilegen ließ. Auch ließ er zuerst Münzen schlagen mit dem Bilde der Maria, so wie mit der Umschrift: »Patrona Bavariae« d. i. „die Beschützerin des Baiernlandes.“

fahren, gut katholisch geblieben, und es erwachte daher in seiner ehrfurchtigen Brust ein großer Neid auf seinen Jugendfreund und Schwager Ferdinand von Innerösterreich *), dessen Heldenthaten auf kirchlichem Gebiete damals die ganze katholische Welt elektrisirten. Was war also natürlicher, als daß die Jesuiten diesen Neid zu immer höheren Flammen anbliesen, so wie daß sie dem nach ähnlichem Ruhme Dürftenden den Weg angaben, wie er sich sogar einen noch viel größeren gewinnen könne? Daran nämlich zweifelte Maximilian von Anfang an nicht, daß der Religionsfrieden, welchen der Kaiser im Jahre 1555 mit den Protestanten abgeschlossen hatte, jeden Augenblick von den Katholiken gebrochen werden dürfe, dieweil die Freiegebung einer irrigen Religion — und die evangelische Lehre war doch natürlich in seinen Augen eine irrige — eine rechtlich unerlaubte Handlung sei, und folglich handelte es sich bloß darum, „wann“ man denselben brechen solle. Um aber, sobald dieses „wann“ eintrete, mit Aussicht auf Erfolg operiren zu können, sammelte er in aller Stille Soldaten, Kriegsmaterial und Geld, vorgebend, es geschehe dieß wegen eines drohenden Türkenkriegs, in Wahrheit aber nur allein des großen Glaubenskriegs halber, auf dessen Ausbruch die Jesuiten nunmehr mit aller Macht hinarbeiteten.

Ehe sie jedoch den Vorhang zu dieser furchtbaren Tragödie aufzogen, wollten sie den Helden derselben vorher gleichsam einüben, und sie führten deßhalb nunmehr einige Beispiele auf, von denen zwei besonders bemerkenswerth sind, nämlich die gewaltsame Wegnahme und Bekehrung von Donauwörth, so wie der Uebertritt Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg zum katholischen Glauben nebst der Ausrottung des Protestantismus in seinen Landen. Donauwörth war in früheren Zeiten eine bairische Stadt gewesen, hatte sich aber schon seit 1420 Reichsfreiheit errungen und diese ihre Freiheit durch fast volle zwei Jahrhunderte hindurch zu bewahren gewußt. Den Glauben der Einwohnerschaft anbelangend, gehörte ein Theil noch dem Katholicismus an und dieser fand seinen Hauptstützpunkt in dem Kloster zum heiligen Kreuze, das der Benedictinerorden daselbst besaß. Mehr

*) Erzherzog Ferdinand hatte sich am 23. April 1600 mit Maximilian's Schwester Maria Anna verheirathet.

als vier Fünftheile der Bürger aber bekannten sich zum Luthertum und man konnte also den letzteren Glauben als den herrschenden bezeichnen. Doch kamen seit dem Religionsfrieden beide Parthien ganz gut mit einander aus, und es hatte sich sogar in den letzten zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ein förmliches Freundschaftsverhältniß zwischen Katholischen und Lutheranern hergestellt. Da gelang es nach dem Hingang des toleranten Abts Christoph Gerung (im Mai 1602) den Jesuiten, durch die Fürsprache ihres großen Gönners Maximilians I., so wie ihres besondern Freundes, des Bischofs Heinrich V. von Augsburg, die Mönche dahin zu bestimmen, daß sie den Leonhard Hörmann, ein bairisches Landeskind, zum Abte erwählten, und nun sollte es mit dem Frieden ein baldiges Ende nehmen. Auf das Anrathen seines Beichtvaters, des Jesuitenpaters Johann Buslidius, nämlich ermunterte Herzog Maximilian den Hörmann, sich die seit Duzenden von Jahren bestehende magistratliche Verordnung, daß keine öffentlichen Prozessionen mit Kreuz und Fahne durch die Stadt abgehalten werden durften, nicht mehr gefallen zu lassen, und der Abt befolgte sofort im Jahre 1605 diesen Wink. Am Fronleichnamstage veranstaltete er also einen großen pomphaften Umzug und verletzte dadurch das Gefühl der protestantischen Einwohner nicht wenig. Es kam übrigens zu keinerlei Ruhestörung dabei und die einzige Folge war, daß der Magistrat sich Aehnliches für die Zukunft verbat. Letzteres aber nahm der Abt, so wie der genannte Bischof von Augsburg, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, mit großem Mißfallen auf, und beide beklagten sich beim kaiserlichen Reichshofrathe über den Druck, unter dem die Katholiken Donauwörth's zu leiden hätten. Der Reichshofrath, sonst nicht eben die expeditesten Stelle, gab nun bereits im Oktober 1605 die Entscheidung, daß derlei Umzüge stattfinden dürften und machte den Magistrat für alle etwaige Excesse verantwortlich; der Magistrat aber blieb dabei, daß es besser wäre, den gemeinen Mann nicht absichtlich zu reizen und forderte den Abt zum Friedenhalten auf. Dessenungeachtet veranstaltete Hörmann am 11. April 1606 einen noch prunkhafteren Umzug nach einem benachbarten Dörfchen und machte dieses sein Vorhaben der ganzen Einwohnerschaft den Tag zuvor von der Kanzel herab auf eine recht höhnische Weise kund. Somit konnte es nicht ausbleiben,

daß der rohere Theil unter den Evangelischen sich zusammenrottete und die Prozession nicht nur mit einem Steinhagel begrüßte, sondern auch eine Fahne in Stücke zerriß. Natürlich lief jetzt eine noch viel energischere Klage beim Reichshofrath ein und nachdem vielfach hin- und hergestritten worden war, beauftragte Kaiser Rudolph II. auf das Andrängen Maximilians I. den Letzteren: „Die Katholiken in Donauwörth gegen ferneren Unglimpf zu schützen, sintemalen der Magistrat offenbar zu schwach sei, um die übel gesinnte Bürgerschaft im Zaume zu halten.“

Jetzt hatten es die Jesuiten so weit, als sie es bei diesem abgekarteten Spiele haben wollten, und das übrige war nur Kinderspiel. Zuwörderst schickte Maximilian einige Kommissäre in die Stadt, um die nöthigen Schutzanordnungen zu treffen, aber diese Herren, von Johann Buslibius vorher genau unterrichtet, wie sie verfahren sollten, benahmen sich mit einem Uebermuth, daß ihnen die Bürgerschaft die Thore wies. Nunmehr hieß es: Donauwörth befinde sich in offener Rebellion gegen kaiserliche Majestät, und die jesuitische Umgebung Kaiser Rudolphs drang sofort so lange in Letzteren, bis derselbe sich endlich am 3. August 1607 dazu bringen ließ, die Stadt in die Reichsacht zu verfallen. Die Vollziehung derselben wurde selbstverständlich dem Herzog Maximilian, als dem nächsten katholischen Reichsstand, übertragen, und dieser umzingelte sofort Donauwörth mit einer so ansehnlichen Streitmacht, daß an langen Widerstand nicht zu denken war. Ueberdem nahm sich kein einziger der protestantischen Fürsten der armen bedrängten Bürgerschaft an und somit blieb derselben nichts übrig, als am 17. Dezember 1607 dem bairischen Herzoge die Thore zu öffnen; doch that sie dieß nur unter der Bedingung, daß Niemand in seiner Religionsfreiheit sollte gestört werden, und diese Bedingung getreulich zu halten, versprach Maximilian „bei seinen fürstlichen Ehren.“ Wie hielt er nun aber dieses Versprechen? Auf eine ganz eigenthümliche Weise und seinen „fürstlichen Ehren“ keineswegs entsprechend. Seine weltlichen Rätthe nämlich, oder wie man jetzt sagen würde: seine Minister riethen ihm, das Religionswesen der eroberten Stadt unangetastet zu lassen und dieselbe nur so lange occupirt zu halten, bis die Kriegskosten bezahlt seien, denn, wenn er anders handle, so müßten, weil Donauwörth bislang eine freie Reichsstadt

gewesen, nothwendig sehr schlimme Zerwürfnisse mit den protestantischen Reichsständen für ihn daraus entstehen; seine geistlichen Rathgeber aber, nämlich der genannte Reichsvater Johann Buslidius nebst den frommen Vätern Mathias Mitner und Georg Schrettl, die er nebst noch einigen weiteren Jesuiten mit nach Donauwörth genommen hatte, verlangten von ihm, daß er sofort dem Ketzenthum in Donauwörth mit Gewalt ein Ende mache und die Stadt, um den Katholicismus bleibend darin erhalten zu können, seinen Erblanden ohne weiteres einverleibe. Sie wußten wohl, daß dieß ein offener Bruch des Religionsfriedens sei, und eben so gut wußten sie, daß der Herzog, wenn er ihnen folge, vor der Welt als ein Ehr- und Wortbrüchiger erscheinen müsse. Allein über den letzteren Punkt beruhigten sie ihn leicht mit dem Satze, daß es ein religiöses Verdienst sei, Ketzern das Wort nicht zu halten, und was den ersteren Punkt anbelangt, so meinten sie voll Hohn, die protestantischen Reichsstände würden es wegen einer solchen Kleinigkeit nicht zum Aeußersten kommen lassen, da sie ja auch zu den Vorgängen in Innerösterreich und an andern Orten geschwiegen hätten; sollten sie sich aber in der That zu kräftigeren Schritten entschließen, dann sei ja der eigentliche Zweck: „die Eröffnung des großen Glaubenskampfes“ erreicht, und in diesem müßten sicher die Katholiken die Oberhand behalten, weil Maximilian gerüstet dastehe und die protestantische Parthei nicht. Solchen Argumentationen konnte Maximilian nicht widerstehen, und demgemäß traf er sofort alle zur Unterdrückung des Protestantismus nöthigen Anordnungen. Insbesondere jagte er alle lutherischen Geistlichen zu den Thoren hinaus und überwies die sämtlichen Kirchen den Söhnen Loyola's. Ebenso verfuhr er auch mit den evangelischen Lehrern, welche ohne Ausnahme durch katholische ersetzt wurden; die Bürger aber hielt man mit Gewalt an, ihre Kinder wie bisher zur Schule zu senden, und nicht minder waren sie genöthigt, in die Messe zu gehen, wenn sie nicht auf alle Weise gehudelt und gepudelt werden wollten. Kurz, es wurde kein Mittel, auch das schlechteste nicht, gescheut, um die Bürger zur Annahme des alten Glaubens zu bewegen, und da Maximilian zugleich den andern Rath der Jesuiten: Donauwörth in eine bairische Landstadt umzuwandeln, mit Bewilligung des jesuitisch-bigotten Kaisers Rudolph II.,

ebenfalls durchführte, so gelang das Befehrungswerk in wenigen Jahren ganz vollkommen.

„Und die protestantischen Stände?“ Nun diese waren eben damals zusammen mit den katholischen (1607 — 1608) auf einem Reichstag in Regensburg versammelt und sie sahen recht wohl ein, was dieses Gewaltsverfahren eigentlich zu bedeuten habe. Sie sahen ein, daß die Occupation Donauwörth's nichts anderes sei, als so zu sagen der Umsturz des ersten Strebepfeilers am großen Religionsfriedensdom, und daß zweifellos im hohen Rath des Ordens Jesu beschloffen worden sein müsse: das Vertilgungswerk des Akerthums bei den schwächsten Gliedern der protestantischen Stände, bei den kleinen Reichsstädten zu beginnen, um dann später nach Maßgabe der Umstände die stärkeren an die Reihe kommen zu lassen. Das alles sahen sie recht wohl ein und sprachen es auch unumwunden aus; allein was thaten sie nun? Ach, eine That erwartete man vergebens von ihnen! Sie begnügten sich vielmehr mit einer Protestation, das ist mit einer Protestation in Worten, um welche sich die andere Parthei auch nicht ein Jota kümmerte. Doch entstand Ein Gutes daraus, nämlich im Mai 1608 die Gründung der protestantischen Union, welche um Lutheraner und Calvinisten, die bisherigen geschworenen Todfeinde, das Band der Brüderlichkeit schlingen sollte; nur hatte diese Union leider zu kurzen Bestand, um eine wirklich nachhaltige Wirkung zu haben, und überdieß rief nun (Juli 1609) Maximilian I. die katholische Liga in's Leben, deren Stärke der Union jedenfalls das Gleichgewicht hielt. Welches waren also die Folgen des jesuitischen Attentats auf Donauwörth? Nichts anderes, als die nunmehr offen zu Tag liegende Spaltung Deutschlands in zwei große feindliche Heerlager, welche nur des Zeichens ihrer Führer harften, um einander tödtlich zu bekämpfen. Die Jesuiten kamen also, wie man sieht, ihrem großen Ziele immer näher; doch mußte vorher, ehe der eigentliche Actus des großen Glaubenskampfes begann, noch ein zweites Vorspiel aufgeführt werden, nämlich die Katholisirung Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg und die Ausrottung des Protestantismus in seinen Landen.

Nachdem nämlich der Herzog Johann Wilhelm III. von Jülich und Cleve im März 1609 ohne unmittelbare Nachkommen verstorben war, glaubten die beiden fürstlichen Häuser Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg gleiche Rechte auf das Erbe zu haben, und es ward sofort Jülich vom Erbprinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Cleve aber vom Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg in Besitz genommen. Jeder der beiden hohen Herren hätte aber gerne das ganze Erbe gehabt und jeder von ihnen wandte sich daher an die protestantische Union, deren Mitglieder sie Beide waren, verlangend, daß sich dieselbe auf dem Reichstag für ihn verwende. Die Union hätte sich also darüber entscheiden sollen, welchem von beiden Prätendenten sie den Vorzug gebe, und es schien in der That eine Zeitlang, als ob Kurbrandenburg den Sieg davon tragen würde. Doch schien dieß nur so, denn die Mitglieder der Union waren viel zu uneinig und energielos, um sich irgend definitiv zu entscheiden, und Kurbrandenburg wie Pfalz-Neuburg ward daher von einem Termin zum andern hinausgeschoben. Da wurde dem Wolfgang Wilhelm auf Anrathen der Jesuiten durch den Gesandten Philipp's III., Königs von Spanien, angedeutet, daß es ein ganz probates Mittel gebe, sich der ganzen Erbschaft zu versichern, nämlich wenn Wolfgang Wilhelm durch Verschwägerung mit dem bairischen Hause die mächtige Fürsprache des Herzogs Maximilians I. und der mit ihm verbundenen Liga gewinne. Dieß leuchtete dem Pfalz-Neuburger ein und er warb demgemäß um die Hand der Prinzessin Magdalena, der Schwester Maximilians; dieser aber sagte zwar nicht Nein, erklärte dagegen auf's bestimmteste, daß er nun und nimmer einen Keizer seinen Schwager nennen werde. Das war deutlich gesprochen und konnte nicht mißverstanden werden. Doch Wolfgang Wilhelm hatte bisher — wie überhaupt seine ganze Familie — unter die orthodoxesten aller orthodoxen Lutheraner gehört und er rühmte sich, daß er die Bibel des Jahrs nicht weniger als zwei Duzend Male durchlese. Wie mochte also von ihm erwartet werden, daß er je seinen Glauben ändern könnte? Allein merkwürdig — es wurden nun doch plötzlich in dem Herzen des Neuburgers Zweifel rege, ob er bisher den wahren Glauben gehabt habe, und wie er sofort zur Betreibung seiner Hochzeitsaffaire in München ankam, wußte ihn

daselbst der schon so oft genannte Johann Buslibius so vortrefflich zu bearbeiten, daß es am Ende gänzlich bei ihm zum Durchbruch kam. Somit trat er im Juli 1613 heimlich — er fürchtete den Zorn seines alten noch lebenden Vaters — zur katholischen Religion über und heirathete vier Monate später Herzog Maximilians Schwester. Nicht lange nachher jedoch verbreiteten die Jesuiten absichtlich die Kunde seines Uebertritts, um ihn zu zwingen, aus der Heimlichkeit hervorzutreten, und solches that er auch richtig im Mai 1614, nicht achtend darauf, daß diese seine Handlungsweise seinem armen Vater nothwendig das Herz brechen mußte, wie auch richtig zwei Monate später geschehen ist.

Ihren ersten Zweck, den Rücktritt Wolfgang Wilhelms zum katholischen Glauben, hatten also die Jesuiten erreicht und nun konnte es ihnen auch nicht schwer fallen, ihre zweite Absicht: „die Ausrottung des Ketzertums in den Pfalz-Neuburgischen Landen“ durchzusetzen. Convertiten treten ja gewöhnlich als wüthende Eiferer für den neuangenenommenen Glauben auf, um der Welt zu beweisen, daß es ihnen mit ihrem Uebertritt Ernst gewesen sei, und Wolfgang Wilhelm machte keine Ausnahme von dieser Regel. Deswegen versicherte er auch schon wenige Tage nach seinem Uebertritt den Pabst Paul V. in einem eigenen Sendschreiben seiner unbedingten Ergebenheit und setzte dann wörtlich hinzu, daß er entschlossen sei: „das Lutherthum auszurotten, der Römischen Kirchen Säule zu sein, die Freistellung der evangelischen Religion abzuschaffen, das äußerste gegen die Protestirenden zu tendiren und ihr Verderben und Untergang zu suchen.“ Umgekehrt aber — und eben hiedurch bewährte er sich als einen ächten Zögling der Jesuiten — scheute er sich auch nicht, zwei Monate später bei seinem Regierungsantritt seinen lutherischen Unterthanen die unverkümmerte Bewahrung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit in einer eigenen Urkunde feierlichst zuzusagen, denn sonst hätten ihm diese Leute nicht gehuldigt, und überdem — was lag denn an einer solchen Zusage, wenn man die Gewißheit hatte, sich jeden Augenblick von derselben entbinden lassen zu können? Ich will's jedoch kurz machen. Gleich nach seiner Ankunft in Neuburg, der Hauptstadt seiner väterlichen Erblande, im Februar 1615, übergab er die Schloßkirche den beiden Jesuiten Jacob Reihing und Anton Welser, seinem und seiner Frau

Beichtvater, und nun ging's mit allem Eifer an die Austreibung des Lutherthums; die Mittel aber waren dieselben wie in Donauwörth und anderswo, nämlich Verjagung der protestantischen Pfarrer und Lehrer, Absetzung aller widerspenstigen Beamten, Bedrückungen aller Art gegen solche, die im Ketzerthume ausharrten, und Begünstigung derer, welche zur Alleinseligmachenden übertraten. Diese Mittel, besonders auch eine starke Einquartierung in den Häusern der Renitenten, erwiesen sich meist als probat, und sowohl die Neuburger, als auch die Bewohner der übrigen Ortschaften des Fürstenthums wurden schon nach wenigen Monaten oder doch Jahren, müde; wenn aber je das zum äußersten gebrachte Volk einen Aufstand erregte, ei dann wars Rebellion, und gegen solche brauchte man sofort die blanken Waffen. Auf diese Weise gelang es dem Lutherthum sowohl im Neuburgischen, als auch in dem Fürstenthum Jülich, in welchem sich Wolfgang mit Hülfe der Liga behauptete (das Fürstenthum Cleve, wegen dessen er katholisch geworden war, erhielt er nie, sondern dieses blieb bei Kurbrandenburg), in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Garauß zu machen, und die Jesuiten hatten also alle Ursache zu jubeln. Nicht minder machte es ihnen Freude, daß ihnen der Herzog, seinem geliebten Jacob Reihing*) zu Gefallen, in verschiedenen Städten seines kleinen Reichs, besonders in Neuburg und Düsseldorf, Collegien gründete, denn es war dieß doch wieder ein bedeutender Zuwachs zu ihrer Machtstellung, und zwar ein ihnen um so lieberer, als sie nun Gelegenheit fanden, von hier aus auf die benachbarten protestantischen Ländereien ihren Einfluß auszudehnen.

Aus der bisherigen Darstellung des Treibens der Jesuiten in Deutschland ersieht man, daß nur sie es waren, welche zu einem großen Vernichtungskampf gegen das Ketzerthum hindrängten, denn vorher, ehe sie kamen, hatte zwischen Katholiken und Protestanten

*) Ich kann nicht umhin, den Leser bei dieser Gelegenheit mit der Thatsache bekannt zu machen, daß der genannte Reihing später selbst zum Protestantismus übertrat. Wegen seiner Polemik gegen die Protestanten nämlich sah er sich genöthigt, die Bibel genau zu studiren und dadurch wurde ihm über seinen bisherigen Glauben ein solches Licht angezündet, daß er sich in Tübingen (anno 1621) zu den Evangelischen wandte. Auch wurde er an besagter Universität Professor der Theologie und blieb dorten bis an das Ende seines Lebens.

tiefer Frieden geherrscht. Die letzteren also trifft keine Schuld, die allein ausgenommen, daß sie sich nicht gleich zu Anfang, als die ersten gewaltsamen Bekehrungen jesuitischerseits in Scene gesetzt wurden, mit den Waffen in der Hand zur Wehre setzten und Gleiches mit Gleichem vergalteten. Hätten sie dieß schon bei den ersten Protestantenhagen im Fulbaischen, Mainz'schen u. s. w. gethan und hätten sie sich insbesondere bei der Erzbischöflich Kölnier Affaire nicht das Zeugniß der größten Zerrissenheit, wenn nicht gar Feigheit ausgestellt, so wäre der Muth der viel kleineren katholischen Parthie nicht mit jedem Jahre gewachsen und nimmermehr hätte in den Bischofsstühlen von Paderborn, Minden, Münster u. s. w., nimmermehr in Innerösterreich, in Donauwörth und Pfalz-Neuburg das geschehen können, was geschah. Eine allzu große Passivität und Energielosigkeit, ein allzu eingefleischter Loyalitäts- und Unterthänigkeitsstimm gegen die Gesetze und gegen Kaiserliche Majestät — ich muß dieß wiederholen — ist der einzige Vorwurf, den man ihnen mit Recht machen kann; die eigentliche Action aber ging rein bloß von den Söhnen Loyola's aus und auf ihnen liegt also alle Verantwortung für den wahnsinnigen Greuel des nun folgenden dreißigjährigen Glaubenskampfes. Doch — zur Sache! Die verschiedenen Vorspiele hatten die Welt auf die kommende Tragödie hinlänglich vorbereitet und es dünkte also nun den Jesuiten an der Zeit zu sein, mit dem Trauerspiel selbst zu beginnen. Allein wie konnten sie dieß, so lange nicht die oberste Leitung der Geschicke Deutschlands sich in den Händen eines Fürsten befand, der einer solch furchtbaren Aufgabe gewachsen war? Er mußte ein Mann sein von großen geistigen Mitteln und zugleich ein Mann von furchtbarer Energie; ein Mann, ausgestattet mit einer Willenskraft, die sich bis zur hartherzigsten Hartherzigkeit steigerte, so daß er selbst vor dem Schrecklichsten nicht zurückbebt; nicht minder aber auch ein Mann, der in ihnen, der Jesuiten, Grundsätzen erzogen, sich fortwährend von ihnen leiten ließ und ihren Eingebungen nie sein Ohr versagte. Nur wenn ein solcher Fürst den deutschen Kaiserthron bestieg und sein schweres kaiserliches Schwert in die Wagschale der Katholiken warf — nur dann ließ sich mit Zuversicht hoffen, daß der Protestantismus in Deutschland trotz seiner immer noch großen numerischen Uebersahl nicht nur das Uebergewicht nicht gewinne,

sondern im Gegentheil bis zur Vernichtung geschlagen werden könne. Nur dann — dieß wußten die Söhne Loyala's gar wohl; doch Welch ein Glück für sie, daß es damals einen solchen Fürsten gab, und Welch ein noch größeres Glück, daß derselbe ein Erzherzog aus dem Hause Habsburg war, der ohnehin ein Anrecht auf den Kaiserthron hatte, nämlich eben jener Ferdinand von Innerösterreich, von welchem weiter oben schon weitläufiger die Rede gewesen ist! Er, dieser Ferdinand, mußte das Kaiserliche Scepter führen, wenn der zu beginnende große Glaubenskampf zum eben so großen Glaubenssieg werden sollte, und darum galt es jetzt vor Allem, ihm dieses Scepter zu verschaffen.

So gar leicht ging aber dieß nicht, denn nach dem Hingang des Kaisers Rudolph II. bestieg anno 1612 dessen Bruder Matthias den Kaiserthron, und von ihm war männiglich bekannt, daß er aus verschiedenen Gründen von langer Zeit her schon einen tiefen Groll gegen Ferdinand hege. Hätte — um von diesen verschiedenen Gründen nur einen einzigen anzuführen — hätte Ferdinand es doch vor Jahren schon gerne so weit gebracht, daß der kinderlose Kaiser Rudolph ihm, dem ferner stehenden Vetter, statt dem erbberechtigten Bruder Matthias, die Kronen Böhmen und Ungarn übermache! Ein tiefer Groll war also vorhanden und doch mußte eine unendliche Bevorzugung da sein, wenn der ebenfalls kinderlose Matthias den Vetter Ferdinand zum Erben einsetzte, denn es gab der Vetter noch mehrere, und darunter sogar Einige, welche sich einer näheren Verwandtschaft rühmen konnten. Doch die Jesuiten hatten schon oft bewiesen, daß sie selbst Unmögliches oder wenigstens unmöglich Scheinendes möglich machen könnten, und sie bewiesen es auch dießmal wieder. Vor Allem suchten sie die nächste Umgebung des Kaisers auf ihre Seite zu bringen und zwar insbesondere die feilen Weiber, in deren Armen der Monarch zu schwelgen pflegte. Gewiß ein sehr unsauberer Kanal, um auf Jemanden einzuwirken, allein die frommen Väter hätten selbst nach einem noch schmutzigeren gegriffen, wenn es ihr Vortheil erheischt haben würde! Den Buhlerinnen des Matthias wurde also auf alle Weise zugesetzt, heute durch Präsente, morgen durch Schmeicheleien, übermorgen durch eine leicht gemachte Absolution, über-übermorgen durch noch ein anderes Mittel, und so gelang es den

schlaun Patribus einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Ohr des neuen Monarchen zu bekommen. Einen noch größeren erlangten sie, als auch der Bischof Melchior Klesel, der langjährige Vertraute des Matthias, den dieser gleich nach seiner Thronbesteigung zu seinem ersten Minister gemacht hatte, auf ihre Seite trat. Diesen Klesel, den Sohn eines lutherischen Bäckers in Wien, hatte dereinstens der Vater Georg Scherer, dessen ich weiter oben schon erwähnte, zum Katholicismus bekehrt und ein von den Jesuiten Convertirter konnte doch offenbar dem Orden Jesu nicht ungünstig sein; als aber die frommen Väter dem inzwischen zum Premierminister vorgerückten Bäckersöhne gar vollends versprachen, daß sie ihm zu dem längst ersehnten Cardinalsstuhle, dem höchsten Ziel seiner Wünsche, verhelfen würden, wenn er sie in ihren Plänen wegen des Erzherzogs Ferdinand unterstütze, da sagte derselbe unbedingt zu und wurde überhaupt ihr Freund durch Dick und Dünn. Auch hielten beide Theile ihr Versprechen redlich und ehrlich, das heißt, Klesel erhielt anno 1616 die Cardinalswürde und stimmte dafür den Matthias im jesuitischen Sinne um. Das bei weitem überwiegende Verdienst in dieser Sache erwarben sich jedoch die beiden Ordensmitglieder Peter Pazman und Christoph Scheiner, und sie waren es so recht eigentlich, welche den Ferdinand zum Erben des Matthias machten. Pazman nämlich, wie Klesel, der Sohn armer protestantischer Eltern, die anfangs in Großwardein und dann in Grätz ihren Wohnsitz hatten, wurde in seinem siebzehnten Jahre (anno 1787) von den Jesuiten zum Katholicismus bekehrt, studirte dann in Grätz Theologie und promovirte wegen seiner ausgezeichneten Gaben schon sehr frühe zum Professor an der dortigen Universität. Später trat er in die Dienste des Cardinalbischofs von Gran, Franz Forgats, und hier zeichnete er sich so sehr aus, daß der hohe Prälat ihn sofort nicht nur zu seinem vertrautesten Rathe machte, sondern ihn auch im Jahre 1615, als er sich dem Tode nahe fühlte, den ungarischen Magnaten zu seinem Nachfolger empfahl. Auf solches hin begehrten ihn die Magnaten vom Kaiser Matthias zum Erzbischof, und dieser, der ihm sehr wohlwollte, wäre gerne hiezu bereit gewesen, wenn nur die Ordensgesetze den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu nicht die Annahme hoher kirchlicher Würde verboten hätten.

Doch — da ließ sich ja leicht helfen, wenn Pazman dem Anscheine nach aus dem Orden trat. Auch that er dieß wirklich und da der Pabst Paul V. seinen Consens dazu gab, so stand seiner Ernennung zum Erzbischof nichts mehr im Wege. Als solcher aber kam er mit dem Kaiser Matthias in so viele persönliche Verührung, daß ihn dieser stets lieber gewann, und bald gar kein Staatsgeschäft mehr ohne seine Beistimmung entschied. Namentlich zog er ihn auch wegen der Bestimmung seines Nachfolgers in der Regierung über die österreichischen Lande, sowie in der Kaiserwürde zu Rathe, indem seine beiden noch lebenden Brüder, Maximilian, Erzherzog von Tyrol und Vorderösterreich, und Albert, Regent der spanischen Niederlande, wie er selbst alt, kränklich und kinderlos waren, und Pazman rieth ihm natürlich nichts anderes, als alle seine Kronen auf den Erzherzog von Steiermark zu vererben. Ja nicht bloß den Rath gab er ihn, sondern er setzte ihm vielmehr mit seiner großen Beredsamkeit so sehr zu, daß Matthias endlich, obwohl nur ungerne, zu Anfang des Jahres 1617, einwilligte, den Vetter Ferdinand noch bei Lebzeiten zum Universalerben einzusetzen. Doch wäre er schwerlich so schnell und so vollständig ans Ziel gekommen, wenn ihm nicht sein Mitbruder, der Pater Scheiner, getreulich in die Hände gearbeitet hätte. Dieser nämlich, zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Professor der Mathematik auf der Universität Ingolstadt wirkend, wurde von dem Erzherzog Maximilian, dem Regenten Tyrols und zugleich einem großen Dilettanten in Mathematicis, oft nach Innsbruck eingeladen, und hatte sich bei demselben besonders dadurch in Gunst gesetzt, daß er ihm einmal (i. J. 1615) ein sehr werthvolles Fernrohr, welches durch Zufall beschädigt worden war, vollständig wieder herrichtete. Nun ruhte Maximilian nicht mehr, als bis Scheiner seine Professur aufgab, und als erzherzoglicher Beichtvater nach Innsbruck übersiedelte; in dieser Eigenschaft aber gewann derselbe einen solch' außerordentlichen Einfluß über sein alterndes Beichtkind, daß dieses keinen andern Willen mehr hatte, als den seinigen. Somit ward denn noch im selbigen Jahre 1615 der Erzherzog überredet, in der hochwichtigen Reichsthronerb-Angelegenheit, welche den Jesuiten mehr als irgend etwas anderes am Herzen lag, von freien Stücken einen Schritt nach vorwärts zu

thun, und nicht nur selbst auf die Erbnachfolge zu verzichten, sondern auch seinen Bruder Albert in den Niederlanden dazu zu bereden. Der Erzherzog willigte ein, und reiste sofort in Begleitung Scheiner's nach Brüssel. Auch gelang es ihm daselbst, den Bruder zu dem gewünschten Schritt zu bringen, und so nicht minder auch den König von Spanien, Philipp III., welcher als Enkel des Kaisers Maximilian II. ebenfalls Ansprüche an das österreichische Erbe hatte*). Nun aber, nachdem alles dieses schriftlich abgemacht und besiegelt war, richtete er im Herbst 1616 seine Schritte nach Prag zum Bruder Matthias, dem regierenden Kaiser, um ihm Rechenschaft von seinem bisherigen Treiben zu geben, und letzterer konnte nun fast nicht mehr umhin, den überredenden Worten des Erzbischofs Pazman sich zu fügen.

Auf diese Art gelang es, den Kaiser Matthias zu bewegen, daß er sich den Erzherzog Ferdinand zum Nachfolger erwählte, und letzterer ward auch wirklich sowohl von den Deutschen — die Mehrzahl der Kurfürsten war ja katholisch — als auch von den Böhmen, Ungarn u. s. w. als solcher anerkannt. Natürlich aber nur, nachdem derselbe das feierliche Versprechen gegeben, die Freiheiten und Rechte seiner künftigen Unterthanen heilig zu halten, wie er denn namentlich auch den Böhmen vor seiner Krönung einen Eid ablegen mußte, nie einen Buchstaben des sogenannten „Rudolphinischen Majestätsbriefes“, in welchem dem Lande die Religionsfreiheit garantirt wurde, zu ändern oder zu brechen. Doch — was gilt ein Eidschwur bei einem Zögling der Jesuiten? Darum jubelten auch die frommen Väter laut auf, daß die Nachfolge ihres geliebten Ferdinand gesichert war. Darum schrieten sie mit hellen Stimmen in die Welt hinein; »Novus Rex, nova lex,« das ist: „ein neuer Herrscher, ein neues Gesetz“, oder mit andern Worten: „ein frisch auf den Thron gekommener Fürst ist nicht gebunden an die verbrieften Rechte seiner Völker“. Darum predigte einer der

*) Umsonst leistete übrigens Philipp III. nicht Verzicht, sondern Ferdinand mußte in einem geheimen Tractat versprechen, ihm nach seiner Kaiserkrönung, Tyrol, Vorderösterreich, Elsaß und das Breisgau abzutreten. Dieses Versprechen wurde übrigens nie gehalten und Ferdinand hatte wohl von Anfang an nicht im Sinne, demselben getreu zu bleiben.

Ihrigen, der Pater Andreas Neubauer in Prag von der Kanzel herab: „Der böhmische Majestätsbrief sei der nothgedrungenen Erlaubniß von Bördellen in großen Städten gleichzuachten“, während andere Mitglieder der Gesellschaft Jesu ungescheut von der Verbannung und Güterconfiscation, ja sogar von der Hinrichtung der Evangelischen in allen deutschen Landen als einer Nothwendigkeit sprachen. Darum ward es nun aber auch jedem Denkenden klar, daß jetzt mit der Wahl Ferdinands, des großen Protestantenvertilgers in Innerösterreich, der furchtbare Kampf beginnen müsse, auf welchen die Söhne Loyola's schon so lange hingearbeitet hatten.

Und er begann, dieser große Kampf, wie Jedermann weiß, im Mai des Jahres 1618. Er begann in Böhmen, und zwar in Folge der fortwährenden, planmäßigen Aufreizung der Evangelischen durch die Söhne Loyola's, weßwegen auch die erste Regierungshandlung der Aufständigen darin bestand, daß sie die Jesuiten für ewige Zeiten aus Böhmen verbannten. Er begann noch unter dem Regiment des Kaisers Matthias, welcher bekanntlich erst im Jahre 1619 starb; aber derselbe war damals schon so elend, krank und hinfällig, daß man ihn nur noch als ein willenloses Werkzeug in den Händen seines Nachfolgers Ferdinand betrachten konnte, und die ganze furchtbare Verantwortlichkeit für diesen dreißigjährigen Brudermord ruht daher auf dem Kaiser Ferdinand II. und seinen Erziehern, Lenkern und Busenfreunden, den Söhnen Loyola's. Doch soll ich nun alle die gräßlichen Sceuen dieses grimmigen Kampfes vor den Augen des Lesers Revue passiren lassen? Dieß wäre eine Abschweifung von dem eigentlichen Zweck dieses Buches, und es dürfte genügen, mit wenigen Worten auf den Einfluß, welchen die Jesuiten auf den Gang des Kampfes ausübten, aufmerksam zu machen. Vor allem muß constatirt werden, daß Ferdinand II. im ersten Jahre des Kriegs, weil sich fast alle seine Erbstaaten, insbesondere Mähren, Schlesien, Ungarn und sogar Nieder- und Oberösterreich an dem böhmischen Aufstand theiligten, nahe daran war, der von ihm hervorgerufenen Rebellion zu erliegen, und daß er sich deßhalb hinter dem Rücken der Jesuiten durch einen außerordentlichen Gesandten, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, anno 1619, mit der Bitte, unter Gewährung von Religionsfreiheit Frieden schließen zu dürfen, an

den Pabst wandte. Wie aber die Söhne Loyola's hinter dieses Geheimniß kamen, so schickten sie augenblicklich Botschaft an ihren General Mucius Vittelleschi, bei Paul V. dahin zu wirken, daß er — was auch nachher wirklich geschah — die Bitte des Kaisers abschläglich beantworte, und zugleich mußte der damalige kaiserliche Beichtvater, der Pater Johann Weingartner, seinem hohen Beichtkinde die Hölle über diese beabsichtigte „Frevelthat“ so heiß machen, daß Ferdinand von seinem Vorhaben wieder abstand. Ihr Werk war es also, daß der Krieg nicht in seinem ersten Beginne wieder erstickt wurde, denn sie wollten ja einen Vernichtungskampf, und überdem — konnten sie denn einen Frieden mit Ländern gestatten, deren rebellische Regierung das Gesetz erließ, daß kein Jesuit sich je mehr, bei Todesstrafe, innerhalb der Gränzen blicken lassen dürfe? So thaten nämlich außer den Böhmen auch die Ungarn, die Mähren, die Schlesier und die Ober- und Niederösterreicher, und sie thaten es zugleich mit einer öffentlichen Ansprache an die Welt, welche, weil dieselbe alle schlimmen Eigenschaften und Handlungen des Ordens Jesu schonungslos aufdeckte, die Jesuiten im höchsten Grade erbittern mußte. *) Allein wenn nun auch Ferdinand II. sich entschloß, den Krieg fortzusetzen, — konnte er ihn denn fortsetzen? Alle seine Kassen waren ja auf's tiefste erschöpft und seine Armee bestand höchstens noch aus zwölftausend Mann, welche gegen einen vierfach überlegenen Feind nicht Stand halten konnte; die Unterstützung von auswärt's aber, welche ihm Philipp III. von Spanien zugesagt hatte, wurde nur spärlich geleistet und wollte nicht viel besagen. Doch auch für diese große Noth wußten die Söhne Loyola's einen Ausweg, und zwar bestand derselbe darin,

*) In dieser Ansprache heißt es unter anderem: „Wir haben gefunden, daß die Urheber all dieses Unheils obgedachte Jesuiten seien, die sich allein dahin verwenden, wie sie den römischen Stuhl befestigen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen mögen. Zu solchem Zwecke aber bedienen sie sich der unerlaubtesten Mittel; sie hegen die Obrigkeiten gegen die Unterthanen und die Unterthanen gegen die Obrigkeiten auf; sie bewaffnen Freunde gegen Freunde und stiften überall Zwietracht, Aufruhr und Empörung; sie maßen sich allenthalben das politische Regiment an und führten die Lehre ein, daß man denjenigen, so nicht katholischer Religion sind, weder Treu noch Glauben schuldig wäre u. s. w. u. s. w.“

daß sie die Hülfe Maximilians I. von Baiern für ihren habsburgischen Schützling gewannen. Das Haus Wittelsbach stand sonst in keinen besonders freundschaftlichen Verhältnissen zu Oesterreich, denn es war ihm von den Habsburgern, seit diese den deutschen Kaiserthron inne hatten, gar manche schwere Unbill zugesügt worden, und namentlich hatten sich auch die Herzoge von Baiern über den großen, an der Hinterlassenschaft Herzog Georgs des Reichen von Landshut anno 1505 begangenen Raub zu beklagen. Ueberdem durfte sich Ferdinand II. keineswegs das Zeugniß geben, bislang gegen seinen Jugendgenossen Maximilian wie ein wirklich lieber Freund oder auch nur wie ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben, sondern er hatte vielmehr aus Eifersucht auf alle Art gegen ihn intrigirt, um ihn zu veranlassen, die Hauptmannschaft der Liga abzugeben, und auch sonst war noch manches vorgefallen, was den Baiernfürsten nothwendig erzürnen mußte. Hätte man also nicht meinen sollen, Maximilian werde den jetzigen Augenblick der großen Noth des Beherrschers von Oesterreich benützt haben, um sich Genugthuung für alle die früher erlittenen Widerwärtigkeiten und Ungerechtigkeiten zu verschaffen? Gewiß, so hätte man denken sollen und die Staatsklugheit gebot dieß sogar; allein die Jesuiten wollten es anders und diese waren, wie ich schon weiter oben gezeigt habe, am Münchener Hofe allmächtig. So wurde denn dem Herzog von seinem Beichtvater und andern Mitgliedern des Ordens Jesu unaufhörlich zugesetzt, sich an die Spitze des Kampfes für Gottes Ehre zu stellen, indem man ihm mit glühenden Farben die Glorie des Glaubenshelden vormalte, und darum wies auch Maximilian den Jugendfreund, als dieser zu Anfang Oktober 1619 hilfeslehend in München erschien, nicht nur nicht ab, sondern sagte ihm im Gegentheil seinen vollen Beistand zu. Und sogar einen sehr uneigennütigen, wie der am 8. Oktober 1619 abgeschlossene Vertrag beweist! Welche Folgen aber dieses rein bloß durch die Künste der Jesuiten zu Stande gebrachte Bündniß zwischen Ferdinand und Maximilian hatte und wie der erstere nur hiedurch seinen sichern Untergang in einen Sieg zu verwandeln im Stande war, das lernen wir aus der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, auf welche ich den Leser hiemit verweise.

Solches war der erste Beweis von dem außerordentlichen Einfluß,

den die Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskriegs ausübten, und ich gehe nun zur zweiten Thatsache über, nämlich zur Katholischmachung und Pacificirung von Böhmen. Nach der Entscheidungsschlacht am weißen Berge bei Prag im November 1620 hatte der Herzog Maximilian in einer vorübergehenden Anwandlung von Menschlichkeit den Böhmen gegen unbedingte Unterwerfung Sicherheit der Person, so wie volle Amnestie versprochen und die Böhmen verließen sich natürlich auf dieses fürstliche Wort. Doch den Jesuiten war solche Zusage eine äußerst verhasste, denn es dürrtete sie nach dem Blut der keizerischen Rädelzführer, durch welche sie vor zwei Jahren aus Böhmen verjagt worden waren, und sie lagen daher dem Kaiser Ferdinand beständig in den Ohren, er solle sich nichts um das besagte Maximilianische Wort kümmern. Lange widerstand Ferdinand, denn er mochte den Mann, der ihm Böhmen wieder erobert und den Aufstand in den übrigen österreichischen Landen niedergeschlagen hatte, doch nicht so ohne Weiteres gröblich beleidigen; allein endlich wurde er doch wankend und berief Anfangs Juni 1621 eine geheime geistliche Raths-sitzung zusammen, um einen endgültigen Entschluß zu fassen. Die Wortführer in dieser Sitzung waren die beiden kaiserlichen Beichtväter, die Jesuitenpatres Johann Weingartner und Martin Becanus*), so wie noch vier andere Ordensmitglieder, unter denen sich der Rector des Wiener Collegiums, Wilhelm Lamormain**), besonders auszeichnete, und den Ausschlag gab der letztere,

*) Becanus hieß eigentlich Van-den-Beek und war ums Jahr 1561 im Flecken Silberen im Belgischen geboren. In den Jesuitenorden trat er anno 1583 und fünf Jahre darauf fungirte er schon als Professor der Theologie in Cöln. In gleicher Eigenschaft kam er anno 1613 nach Wien und sieben Jahre später nahm ihn der Kaiser Ferdinand zu seinem zweiten Beichtvater, weil der Pater Weingartner indessen sehr alt geworden war. Sehr lange jedoch diesen wichtigen Posten zu versehen, verließ ihm die Vorsehung nicht, denn er starb schon im Januar 1624.

**) Wilhelm Lamormain oder besser gesagt „Lämmermann“ erblickte ums Jahr 1570 zu Arduenne im Luxemburgischen das Licht der Welt und trat schon sehr jung in den Orden. Im Uebrigen war seine Carrière fast ganz dieselbe, wie die des Becan; nur rückte er vom Professor der Theologie zum Rector des Collegiums zu Grätz vor und wurde auf den Wunsch Ferdinands II., als dieser nach Wien übersiedelte, in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt. Ferdinand

indem er mit fester Stimme rief, daß er all' das zu vergießende Blut auf sich und sein Gewissen nehme. So erklärte sich denn der Kaiser bereit, die von den Söhnen Loyola's längst vorbereiteten Todesurtheile zu unterzeichnen und begonnen wurde die Tragödie mit der am 21. Juni 1621 vollzogenen Hinmordung von sieben- undzwanzig der Vornehmsten, Reichsten und Edelsten unter der böhmischen Nation. Zu derselben Stunde aber, da dieses Blut floß, lag der Mörder Ferdinand vor dem Muttergottesbilde zu Mariazell, wohin er gepilgert war, auf den Knien und betete als ächter Jesuitenzögling für die Seelen seiner Schlachtopfer. Natürlich übrigens blieb es bei diesem „ersten“ Bluturtheil durchaus nicht, sondern es begann nun ein System von Protestantenverfolgung, das man sich schrecklicher, blutiger, grausamer und niederträchtiger gar nicht denken kann, und der Erfinder dieses Systems war nach dem eigenen Zeugniß der Jesuiten ihr berühmter Mitbruder, der obengenannte *Wilhelm Lamormain*. Ich will sie nicht weiter ausmalen — jene Gräuel, die nun in den nächsten vier Jahren unter dem Deckmantel der Kezerebekämpfung ausgeübt wurden; ich will nicht davon sprechen, daß man die sämmtlichen Nichtkatholiken nicht bloß aller bürgerlichen, sondern auch aller menschlichen Rechte beraubte; ich will ihre Thaten nicht aufzählen, die Thaten jener von Ferdinand ernannten sogenannten Reformationsscommission, welche aber nichts anderes war, als ein dem Spanischen nachgeahmtes Inquisitionstribunal mit derselben barbarischen Härte und derselben unumschränkten Machtvollkommenheit im Brandmarken und Abschneiden von Nasen und Ohren, so wie im Henken, Köpfen und Rädern; ich will selbst jene gräßlichen Soldatenhazgen mit Stillschweigen übergehen, welche darin bestanden, daß die Kroaten oder Kürassiere oder Lichtensteiner angewiesen wurden, das Volk mit gezogenem Säbel oder mit Hunden und Peitschen in die Messe zu hetzen, die Widerspenstigen in enge Käfige, wo man weder sitzen, noch liegen, noch stehen konnte, zu werfen und dann an den Wei-

fühlte sich nämlich ungemein stark zu Lamormain hingezogen, so daß dieser den größten Einfluß auf seine Entschliessungen ausübte, und eben deswegen ward dieser Pater auch sofort nach Becans Tod, anno 1624, zum Beichtvater des Kaisers erhoben, und wirkte in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode, anno 1648.

bern und Töchtern so lange die abscheulichsten Gewaltthaten auszuüben, bis diese ihre Männer und Väter auf den Knieen beschworen, dem Ketzerthum zu entsagen; das Alles und noch vieles Andere will ich übergehen, aber meine Schuldigkeit ist's, die Namen derer zu nennen, welche sich bei diesen teuflischen Verfolgungen als Leiter und Schürer am meisten hervorthaten, und diese sind keine andern, als die Jesuitenpatres Adam Krawarsky, Andreas Metzsch, Leonhard Dppel, Kaspar Hillebrand, Georg Ferus, Ferdinand Kollowrat, Friedrich Bridel und Mathias Bierius. Welche gräßliche Folgen übrigens diese entsetzliche Schreckensherrschaft für das unglückliche Böhmen hatte, das gibt der Jesuit Balbin, der Geschichtsschreiber jenes Landes und der Augenzeuge der Gräuel, selbst zu, wenn er sagt: „es sei wirklich zum Erstaunen, daß nach Allem, was dort geschehen, überhaupt noch Einwohner sich vorfänden“; dagegen steht aber auch die Thatsache fest: „die noch vorhandenen Einwohner des verwüsteten Landes bekannten sich sämmtlich zum Katholicismus und der evangelische Glaube war gründlich ausgerottet.“

Als dritten Beleg für den außerordentlichen Einfluß der Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in Deutschland muß ich bezeichnen die Ausrottung des Protestantismus in Schlesien und als vierten die Ermordung des großen Friedländers, des kaiserlichen Generalissimus. Das aufständische Schlesien hatte sich Kaiser Ferdinand im Jahre 1621 wieder unterworfen, aber nicht durch Waffengewalt, sondern durch einen feierlichen Vertrag, welcher den Schlesiern Generalpardon für die Theilnahme am böhmischen Aufstand und die Bestätigung aller ihrer Rechte und Privilegien, also namentlich auch Religionsfreiheit sicherte. Dieser Vertrag wurde vom Kaiser selbst am 17. Juli 1621 mittelst offenen Patents in ganz Schlesien bekannt gemacht und keiner der daselbst Wohnenden hielt es für möglich, daß ein Fürst und Kaiser ehr- und schamlos genug sein könnte, einen solch' solennen Schwur zu brechen. Aber Ferdinand II. war ein Schüler der Jesuiten und die Patres Martin Becanus und Wilhelm Lamormain wußten, wie man sein Gewissen zu beruhigen habe. Somit begann schon im nächsten Jahre ein systematisches Verfolgungssystem gegen die Protestanten und als

diese sich nicht sogleich fügten, griff man ganz zu denselben Mitteln, mit denen man in Böhmen zum Ziel gelangt war. „Ausrottung der Ketzer“ war die Losung, welche die Söhne des heiligen Ignatius vom Morgen bis zum Abend predigten, und die Lichtensteiner nebst andern entmenschten Kriegern dienten dabei als „Seligmacher“. Wie grenzenlos grausam aber diese verfuhrten, das geht am Besten daraus hervor, daß selbst ein Jesuit, der Pater Nerlich in Glogau, deren schaudervolle Thaten nicht mehr länger mit ansehen konnte, und daher bei Pater Lamormain in Wien ihre Abführung beantragte. Doch genug hiervon. Auch Schlesien wurde durch die Jesuiten dem Katholicismus wieder gewonnen — was lag also daran, daß es dabei die Hälfte seiner Einwohnerschaft verlor und in das bitterste Elend herabsank?

Ich komme nun auf den vierten Beleg zu sprechen: auf die Ermordung Albrecht Wenzels von Wallenstein, Herzogs zu Friedland, Mecklenburg und Sagan, offenbar des größten Feldherrn unter allen, welche in diesem Kriege die katholischen Heere befehligten. Ihn hatten die Jesuiten dazu ausersehen, daß er das Haus Habsburg zum alleinherrschenden in Europa und den Kaiser Ferdinand II. zum unumschränkten Regenten vom deutschen Reiche mache, denn nie und nimmer ließen die Söhne Loyola's ihr großes Ziel der Universalmonarchie auch nur einen Augenblick lang aus den Augen. Er, der Friedländer, war aber auch der Mann dazu, und zwar nicht bloß seiner großen Feldherrntalente wegen, sondern noch mehr, weil er in ihrem Collegium zu Olmütz erzogen worden war und geistig vollkommen mit ihnen übereinzustimmen schien. Auch kamen beide Theile längere Zeit ganz gut mit einander aus und wenn zum Beispiel der Friedländer die Verleihung der Herzogthümer Sagan und Mecklenburg ganz allein oder wenigstens hauptsächlich der Fürsprache des Paters Lamormain, des einflussreichsten Mannes am kaiserlichen Hofe und faktischen Premierministers, verdankte, so setzte dagegen Wallenstein sowohl ihm, als seinen Mitbrüdern gar fleißig mit „Handsalbe“, d. i. mit reichen Präsenten zu und verschaffte dem Orden Jesu in den von seinen Truppen besetzten, bisher protestantischen Reichslanden einen festen Grund und Boden. Wie jedoch Wallenstein später in der Zeit der ärgsten Noth zum

Generalissimus mit völlig absoluter Dictatur ernannt wurde und von dieser Dictatur einen so unumschränkten Gebrauch machte, daß nicht bloß das Heer, sondern auch der Hof sich ganz nach seinem Willen richten mußte, da bemächtigte sich des kaiserlichen Beichtvaters und seiner Ordensbrüder ein furchtbarer Ingrim, denn bisher waren ja sie es gewesen, die ganz allein den Kaiser nebst dem Staatsschiff gelenkt hatten. Ja, dieser Grimm steigerte sich zur Wuth, wenn sie bedachten, daß der Friedländer eigentlich auf ihren Schultern zu der schwindelnden Höhe, auf der er jetzt stand, emporgestiegen war, und darum beschloßen sie auch sogleich, nachdem sie sich überzeugt, daß sie ihn nicht mehr als ihr Werkzeug benützen könnten, seinen Untergang. Auch blieb dieß dem Friedländer keineswegs verborgen und er sprach sich daher oft und viel gegen seine nächsten Vertrauten dahin aus, daß er die Jesuiten von Grund des Herzens hasse und sie, so bald als nur immer thunlich, für immer aus dem Reiche jagen möchte; allein die Söhne Loyola's kamen ihm zuvor, und im Verein mit Maximilian von Baiern und seinen andern Feinden gelang es ihnen, den Kaiser Ferdinand zu überreden, daß nun — zu Anfang des Jahrs 1634 — die Zeit gekommen sei, wo man des lästigen Dictators nicht mehr bedürfe. An der bloßen Absehung, der bloßen Entfernung des verhaßten Mannes genügte es ihnen aber nicht, sondern sie wollten, weil sie ihn fürchten gelernt hatten, seinen Tod, sein gänzlichet Abtreten vom Schauplatz dieser Welt, und somit überredeten sie mittelst des Paters Lamormain den Kaiser ohne allzu viele Mühe zur Unterzeichnung der bekannten Blutbefehle, welche am 24. Februar 1634 in Eger vollzogen wurden. Ueberdem waren sie es, welche sich zu Postboten und Postreitern gebrauchen ließen, um mit den verrätherischen Feldobristen des Friedländers, besonders dem Gallas, dem Buttler und dem Piccolomini zu unterhandeln, und in ihrem Collegium zu Prag wurden, wie von Zeitgenossen ausdrücklich bezeugt ist, von den Vollstreckern des Bluturtheils die entscheidenden Berathungen gepflogen.

Der fünfte Beleg des außerordentlichen Einflusses der Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in Deutschland liegt in dem berühmten Restitutionsedict, dessen Verfasser sie waren und welches Kaiser Ferdinand II. rein bloß auf ihren Rath und durch ihre Einflüste-

rungen getrieben, am 6. März 1629, als eben das Kriegsglück ihn auf den Zenith seiner Macht gestellt hatte, erließ. Seinem „Wortlaute“ nach sollten die Protestanten gehalten sein, alle seit dem Passauer Vertrage von 1552 an sich gezogenen Klöster, Stifte, Bisthümer und Kirchengüter herauszugeben, um sie den „rechtmäßigen“ früheren katholischen Besitzern zu restituiren, und es jubelte deßhalb im Anfang die gesammte katholische Priesterschaft, die Bischöfe und Erzbischöfe Deutschlands so wie den Pabst an der Spitze, unendlich darüber. Allein nur im Anfang, denn nach wenigen Jahren schon stellte es sich heraus, wie das Edict eigentlich gemeint sei. Es stellte sich heraus, daß Kaiser Ferdinand, welcher sich von Anfang an die freie und alleinige Verfügung über jene Kirchengüter vorbehielt, keineswegs gesonnen war, die besagten Güter den früheren Besitzern zurückzugeben, sondern daß er sie vielmehr zu seinem Nutzen und zur Vergrößerung seiner Macht behalten wollte und auch größtentheils factisch behielt*). Es stellte sich heraus, daß die Söhne Loyola's jenes Edict nur deßhalb fabricirt hatten, um in allen den Territorien, welche die Protestanten herausgeben sollten, sich selbst festzusetzen, um überall in jenen Bezirken den seit 1552 eingeführten evangelischen Glauben mit Gewalt auszutreiben und ihrem Orden alle auf diese Weise eroberten Kirchen nebst dem, was daran hing, einzuräumen. Deßwegen fehlten auch die Söhne Loyola's nie und nirgends, wo eine kaiserliche Kriegsschaar in eine eroberte Stadt einzog, denn sie wußten doch jene ohnehin schon entmenschten Horden zu noch größerem Eifer: „für Gottes Ehre ihre Lanzen einzulegen“, das heißt zu noch scheußlicheren Greuelthaten gegen die Protestanten inflammiren; sie mußten allüberall, wohin das kaiser-

* Pabst Urban VIII. beklagte sich deßhalb auch anno 1632 aufs heftigste darüber, und erwiederte dem Jesuiten-Cardinal Peter Pazman, welchen Ferdinand an ihn gesandt hatte, ganz ungeschminkt: „Die großen Vortheile, welche damals die Schweden errungen hätten, seien unbezweifelt nur eine göttliche Strafe dafür, daß die den Protestanten abgenommenen Kirchengüter nicht der Kirche überantwortet, sondern von der Staatsgewalt für sich selber zurückbehalten worden seien.“

liche oder linguistische Banner vordrang, mit Hülfe der entfesselten Soldateska dieselben Scenen aufführen oder wenigstens aufzuführen suchen, wie in Böhmen und Schlesien zu Anfang des Kriegs! So ermahnte z. B. der Pater Lorenz Forer, Professor an der Jesuitenschule zu Dillingen, die Befehlshaber der kaiserlichen Heere mit den Worten: „Estote ferventes, daß ist werdet nicht matt in eurem Eifer, sondern senget und brennet, daß die Engel die Füße an sich ziehen und die Sterne zu schmelzen beginnen.“ So ermordete der Pater La-Mourmay bei der Eroberung der Stadt Delnitz durch die Kaiserlichen drei protestantische Geistliche mit eigener Hand und ertheilte einem Kroaten, als derselbe einem Kinde, das er an den Füßen hielt, an einer Mauer den Kopf zerschmetterte, zum Lohn für diese That auf der Stelle Absolution für alle seine Sünden. So stellten sich die Patres Jeremias Drexel, Franz Dübuissou, Ignaz Plachy nebst noch vielen anderen ihrer Brüder oft und viel selbst an die Spitze der Bataillone, und in der Schlacht bei Breitenfeld, in welcher Gustav Adolph den Tilly auf's Haupt schlug, fand man sogar einige der Loyoliten unter den Todten. So zogen in Kaufbeuren, wie auch noch in vielen anderen schwäbischen Reichsstädten, ihrer Neun oder Zehne neben den kaiserlichen Besatzungsstruppen einherschreitend, ein und zwangen anno 1630 alle Protestanten entweder auszuwandern oder katholisch zu werden, von welcher Alternative sie selbst bei todtkranken Greisen, wie z. B. bei dem siebenzigjährigen Bürgermeister Lauber, keine Ausnahme gestatteten. So kam, ebenfalls im Jahre 1630, der Pater La-Mormain in Person nach Augsburg, um in Verbindung mit dem Rector des dortigen Jesuitencollegiums, Konrad Reising, das Restitutionsedikt zu vollziehen und mit Hülfe der mitgebrachten Soldaten waren bald alle protestantischen Kirchen und Schulen entweder geschlossen oder niedergerissen; diejenigen Einwohner aber, die dessen ungeachtet protestantisch bleiben wollten, trieb man mit der Peitsche in die Messe und gestattete ihnen selbst das Auswandern nicht, außer wenn sie ihr Vermögen zurückließen. „Da ging's“, schreibt ein Chronist aus jener Zeit, „also im ganzen Reich; was die Jesuiten wollten, das befahl der Kaiser, das urgirte der Spanier, das probirte der Baier, das insinuirten die Kommissäre, das exquirten die Soldaten, und es ist nicht genugsam zu beschreiben,

wie jämmerlich und schrecklich es hergegangen mit Morden, Rauben und Brennen.“

Als sechster und letzter Beleg des jesuitischen Einflusses auf den Gang des dreißigjährigen Krieges sind noch anzuführen die fast außerordentlichen Bemühungen der Söhne Loyola's, das Zustandekommen einer jeglichen Verständigung schon von vorn herein zu verhindern, denn Frieden sollte um keinen Preis werden, so lange noch ein Protestant existirte. Schon im Jahre 1632 suchte Cardinal Richelieu den Frieden zu Stande zu bringen, und zwar auf eine Weise, welche dem Verstande dieses großen Staatsmannes alle Ehre macht. Damals war nämlich Ferdinand II. durch die Siege Gustav Adolphs plötzlich von seiner stolzen Höhe in die tiefste Noth herabgeschleudert worden, und es schien zweifellos, daß das Haus Habsburg von dem tapferen Schwedentönige und seinen protestantischen Allirten schon nach kurzem Kriege zu einem recht demüthigen Frieden würde gezwungen werden, falls nur Maximilian I. sich entschließen könnte, sich mit seiner Liga neutral zu verhalten. Dadurch wäre Baiern vom Kriege ganz verschont geblieben und hätte sich zu einer Mittelmacht emporgeschwungen, welche bedeutend genug gewesen wäre, um den Ton in Deutschland anzugeben; also Vortheile genug, daß ein kluger Regent mit beiden Händen darnach gegriffen haben würde. Auch bot der französische Gesandte Charnacé all' seine Beredsamkeit auf, um den Wittelsbacher zu überreden, und der zu München versammelte landständische Ausschuß unterstützte ihn hierin aus allen Kräften. Allein was wäre aus den Jesuiten und ihren Plänen von einer Habsburgischen Universalmonarchie geworden, wenn Maximilian auf diesen Vorschlag eingegangen sein würde? Darum regten sie sich auch nun mit aller Kraft, und Adam Conzen*),

*) Pater Conzen, geboren anno 1575 in Montjoye im Herzogthume Jülich, trat anno 1595 in den Jesuitenorden und wurde anno 1617 aus einem Professor der Theologie am Collegium zu Mainz Beichtvater des Bischofs Johann Gottfried von Würzburg. Nach dem Tode des Johann Buslidius aber, anno 1623, rückte er zum Beichtvater des Kurfürsten Maximilian I. vor und blieb in dieser einflussreichen Stellung bis zu seinem Tode im Jahre 1635. Nebenbei bemerke ich noch, daß Buslidius 28 Jahre lang Maximilians Gewissensrath gewesen war.

der Beichtvater Maximilians, stellte diesem Himmel und Hölle vor, um ihn von einem so verderblichen Plane abzubringen. Er — und natürlich bliesen die übrigen am Hofe zu München ab- und zugehenden Jesuiten ganz in dasselbe Hörnlein — meinte unter anderem, der Kurfürst würde, wenn er aufhöre, in diesem Kriege für den Glauben zu fechten, nicht bloß all' den bisherigen Ruhm einbüßen, sondern auch noch einen unvertilgbaren Schandfleck auf sich laden. Ueberdem fragte er ihn, ob er, der Kurfürst, es dann auf sein Gewissen nehmen möchte, durch einen Neutralitätsvertrag mit dem Schwedenkönige den Sieg des Ketzerthums zu begünstigen, und ob er denn noch nicht daran gedacht habe, daß er sich dann am Ende sogar zur Duldung der Protestanten in Baiern genöthigt sehen würde? Kurz, er wußte seinem erlauchten Beichtkinde einen solchen Schrecken einzujagen, daß Maximilian beschloß, den Krieg fortzusetzen und sich, zum unsäglichen Elend Deutschlands, wie auch insbesondere Baierns, noch ferner als eine Vormauer Oesterreichs gegen des Schwedenkönigs Macht brauchen zu lassen.

Auf diese Art kam anno 1632 rein durch der Jesuiten Schuld der Frieden nicht zu Stande und ganz auf dieselbe Weise ging es auch anno 1635 und 1638. Im Jahre 1635 war es dem österreichischen Hofe gelungen, in dem sogenannten Prager Frieden die Allianz Sachsens mit Schweden zu lösen und dieser Friede hatte für den Kaiser Ferdinand einen unendlichen Werth, weil er damals allzu erschöpft war, um den Kampf mit allen seinen bisherigen Feinden noch länger fortzusetzen. Dessen ungeachtet spieen die Jesuiten, den Pater Lamormain an der Spitze, Feuer und Flamme über diesen Frieden, und suchten nicht bloß die katholischen Kurfürsten mit der ganzen Kraft ihrer Ueberredungskunst von dem Beitritt zu demselben abzuhalten, sondern drangen auch alltäglich in den Kaiser, ihn zu brechen. Natürlich, denn durch das besagte Friedensinstrument wurde den Lutheranern Religionsfreiheit garantirt und die Durchführung des jesuitischen Restitutionsedikts sistirt! Die Noth des Habsburgers war jedoch damals zu groß, als daß er hätte seines Beichtvaters Willen erfüllen können, und somit mußte dieser nothgedrungen einen günstigeren Zeitpunkt abwarten. Nun starb im Februar 1637 Ferdinand II. unter den Verwünschungen der durch ihn in unabsehbares Elend gestürzten Völker Germaniens

und sofort bot die Landgräfin von Hessen, Amalie Elisabeth, als Vormünderin ihres achtjährigen Söhneins, dem Kaiser Ferdinand III. (1637 — 57) unter denselben Bedingungen, wie Sachsen im Jahre 1635, die Hand zum Frieden. Der neue Kaiser, eben damals durch Bernhard von Weimar hart bedrängt, bevollmächtigte den Kurfürsten Anselm Kasimir, Erzbischof von Mainz, mit diesem für ihn hochwichtigen Geschäfte, und der Kurfürst brachte dasselbe auch im August 1638 unter sehr günstigen Bedingungen für Oesterreich zu Stande. Alle weltlichen Rätthe Ferdinands III. frohlockten über den Vertrag und eben so thaten auch die meisten geistlichen Würdeträger. Nur allein die Jesuiten stemmten sich mit Händen und Füßen dagegen und stießen insgesammt ein wahres Jammergeschrei darüber aus, daß selbst den Reformirten — Hessen bekannte sich zum Calvinismus — diesen Gehäpften unter den Gehäpften, geschliche Duldung zugesagt werden solle. Welch' ein Glück also für sie, daß der Kaiser einen der Geschicktesten aus ihrer Mitte, den Pater Johann Gans*), zum Beichtvater hatte, und welcher ein noch größeres Glück, daß der Monarch sich durch dessen inständige Vorstellungen bewegen ließ, den Vertrag nicht zu ratificiren! Die Landgräfin erneuerte also ihr Bündniß mit den Schweden und ihr tapferes Heer kämpfte von nun an bis zum Ende des Kriegs auf Seiten der Protestanten.

So trieben es die Jesuiten fort und fort, und umsonst drangen die Reichsstände, die sich im Herbst 1640 zu Regensburg versammelten, in den Kaiser, vor der Hand wenigstens eine allgemeine Amnestie zu erlassen, damit durch dieselbe die Aussöhnung zwischen Oesterreich und den Protestanten angebahnt werde. Der Kaiser that's nicht, weil die Jesuiten es nicht zugaben. Im Gegentheil verwarfen sie, wie aus einer damals von dem Pater Lorenz Forer — ich habe seiner schon weiter oben erwähnt — im Namen des Ordens veröffentlichten Schrift erhellt, eine Generalamnestie als eine durchaus sündige und ver-

*) Johann Gans, gebürtig aus dem Würzburgischen und Jesuit seit 1610, begleitete Ferdinand III. schon vor seiner Thronbesteigung auf seinen Heereszügen als Feldprediger und wurde nachher durch volle 22 Jahre sein Beichtvater. Er überlebte übrigens seinen Herrn um fünf Jahre, indem er erst anno 1662, der Kaiser aber anno 1657 starb.

werfliche Sache, und drangen mit aller Bitterkeit darauf, den Krieg bis zur gänzlichen Ausrottung des Protestantismus nie zu sistiren. Endlich aber sprach das Gebot der Noth allzustark, als daß der Kaiser noch länger hätte diesen Grundsatz verfolgen können, und so wurden denn anno 1643 zu Münster und Osnabrück die Friedensverhandlungen zwischen den verschiedenen kriegführenden Theilen, unter welchen auch das Ausland — Frankreich und Schweden — stark vertreten war, eröffnet. Ganz Deutschland athmete froh auf, als es sah, daß man wirklich mit dem Friedenswerke Ernst machen wolle, denn es war matt bis zum Tode von dem langen, furchtbaren Kampfe, und so hofften denn Protestanten wie Katholiken, daß man sich in aller Schnelle einigen werde, dieweil ja während der Verhandlungen das Schlagen und Schlachten fortbauerte, und zu den alten Verblutungen immer neue hinzukamen. Trotz allen dem wahrte es noch volle sieben Jahre, bis die Verhandlungen zu Ende geführt werden konnten; und wer trug die Schuld an dieser Verzögerung, während welcher unser armes Vaterland vollends bis zur Vernichtung ausgefaugt wurde? Niemand, als nur allein der Orden Jesu! Das Erste, was die Protestanten verlangten und unbedingt verlangen mußten, war Religionsfreiheit, sowie überhaupt gleiche Berechtigung und Ebenbürtigkeit mit den Katholiken. Ohne Gewährung dieser obersten Bedingung konnten sie auf keinen Frieden eingehen, denn sonst wären sie ja rechtslos geblieben; allein eben diese Vorbedingung wurde von den Jesuiten als ein religiöser Gräuel unbedingt verworfen, und sie drangen daher in den Kaiser, lieber anderweitig die größten Opfer zu bringen, lieber die schönsten deutschen Landstriche an Frankreich und Schweden abzutreten, als diese Bedingung einzugehen. Und nicht bloß in den Kaiser drangen sie, sondern auch in alle katholischen Reichsfürsten, in alle kleineren oder größeren katholischen Mächte, die auf dem Friedenscongresse vertreten waren. Welchen Erfolg aber diese ihre Machinationen haben mußten, das kann man am besten aus der Thatsache ermessen, daß es damals fast in der ganzen katholischen Welt keinen einzigen Fürsten, ja nicht einmal einen Minister oder Staatsmann von irgend welcher Wichtigkeit gab, dessen Gewissen nicht ein Mitglied der Gesellschaft Jesu berathen hätte. Am allermeisten übrigens

wußten sie den Umstand auszubeuten, daß die Friedensverhandlungen gerade in Münster und Osnabrück geführt wurden, denn in beiden Städten besaßen sie Collegien und zudem war der Bischof von Osnabrück, der Wortführer des katholischen Reichsfürstenstandes auf dem Congreß, ihr besonderer Freund. Der besagte Bischof nämlich, mit Namen Franz Wilhelm, ein unehelicher Sohn des Herzogs Ferdinand von Baiern, wurde von seinem neunten Jahre an von den Söhnen Loyola's in Ingolstadt erzogen und sog daselbst solche Grundsätze ein, daß selbst sein Vetter, Maximilian I., nicht jesuitischer denken konnte. Was er also auf dem Congresse, auf dem er als Vertreter von sieben katholischen Stimmen sowie wegen seiner Rednergabe und vornehmen Verwandtschaft großen Einfluß gewann — was er dort that und sprach, das that und sprach er im Geiste seiner Lehrer, und wenn selbst die beiden Ordensgenerale Vitelleschi und Caraffa, in deren Regierungsperiode der Congreß fiel, persönlich gegenwärtig gewesen wären, so hätten sie die Interessen ihres Ordens nicht besser wahren können. Eben so thätig, als er, erwiesen sich die jesuitischen Professoren, welche in den Collegien zu Münster und Osnabrück das Lehramt führten, und insbesondere gingen die beiden Patres Johannes Mühlmann und Gottfried Coeler nebst ihrem Rektor Johannes Schücking mit einer solch' durchdringenden Schlaueit zu Werke, daß man sie als wahre Musterjesuiten rühmen kann. Da war kein Gesandter eines katholischen Fürsten, bei dem sie nicht jeden Tag aus- und eingegangen wären; da gab's kein Zimmer, selbst nicht das geheimste, in welchem sie nicht ihre Lauscher gehabt hätten, und selbst die Wohnungen der protestantischen Bevollmächtigten waren hievon nicht ausgeschlossen. In dem Gartenpavillon ihres Münsterischen Collegiums aber hielten die Ultrakatholischen unter dem Vorsitz des spanischen Gesandten ihre Vorberathungen, und daß dann die Beschlüsse stets in rein jesuitischem Sinn ausfielen, versteht sich natürlich von selbst. Auf diese Weise gelang es ihnen, das Friedenswerk durch volle sieben Jahre aufzuhalten, und sicherlich hätte Ferdinand III. seinem Gesandten, dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, „dem Engel des Friedens“, wie ihn Viele mit Recht nannten, auch noch nicht einmal im Jahre 1648 Vollmacht gegeben, in der Frage der Religionsfreiheit die protestan-

tischerseits verlangten Einräumungen zu machen, wenn nicht eben in dieser Zeit der stürmische Wrangel das letzte Heer, welches er aufzutreiben vermochte, in tausend Trümmer geschlagen haben würde. Unter besagten Umständen aber mußte er, und so kam am 24. Oktober 1648 der schon so lange mit der inbrünstigsten Sehnsucht herbeigewünschte Frieden — man nennt ihn den westphälischen — endlich doch zu Stande. Allein, wie sah es nunmehr in Deutschland aus? Ach das dreißigjährige Morden und Sengen hatte einen Zustand hervorgerufen, den näher zu beschreiben die Feder sich sträubt. Tausende von Städten und Dörfern in Ruinen; die üppigsten Fluren auf ganze Wegstrecken in eine Wildniß verwandelt; wilde Thiere in Massen, wo sonst friedliche Heerden weideten; die noch lebenden Menschen entmenscht und nicht selten bis zu Bestien herabgesunken; Jung und Alt so tief in der Unwissenheit begraben, daß Viele nicht mehr wußten, wo Christus und wo der Teufel sei; kurz, ein Zustand, den man sich erbarmungswürdiger nicht denken kann, und der nur durch einen langen, langen Frieden wieder zum Guten gewendet werden konnte. Und doch, trotz dieser gräßlichen Noth, hatten die Jesuiten alle ihre Kräfte angewandt, um das Einigungswerk nicht zu Stande kommen zu lassen; doch, trotz alle dem gaben sie ihm ihren Fluch, nachdem es endlich zu Stande gekommen war!

Zu verwundern übrigens hat man sich nicht hierüber, denn sie hatten gehofft, ihre Macht über ganz Deutschland auszubreiten, und nun mußten sie sich mit zwei Drittheilen begnügen. Freilich durften sie sich umgekehrt frohlockend zurufen, daß diese zwei Drittheile eine Errungenschaft seien, vor welcher alle ihre Errungenschaften in irgend einem andern Staate Europas zurücktreten mußten, dieweil sie zur Zeit des Friedens in Oesterreich, Böhmen, Baiern und den verschiedenen geistlichen Fürstenthümern im Reiche zusammen nicht weniger als hundert und achtzehn Collegien nebst der entsprechenden Anzahl von Residenzen, Noviciaten und Professhäusern besaßen, allein dessen ungeachtet machte ihnen nichts größeren Schmerz, als die Gewißheit, durch den westphälischen Frieden ein so unendlich weites Feld für ihre Wirksamkeit so zu sagen mit einem einzigen Federzuge sich entrisßen zu sehen.

VI. Die Machtstellung der Jesuiten in England und den nordischen Reichen.

Weit weniger als in irgend einem andern Staate Europas wollte es den Jesuiten glücken, sich in den nordischen Reichen einheimisch zu machen, das einzige Polen ausgenommen, und ich werde mich daher in dieser letzten Schilderung des jesuitischen Wachsthums sehr kurz fassen können.

England war durch das gewaltthätige Gebahren des Königs Heinrich VIII. dem römischen Scepter entwendet worden, und so lange dieser Monarch lebte (bis 1547) mußte alles, was katholisch hieß, seinen Landen fern bleiben. Hierüber grämte sich der Stifter des Jesuitenordens gar sehr und er schickte sofort seine beiden Schüler Pasquier-Brouet und Salmeron nach England ab, um zu sehen, ob sich kein Terrain für eine Colonie in seinem Sinne finden ließe. Brouet und Salmeron überzeugten sich aber bald, daß hier nichts zu machen sei, und schifften sofort nach der Insel Grün-Grin, wie man Irland gewöhnlich zu benennen pflegt, über, um deren Bewohner in ihrem gewaltsamen Widerstand gegen Heinrich VIII. und seine reformatorischen Bestrebungen zu stärken. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht lang, denn König Heinrich brachte seine aufrührerischen Unterthanen mit Blut und Eisen zum Gehorsam, und die jesuitischen Emissäre mußten sich daher über Hals und Kopf flüchten. Eben so wenig ließ sich damals in Schottland etwas ausrichten, indem allda der große Reformator John Knox bei seiner Ausrottung des Papiasmus das ganze Volk hinter sich hatte. Diese den Jesuiten so gar sehr feindseligen Verhältnisse änderten sich nun allerdings, als in England nach der kurzen Zwischenregierung Eduards VI. (1547—53) die Tochter Heinrichs VIII. aus seiner Ehe mit Katharina von Arragonien, Maria I., gewöhnlich nur „die blutige Maria“ genannt, und in Schottland Maria Stuart, die Tochter Jacobs V. und der Maria von Lothringen zur Regierung kamen, indem beide Regentinnen von ihren Müttern im streng katholischen Glauben erzogen worden

waren; allein so ungeheure Anstrengungen auch die Römlinge unter bedeutender Mitwirkung der Söhne Loyola's, besonders der beiden Patres Edmund Hay und Thomas Dabire, machten, um den Protestantismus bleibend zu verdrängen — so große Gräuel auch verübt wurden, und so viel des protestantischen Blutes floß, so endete die gräßliche Tragödie doch damit, daß die Jesuiten, so wie in England die berühmte Elisabeth anno 1558 und in Schottland für den minderjährigen Jacob VI. anno 1568 der Graf Murray die Zügel der Regierung ergriff, ganz Großbritannien verlassen mußten. Natürlich übrigens ließen deshalb die Söhne Loyola's in ihren Bestrebungen, sich auf der britannischen Insel festzusetzen, doch nicht nach, sondern sie errichteten vielmehr alsbald sowohl in Rom selbst, als auf französischem Boden, in Douay und Rheims, sowie später in St. Omer, Lüttich und anderswo auf dem Continente Seminarier, um darin junge Engländer im papistisch-jesuitischen Sinn zu erziehen, und aus diesen Anstalten gingen dann von Zeit zu Zeit Emissäre unter allerlei Verkleidungen nach England ab, dieses Reich in Verwirrung zu bringen*). Der ureigentliche Zweck jedoch — der Zweck: bleibende Niederlassungen in England und Schottland zu gründen, gelang dem Orden Jesu nie, und Großbritannien durfte sich also rühmen, das Banner Loyola's kaum einmal vorübergehend auf seinem Boden haben wehen zu sehen.

Ganz desselben Ruhms machten sich auch die Königreiche Dänemark und Schweden theilhaftig, obwohl — wenigstens in letzterem Reiche nicht ohne Kampf und Streit. Nachdem nämlich hier durch Gustav I. die Reformation eingeführt und der Katholicismus gänzlich vernichtet worden war, glaubten die Jesuiten unter seinem zweiten Sohn und Nachfolger Johann III. (1568 bis 1592) den rechten Zeitpunkt gekommen, um sich in den schwedischen Landen geltend zu machen, denn Johann hatte die sehr gut katholische Prinzessin

*) Als solche Emissäre glänzten unter Elisabeth's Regierung besonders die Patres: Edmund Campian, Radulf Serevin, Alexander Briant und Robert Person, welche bald als Soldaten, bald als Kaufleute verkleidet England durchzogen. Person war auch zugleich der Verfasser verschiedener Schmähschriften auf die Königin und ebenso Edmund Campian.

Katharina, eine Schwester des Königs Sigismund August II. von Polen, geheirathet und diese wußte ihn ganz nach ihrem Belieben zu stimmen. Offen durfte man jedoch bei der Sache nicht zu Werke gehen, weil sich sonst das in seinem evangelischen Glauben sehr eifrige schwedische Volk empört haben würde, und somit ward der König überredet, vorerst nur ganz in der Stille und heimlich einige Jesuitenpatres kommen zu lassen. Die Patres erschienen, an ihrer Spitze Lorenz Nicolai aus Bwen, und gerirten sich als protestantische Theologen, als welche sie auch durch den Machtspruch Johannis an der neu errichteten Universität Anstellung fanden. Ihr heimliches Wirken jedoch ging dem Ordensgeneral Eberhard Mercurien zu Rom viel zu langsam und er sandte deßhalb den Pater Anton Possevin, den wir von Savoyen her schon kennen, um den König zu bestimmen, daß er den Cultus der katholischen Religion öffentlich auszuüben gestatte. So weit jedoch brachte es auch Possevin, der in der Eigenschaft eines kaiserlichen Gesandten auftrat, nicht, wohl aber so weit, daß Johann heimlich zum Katholicismus übertrat und, nachdem er den Pater Stanislaus Bersovicus, den Gewissensrath seiner Gemahlin, auch zu seinem Beichtvater angenommen hatte, sich in seinem Palast eine Kapelle einrichten ließ, in welcher er sich alle Tage die Messe nach katholischem Ritus lesen ließ. Von weit größerer Tragweite jedoch war es, daß er seinen Erstgeborenen und bereinstigen Nachfolger Sigismund, um die Wahl desselben zum König von Polen möglich zu machen, öffentlich in der katholischen Religion erziehen ließ und so gewissermaßen die Schweden darauf vorbereitete, daß mit der Thronbesteigung Sigismunds diese Religion öffentlich werde eingeführt werden. Beides schien auch in der That eintreffen zu wollen. Sigismund wurde nämlich anno 1587 richtig von den Polen, als der nächste Erbe Sigismund Augusts II., zu ihrem Könige erwählt und als dann anno 1592 Johann III. starb, so erbte der junge Monarch auch noch das Königreich Schweden. Was war nun aber natürlicher, als daß Er, der von den Jesuiten erzogen worden war und seit seiner polnischen Thronbesteigung sich ganz in ihren Händen befand, sofort von ihnen getrieben, dem Katholicismus in Schweden Eingang zu verschaffen suchte? Dessenhalben versammelten sich auch sofort am 9. Januar 1593 die schwe-

bischen Stände in Upsala und faßten einmüthig den Beschluß, daß im ganzen Vaterlande für alle Zukunft nur die Augsburgerische Confession Geltung haben dürfe; diesen von allen Anwesenden — also dem Reichsrath, der Ritterschaft, der Geistlichkeit, den Staatsministern, den Landvögten und den Bürgermeistern — unterzeichneten und von dem einstweiligen Reichsverweser Karl, Herzog der Ostgothen und Bruder des verstorbenen Johann III. contrasignirten Beschluß aber übermachte man durch eine Deputation dem Sigismund nach Warschau und forderte ihn auf, denselben zu beschwören, ehe er nach Schweden zur Krönung komme. Was that hierauf Sigismund? Nun im Anfang versuchte er es, ohne die geforderte Eidleistung den schwedischen Thron einzunehmen; wie aber dieß nicht ging, sondern vielmehr eine offene Empörung auszubrechen drohte, da schwur er auf den Rath der Jesuiten, was man von ihm wollte, doch mit dem loyalitischen inneren Vorbehalte, den Contract, so weit er ihm nicht convenire, sogleich wieder zu brechen. Und richtig — so wie er gekrönt war, kümmerte er sich kein Jota mehr um seinen Eid, führte vielmehr seine geliebten Jesuiten in Stockholm ein und übergab ihnen dort mehrere der bestehenden Kirchen, die er den Protestanten entriß. Ueberdem stellte er katholische Rätthe an, ließ Prozessionen aufführen, verlangte, daß man im ganzen Lande den Söhnen Loyola's Collegien einräume und hob schließlich die Beschlüsse von Upsala als ungesetzlich auf. Dieß ließen sich nun aber die schwedischen Stände keineswegs gefallen, sondern sie protestirten sofort energisch und wie die Protestationen nichts halfen, stellten sie ein Heer auf, schlugen dasjenige, welches Sigismund aus Polen gegen sie heranzührte, erklärten sodann den schwedischen Thron für erledigt und setzten schließlich am 18. März 1607 dem Herzoge Karl von Ostgothland die Krone auf. Nun hatte es mit der kurzen Herrlichkeit des Ordens Jesu mit einem Male ein Ende und seither sind seine Jünger auch nie mehr nach Schweden zurückgekehrt. Doch nein, ich habe Unrecht, ein einziges Mal kehrten sie zurück, nämlich unter der Königin Christine, der Tochter Gustav Adolfs, des „Löw von Mitternacht“, der so Großes im dreißigjährigen Krieg für die Sache der Protestanten leistete. Sie kamen aber nicht als Jesuiten, sondern entweder in der Verkleidung von Gelehrten, wie der Mediciner Bourdelot und die

beiden Mathematiker Paul Cassati und Franz Malines, oder als unschuldige Hauscaplane fremder Gesandten, wie die Patres Mannerschied und Anton Macedo, von denen ersterer den spanischen und letzterer den portugiesischen Ambassador begleitete. Auch gelang es ihnen keineswegs, von der Königin irgend eine Begünstigung ihres Ordens oder der katholischen Religion zu erhalten; vielmehr legte die genannte Monarchin ihre Krone vorher nieder, ehe sie am 24. Dezember 1654 ihren Glauben zu Brüssel in die Hände des Paters Guemes abschwor, und diese Religionsveränderung hatte so wenig auch nur die geringste Rückwirkung auf Schweden, daß man ihr, als sie einstens auf Besuch nach Stockholm zurückkam, nicht einmal die Ausübung ihrer neu angenommenen Religion gestattete.

Eines ganz andern Erfolges erfreuten sich die Söhne Loyola's in Polen, in welchem die katholische Religion auch nach der Reformation die herrschende geblieben war, obwohl auch nicht wenige Einwohner, etwa der vierte Theil, sich zum protestantischen Glauben bekannten. Der erste, der die schwarzen Patres in's Land rief, war der Bischof von Wilna und unter seinem Schutz gründete der Pater Magius ein Collegium daselbst, welches gleichsam das Mutterhaus für alle späteren jesuitischen Colonien in Polen und Litthauen anzusehen ist. Ihr Hauptwachsthum verdankten sie übrigens dem Stephan Bathori, welchen die Polen im Jahre 1576 zu ihrem Könige erwählten, denn bei ihm wußten sich die schlauen Patres so sehr in Gunst zu setzen, daß er sie während seiner zehnjährigen Regierung mit Reichthümern fast überschwemmte. So entstanden nach und nach im Krakauer Gebiet neben einem Professhaus und Noviziate nicht weniger als siebenzehn Collegien und Seminarien nebst acht Residenzen, in denen zusammen gegen sechshundert Jesuiten wirkten; im Warschauer Gebiet aber und im Litthauischen gab es zwei Professhäuser, ein Noviziat, fünfzehn Collegien, vier Residenzen und etwa fünfhundert Ordensglieder. Ja bis Riga und Smolenzk schoben sie ihre Vorposten vor und selbst in dem fernen Nowgorod erwarben sie sich eine Niederlassung. So groß nun aber der Nutzen war, den die Jesuiten durch diese Erfolge für sich selbst gewannen, so außerordentlich hoch belief sich der Schaden, der dadurch der polnischen Nation zugefügt wurde, denn so bald die Söhne Loyola's

einmal recht fest im Neste faßen, fingen sie an, gegen die Protestanten und Nichtkatholischen überhaupt, welche bisher nach den bestehenden Gesetzen vollkommene Religionsfreiheit genossen hatten, mit theils offenem, theils geschlossenem Visier zu Felde zu ziehen, und es entstanden in Folge dessen jene inneren Unruhen im Reiche, welche erst nach Jahrhunderten und nur mit dem Untergange der Selbstständigkeit Polens endigten. Eine in's Einzelne eingehende Geschichte dieser durch die jesuitischen Umtriebe veranlaßten inneren Zwistigkeiten zu schreiben, muß ich übrigens um so mehr hier unterlassen, als die Art und Weise, wie die Loyoliten zu Werke gingen, ganz dieselbe war, wie vor und während des großen Glaubenskriegs in Deutschland, und ich begnüge mich also, darauf hinzuweisen, wie die Aufgeklärteren unter den Polen schon am Ende des 16. Jahrhunderts sich es ganz deutlich bewußt wurden, woher die Zerrissenheit im Staate komme und wohin sie schließlich führen müsse. In einer dem polnischen Adelstande zu Proßnowitz übergebenen Denkschrift heißt es nämlich unter anderem wörtlich: „Die Jesuiten denken ganz und gar nicht darauf, die Andersgläubigen zu überzeugen, als vielmehr sie zu verfolgen, zu ängstigen und einen ewigen Religionshaß lebendig zu erhalten. Ihre brauchbarsten und scharfsinnigsten Mitglieder verwenden sie, statt zur Erziehung der Jugend, am Hofe, damit sie bei Königswahlen wie bei königlichen Erlassen einen entscheidenden Einfluß ausüben können, unter dem Schutze des königlichen Ansehens aber schmeicheln sie nur ihren eigenen herrschsüchtigen Leidenschaften. Sie waren es, welche die Unruhen in Livland, in Riga, in Litthauen, in Polhynien anstifteten, und sie waren es, welche in Krakau die protestantischen Geistlichen, um sich ihrer Kirchen zu bemächtigen, ohne Rücksicht auf Krankheit und hohes Alter mit Gewalt vertrieben, so daß bei diesem Anlaß einige Tempel sogar in Flammen aufgingen. Ihre Collegien, Seminarien und Professhäuser, die sie sich bei uns erbauten, gleichen Palästen und besetzten Citadellen und scheinen gerade dazu angelegt zu sein, damit Verräther des Vaterlandes sich darin halten können. Aufbruchstiften ist ihr Element und ihre Hauptkraft verwenden sie gegen diejenigen, welche als redliche Patrioten bekannt sind; darum aber gibt es auch kein anderes Hülfsmittel, den Staat zu retten, als, wie schon der berühmte Doctor Pir und der Reichskanzler

Johann Zamoyſki ſich ausſprachen, dieſe Leute aus dem ganzen Lande fortzuſchaffen.“ So urtheilten ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts die Klarerdenkenden unter den Polen über den Orden Jeſu; allein dieſer hatte damals bereits ſowohl bei Hofe als beim tonangebenden Adel eine allzu feſte Poſition gewonnen, als daß auf ſolche Urtheile auf den Landtagen gehört worden wäre, und ſomit erreichten die Söhne Loyola's ſchließlich (anno 1717) doch ihren Zweck, nämlich die vollſtändige Unterdrückung alles nicht katholiſchen Glaubens und zugleich die Beraubung der Diſſidenten all' ihrer politiſchen Rechte. Ueber dieſem fanatiſchen Gebahren aber brach der Bürgerkrieg zu offenen Flammen aus und da die Diſſidenten von Rußland in Schutz genommen wurden, ſo kam es ſchließlich, wie es nicht anders kommen konnte, nämlich zur Auflöſung und Theilung des polniſchen Reichs.

Noch bleibt mir übrig, von der Machtſtellung der Jeſuiten in Rußland, dem größten aller nordiſchen Reiche, zu ſprechen, allein ich kann es mit wenigen Worten thun, da der Orden nie eine Machtſtellung daſelbſt erlangte. Zwar allerdings machte der weiter oben ſchon mehrfach erwähnte Pater Poſſevin einen Verſuch, ſich einen Haltpunkt in jenem weitläufigen Staate zu gründen, und er ſtreifte deßhalb in verſchiedenen Verkleidungen von Schweden aus in den Grenzprovinzen herum. Nirgends jedoch, wo er auch anklopfte, wollte man ihm öffnen, denn das Volk, das geringere wie das höhergeſtellte, hing allzu ſehr an ſeinem althergebrachten griechiſchen Glauben, als daß es von einem Verfechter der römisch-katholiſchen Kirche und beſonders des Pabſtthums hätte etwas wiſſen wollen, und ſo verließ denn Poſſevin mit den paar Gefährten, die ihn auf ſeinen verſchiedenen Kreuz- und Querzügen begleiteten, Rußland wieder gänzlich unverrichteter Dinge. Plözlich jedoch, ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts, zeigte ſich ein Weg, um in das große nordiſche Reich einzudringen, und obwohl dieſer Weg ein ſehr krummer, ja ſogar ein ſehr verbrecheriſcher war, ſo zögerten die Jeſuiten doch keinen Augenblick, auf demſelben den Einmarſch zu forciren. Nämlich nach dem Tode des Czars Iwan II. Waſiljewiſch, genannt „der Schreckliche“, kam anno 1584 deſſen unmündiger Enkel Feodor I. Iwanowiſch an die Regierung und für ihn führte den Scepter der Fürſt Bo-

ris Feodorowitsch Godunow, der Gemahl seiner Schwester Irina; von diesem Boris aber, einem gewaltthätigen und ehrgeizigen Manne, flüsterete man, daß er den einzigen Bruder des Feodor, den Großfürsten Dmitri oder Demetrius, anno 1591 habe ermorden lassen, um sich nach dem Tode des kränklichen Feodor desto leichter der Zügel der Regierung bemächtigen zu können. Auch schien der Verlauf der Dinge diesen Verdacht zu bestätigen, denn als Feodor und mit ihm der letzte aus Kuriks Stamm anno 1598 wirklich starb, bemächtigte sich Boris sofort des Throns und das meiste Volk nebst den Großen des Reichs erkannten ihn als Czaren an. Die große Strenge jedoch, mit der er manche bei den Russen verhaßte Neuerungen durchzuführen suchte, so wie die Begünstigung der Ausländer an seinem Hofe erweckten ihm der Feinde gar Viele und es bedurfte nur eines geringen Funken, um das unter der Asche glimmende Feuer des Aufruhrs zu hellen Flammen anzublazen. In dieser Zeit der Gährung nun tauchte an der Grenze von Polen ein Mensch auf, der sich für den ermordeten Dmitri ausgab, in Wahrheit aber kein anderer war, als ein entlaufener junger Mönch aus dem griechischen Kloster Tschudow, mit Namen Grischa Dtrepiw, und dieser Mensch fiel dem polnischen Jesuitenpater Nicolaus Knermkowsky in die Hände. Sofort ward der falsche Dmitri in ein jesuitisches Collegium in Witthanen gebracht und dort in der katholischen Religion, so wie ohne Zweifel auch in der Rolle, die er zu spielen hatte — so bezeugt wenigstens der sehr unpartheiische Thuan in der Geschichte seiner Zeit — unterrichtet. Nachdem er aber gehörig hergeschult war, stellten ihn die Jesuiten ihrem treuen Freund und Gönner, dem Wojewoden von Sandomir, Wnizzeck, vor und wußten denselben durch das Versprechen einer Heirath zwischen Dmitri und seiner Tochter Marina vollständig zu ködern. Der Wojewode erkannte also sofort den Betrüger als ächten Dmitri an und durch seinen großen Einfluß, so wie durch den noch größeren der Jesuiten, gelang es nicht nur den König Sigismund III., sondern auch fast den ganzen polnischen Adel so für die Sache des Prätendenten zu gewinnen, daß es dem Wnizzeck im Herbst 1603 gestattet wurde, ein großes polnisches Heer zu sammeln, um damit für die Rechte seines künftigen Tochtermanns gegen den Czar Boris zu streiten. Im Frühjahr darauf

begann der Krieg und aus Haß gegen den harten Boris gingen nicht Wenige zu dem eindringenden Prätendenten über. So kam es denn schon nach Jahresfrist so weit, daß der Inhaber des russischen Throns seine schließliche Niederlage voraussehen konnte, und derselbe nahm daher im April 1605 Gift, um seinem einzigen Sohn Feodor, den die Russen liebten, die Thronfolge zu sichern. Letzterer wurde auch in der That zum Czaren ausgerufen, doch gerieth er schon zwei Monate später nach einem unglücklichen Treffen in die Gefangenschaft des siegreichen Dmitri und ward sofort erdrosselt. Dmitri selbst aber zog gleich darauf im Triumphe in Moskau ein und ließ sich mit großem Pompe zum Kaiser krönen.

Wer jubelte nun mehr als die Jesuiten? Der große Wurf war gelungen und der falsche Demetrius, der ihnen das Versprechen gegeben hatte, ihren Orden in ganz Rußland einzubürgern, falls seine Prätendentenschaft durchgeführt würde, saß auf dem goldenen Throne im Kreml. In der That machte auch Dmitri V., wie er sich jetzt nannte, sogleich Anstalt, sein Versprechen zu halten, und erbaute seinen bisherigen Berathern und Beschützern alsbald ein prachtvolles Collegium in Moskau. Auch erwiderte er dem Pabst Paul V., der deßhalb in Briefwechsel mit ihm trat, daß er gesonnen sei, die katholische Religion zur herrschenden in Rußland zu machen, nur möchte man ihm wegen der Vorurtheile seiner Unterthanen die gehörige Zeit dazu lassen. Kurz, die Aussichten standen ganz günstig, und der Orden Jesu träumte sich bereits als den Herrn von ganz Rußland; allein, so unerwartet schnell die Glücksgöttin geritten gekommen war, so unerwartet schnell ritt auch das Unglück. Kaum nämlich saß Dmitri V. anderthalb Jahre auf den Thron, so brach zu Anfang des Jahres 1607, an demselben Tage, an welchem er sich mit Marina, der Tochter des Wojwoden von Sandomir, feierlichst vermählte, ein Aufstand gegen ihn los und das Volk, angeführt vom Fürsten Wasili Schuiski, brach in den Kreml ein. Dmitri und seine Polen kämpften tapfer, aber bald unterlagen sie der Ueberzahl, und Dmitri selbst fiel unter den Streichen Wasili Schuiski's. So nahm seine Regierung ein überaus schnelles Ende, und mit ihr selbstverständlich auch die Existenz der Jesuiten in Rußland, denn Wasili jagte sie mit den Polen zusammen aus

dem Lande, und die griechische Religion blieb von nun an wieder auf Jahrhunderte hinein die alleinherrschende in jenem großen Reiche.

Ich bin zu Ende mit dem weitläufigen Kapitel über die Machtstellung der Jesuiten in Asien, Afrika, Amerika und Europa, und ich hoffe, der Leser soll nicht müde geworden sein, diesen meinen Darstellungen zu folgen. Klein, fast unscheinbar, war der Anfang, aber unendlich groß, ja überwältigend, der Erfolg. Als unumschränkter Monarch herrschte schon hundert Jahre nach der Gründung des Ordens sein General über alle Theile der Welt, und zu seinen Füßen lagen, in Provinzen eingetheilt, die verschiedenen Reiche von Europa, Asien, Afrika und Amerika. Ueber jede Provinz war ein Provinzial als Statthalter des Generals gesetzt, und jeden Monat mußte dieser Provinzial an seinen General Bericht erstatten. Dasselbe thaten alle drei Monate die Rectoren der Collegien, die Superioren der Residenzen und Professhäuser, die Vorsteher der Seminarien und Noviziate, die Leiter der Missionen; und durch diese Tausende von Berichten hatte der General zu jeder Minute die genaueste Kenntniß von Allem, was in der Welt vorging. Ueberdem wurde er von den Beichtvätern an den verschiedenen Höfen in die Geheimnisse dieser Höfe eingeweiht, und er war deshalb stets besser orientirt, als die jeweiligen Minister selbst. Was aber die Hauptsache war, keiner dieser Berichterstatter konnte ihn falsch berichten, weil jeder derselben wieder einen Assistenten an der Seite hatte, der seinerseits ebenfalls mit dem General in unmittelbarem Verkehr stand, und diese Controlle war eine solch' genaue, daß schon deswegen sich jeder der treuesten Wahrheit befleißigte. Somit möchte ich den Jesuitenorden zur Zeit seiner höchsten Blüthe mit nichts lieber vergleichen, als mit einem ungeheuern Netze, das sich über die ganze Welt ausbreitete und dessen Fäden sämmtlich in der Hand des Generals zusammenliefen; in diesem Netze aber zappelte der größte Theil der Menschheit, nicht anders, als die Fische thun, wenn der Fischer nach und nach die Maschen und Knotenpunkte enger und enger zusammenzieht. Möchte daher mancher König und Monarch sich noch so groß dünken, er war ein schwaches Wesen gegenüber dem General der Societät

Jesu, und darum sagte man auch dem Claudio Acquaviva, der den Orden von 1581 bis 1615 regierte, nach, daß er einmal ausgerufen hätte: „warum es denn keine Brücken zu den Sternen gebe, um auch noch andere Welttheile als die irdischen zu besiegen!“

[The following text is extremely faint and largely illegible, appearing to be bleed-through from the reverse side of the page. It seems to contain a detailed historical or philosophical discussion.]